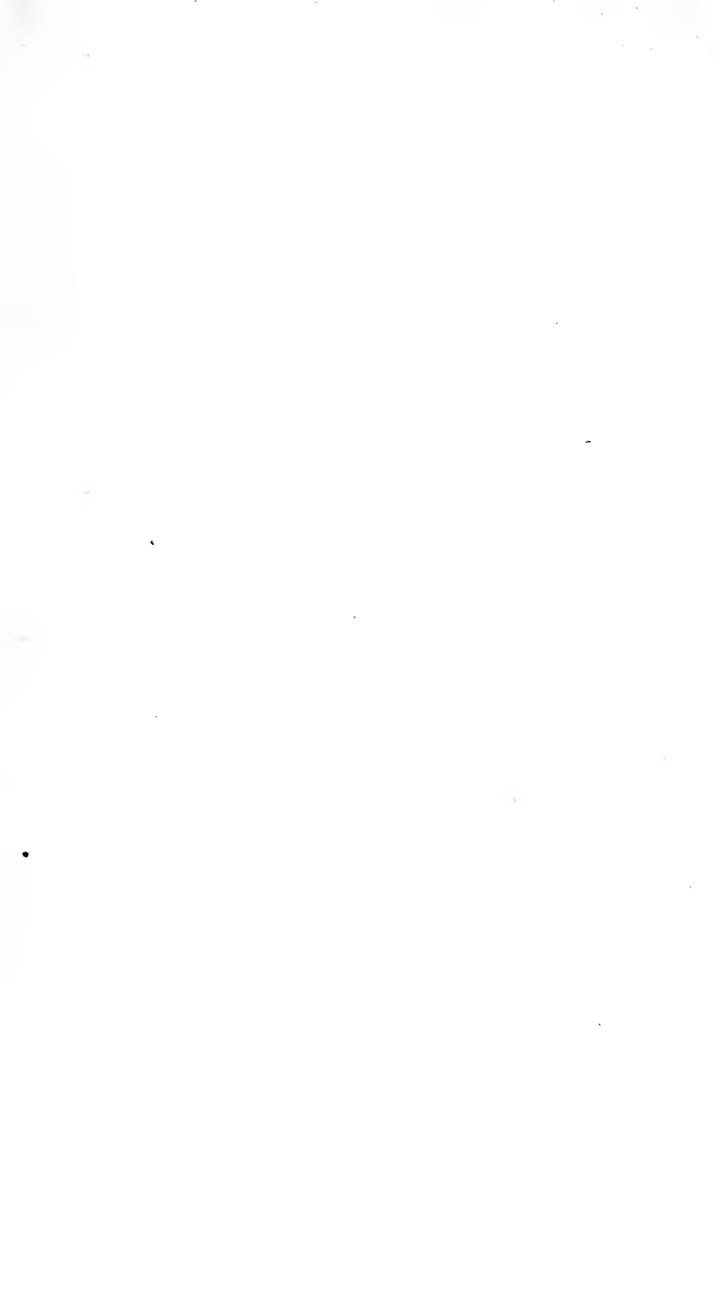


Ludwig Tieck's

Schriften.

Neunter Band.

Arabesken:

Denkwürdige Geschichtschronik der Schildbürger.
Die sieben Weiber des Blaubart.
Leben des berühmten Kaisers Abraham Tonelli.
Das jüngste Gericht.

Berlin,
bei G. Reimer,
1828.

Dem

Professor Steffens

in Breslau.

Von vielen und mannichfachen edlen Geistern ward, in vertrauter Bekanntschaft mit diesen, meine Jugend verschönert. So tratest Du mir, Geliebter, schon vor mehr als dreißig Jahren als eine der erfreulichsten Erscheinungen entgegen, und wurdest mein Freund. Deine Liebe zu Novalis, Dein Sinn für alles Wunderbare und Poetische, verband uns noch inniger. Du kamst meinem Sinn entgegen und ich ging in Deine Studien und wissenschaftliche Bestrebungen ein, so weit ich folgen konnte. Freunde sind darum noch nicht getrennt, wenn sie von diesen und jenen, auch wichtigen Punkten, eine verschiedene Ueberzeugung haben. Ich kann Dich nicht zu denen zählen, die, wenn sie noch so

gründlich, oder auch auf ihre Weise fromm sind, Wissenschaft und Kunst, Poesie und Schönheit, Heiterkeit und Scherz, den Zauber und Reiz der Sinnenwelt, so wie den freien Gedanken für unerlaubt oder gefährlich halten. Deine heitere Natur, Dein freier Sinn, so wie Deine umfassende und reiche Phantasie können jene enge Dunkelheit unmöglich erdulden, die für manche Gemüther wohl heilsam, für wenige vielleicht nothwendig seyn mag. Was Du meiner Liebe warst und bist, werde ich niemals vergessen können.

L. Tieck.

Denkwürdige Geschichtschronik

der

Schildbürger,

in zwanzig lesenswürdigen Kapiteln.

1796.



Caput I.

Einleitung des Verfassers. — Geographische Nachrichten. — Beschreibung der Einwohner.

Es ist sonder Zweifel für den Menschen ein sehr interessantes Studium, zu sehn und zu erfahren, was sich vor seiner Zeit in der Welt zugetragen hat, um nach den verschiedenen Vorfällen in der alten Welt die Begebenheiten seines Zeitalters beurtheilen zu lernen. Die Wissenschaft der Geschichte ist eben darum von je sehr hochgeachtet worden, so daß man von ihr sogar behauptet hat, sie könne den Staatsmann, so wie den Kriegshelden erziehn; aber auch für den, der in keiner von diesen Laufbahnen groß zu werden denkt, sondern nur zum Nutzen seines Geistes die Begebenheiten aus einer ruhigen und sichern Ferne beschauen will, ist es angenehm, in denen Sachen, die in der Welt vorgefallen sind, nicht unwissend zu bleiben.

Darum sind von je an billig die Männer geachtet worden, die ihre Zeit und Arbeit darauf verwandten, Begebenheiten zu sammeln, um sie dem Verstande des Lesers in einer zierlichen und klugen Ordnung vorzuführen. Auch können wir in unserm Zeitalter nicht klagen, daß es uns ganz und gar an Geschichtsbüchern mangle, wenn der Mensch deren gleich nie genug erhalten kann, und noch manche Lücken auszufüllen wären. Dem Leser ist es vergönnt, alle Nationen genau

kennen zu lernen, um von allen Ländern und Städten die Beschreibungen in den Händen zu haben; daneben gebricht es ihm auch nicht an dem nöthigen Räsonnement, sondern wir haben unzählige weitläufige Werke, in denen fast nur geurtheilt wird, und wo die Geschichte selbst nur dem Scharfsinne des Scribenten dient. Es darf sich überdies der Leser nicht über Einseitigkeit der Anschauungen beklagen, denn er kann es häufig inne werden, wie man ohne sonderliche Verdrehung die größten Menschen zu kleinen, so wie die kleinsten zu den größten macht; ein Handgriff, der jetzt in der Geschichte fast nothwendig geworden ist, um den alten, längst bekannten Thaten und Männern wieder den Reiz der Neuheit zu geben, damit wir uns zugleich ergötzen können, indem wir uns um dergleichen alte Historien bekümmern.

Die Vergangenheit ist mit Recht ein Spiegel der Zukunft zu nennen, und deswegen ist schon zum bessern Verständniß der Zeitgeschichte die Kenntniß der alten Welt nützlich. Ich darf mir daher vielleicht einigen Dank von einem großgünstigen Leser versprechen, wenn ich ihm nachfolgende alte, längstvergangene Vorfälle erzähle, indem er dadurch vor der Einseitigkeit bewahrt wird, mit der er sonst gar zu leicht die moderne Weltgeschichte lesen könnte, die in Hamburg, Berlin, Leipzig, Erlangen, Bayreuth u. s. w. wöchentlich in zweien oder dreien kleinen Heften erscheint; ich habe darum auch keine Mühe bei'm Sammeln dieser Nachrichten gescheut.

Ich darf überhaupt in dieser Chronikgeschichte wohl am meisten auf den Beifall des Lesers rechnen, weil es doch viel ehrwürdiger ist, ein Historiograph,

als ein Mährchenerzähler zu seyn; ich hoffe daher hier auch diejenigen mit mir zu versöhnen, die wegen der andern Erfindungen vielleicht übel mit mir zufrieden sind. Der Leser hat es auch nur dem Zufall zu danken, daß diese Geschichtsdarstellung in diese Mährchen geräth, für die ich sie anfänglich gar nicht bestimmt hatte, und man erlaube mir, hierüber nur noch ein paar Worte zu sagen.

Wenn man sich einem Beschützer und Gönner empfehlen will, indem man wünscht, bürgerliche Pflichten zu erfüllen, oder ein gutes Auskommen zu erhalten, und man bei einer solchen feierlichen Gelegenheit seinen Verstand zu zeigen wünscht, so wäre es höchst lächerlich, irgend etwas Poetisches hervor zu bringen und es als ein Beglaubigungsschreiben einzureichen. Darum wird auch kein vernünftiger, im kultivirten Staate erzogener Mensch darauf verfallen, den Aufschneider umzuarbeiten, oder den Finkenritter zu elaboriren, wenn er sich zu einer geistlichen oder Civilstelle melden will, denn es sind Mährchen und Possen, und kein Gönner glaubt an den Eulenspiegel und Aufschneider, selbst dann nicht, wenn er sogar einer von beiden in eigener Person seyn sollte. Die Dankbarkeit des Staats, die Liebe uns'rer Mitbürger, das Eingreifen und Mitwirken, das Helfen bei'm Fortschieben des Jahrhunderts, die zunehmende Aufklärung und Humanität, alle diese Sachen, die doch gewiß keine Mährchen sind (weil sonst ja der dankbare Staat keine Gehalte dafür bezahlen würde), wird man nie durch Mährchen erlangen; sondern eben deswegen hat es ja Griechen und Römer gegeben, und deswegen haben so manche Männer unter ihnen etwas ge-

than und gelitten, daß man in unsern Zeiten Programme und Disputationen darüber schreiben kann, um Ruhm und Aemter zu erlangen. So wenig es sagen will, ein Gedicht hervorzubringen, so viel hat es zu bedeuten, wenn man eine Abhandlung über ein Gedicht zu verfertigen im Stande ist, und dazu haben wir auch die alten Classiker.

So war ich neulich des unthätigen Lebens überdrüssig geworden, und beschloß also, am Baue des Staates mit Hand anzulegen. Ich hatte einen alten Verwandten von Einfluß, der mich aber schon längst vergessen hatte; darum wollte ich ihm das Gedächtniß auffrischen und ein kleines Buch schreiben, das den Beweis enthalten sollte, wie Nero nichts weniger als ein grausamer Kaiser gewesen sey, sondern im Gegentheil ein sehr gütiger Mann, ein Charakter, der in der Ausbildung zu groß und daher für diese kleine Welt unpassend geworden; unser Zeitalter liebt solche Bücher, und ich hätte mich dadurch vielleicht sehr empfohlen. Nachher wollt' ich von des Caligula Pferde schreiben und davon Gelegenheit nehmen, unser Zeitalter und unsre Bürgermeister zu loben; aber ein guter Freund warnte mich noch zur rechten Zeit und versicherte mich, daß man keinen Spaß verstehe. Ich schwur ihm, es sey mein bittrer Ernst, aber da er am Ende Recht behielt und ich nicht gern für boshaft ausgegeben seyn wollte, so ließ ich auch diese interessante Abhandlung liegen. Doch da ich wußte, daß mein Oheim, als ein rechtschaffener Geschäftsmann, alles Unernsthafte und Poetische verachtete, so mußte ich doch an irgend etwas Gründliches die Hand legen; und so verfiel ich denn auf die Geschichte der Schildbür-

ger, die ich nach allen meinen Kräften auszuarbeiten versucht habe. — Aber kaum war ich mit dem Werke fertig, als mein Oheim starb und ich auch nach bürgerlichen Geschäften zu streben aufhörte; damit aber meine Untersuchungen nicht ganz unnütz seyn sollten, habe ich, um der Welt zu nutzen, einen kleinen Verstoß gegen die Schicklichkeit begangen und diese wahre Geschichte in diese Erfindungen hineingetrieben.

So viel zur Einleitung!

Es fällt mir ganz unmöglich, dem wißbegierigen Leser nur einigermaßen befriedigende Nachrichten über die Geographie dieses Landes, Volksmenge, Anzahl der Feuerstellen u. s. w. zu geben, ob es gleich meine erste Pflicht wäre, denn ich habe davon gar keine Notizen, trotz aller wiederholten Nachforschungen, angetroffen. Der Leser kann sich überhaupt schwerlich vorstellen, welche Schwierigkeiten ich habe überwinden müssen, um ihm gegenwärtige Geschichtserzählung zu liefern, denn die Quellen dazu sind fast alle versiegt und vertrocknet. Ich ließ in den angesehensten Bibliotheken nachsuchen, ich gab vielen Buchhändlern Aufträge, um mir von der Messe dahin einschlagende Bücher mitzubringen, aber Alles vergebens; in den Buchläden selbst war keine Spur eines zu meinem Endzwecke brauchbaren Werkes anzutreffen. Ich ließ mich aber nicht irre machen, sondern besuchte aus reinem Enthusiasmus die Leipziger Messe in eigner Person. Einige unverständige Buchführer wollten mir Schmids Geschichte der Deutschen oder dergleichen aufheften, aber ich merkte bald, daß das nicht einmal Hülfsmittel, viel weniger gute Quellen zu nennen wären. Als ich schon

alle Hoffnung aufgegeben hatte, fand ich auf der Straße endlich noch einen kleinen, unansehnlichen Buchhändler sitzen, der aber bei aller seiner wenigen Figur die seltensten Werke feil hatte, die man vergebens in den größern Handlungen suchen wird. Das Exemplar, das ich hier von der Geschichte der Schildbürger antraf, ist daher billig für ein Manuscript zu achten, und aus diesem habe ich auch in der That das Meiste geschöpft. Der kleine Kaufmann erzählte mir unter Thränen, wie sehr er sich wundere, daß i ch dergleichen Bücher kaufte, da ich doch wahrscheinlich zu den aufgeklärten Männern gehörte, die jetzt dergleichen Bücher so sehr verachteten und ihnen einen so schlimmen Einfluß auf die Sitten des gemeinen Mannes zuschrieben, daß er bisweilen wohl gar auf den Gedanken gekommen sey, sich für ein verderbliches Mitglied des Staats zu halten. Man suche ja zum Besten der Aufklärung und der Menschheit den Till Eulenspiegel, die Heymonskinder, den gehörnten Siegfried und dergleichen Bücher durch andere neuere, ungemein abgeschmackte, zu verdrängen; es stehe, fuhr er fort, zu befürchten, daß man ihn nächstens als einen Sittenverderber über die Grenze bringen würde, so wie er prophezeite, daß man diese Volksgeschichten mit der Zeit den Bauern so gut mit Gewalt wegnehmen würde, wie das Schießgewehr.

Ich wußte auch um diese Projekte, und hatte schon oft gelesen, wie jeder unbeholfene Schriftsteller in neugedruckten Büchern jene altgedruckten verachtet hatte, ich suchte daher den Mann, mit dem ich ein inniges Mitleiden hatte, einigermaßen zu trösten. Ich sagte ihm, nach meiner Ueberzeugung, daß er doch nur

glauben solle, es sey der pure Neid, der die neuen Schriftsteller dahin bringe, daß sie diese guten alten Deutschen zu verdrängen trachteten, denn sie fühlten, daß jene besser geschrieben hätten, als sie im Stande wären; daß überhaupt diese Vorschläge, dem Volke bessere Lesebücher unterzuschieben, eben ein Projekt seyen, recht im Sinne der Schildbürger gedacht; daß die Menschen das Volk am liebsten erziehn möchten, die das Volk nicht kennen und selbst der Erziehung bedürfen, so wie diejenigen gern Lesebücher für alle Stände anfertigen, die für keinen Stand lesbar schreiben. Er sollte, fuhr ich immer fort, der Noth- und Hülfsbücher, der Boten aus Thüringen und dergleichen Bücher wegen nur unbesorgt seyn, eben so wegen der neuen moralischen Volkserzählungen, die so unbeschreiblich albern sind, weil sich die Verfasser das Volk so gar dumm vorstellen und daher nicht wissen, wie sie sich genug herablassen wollen; denn in jenen alten sogenannten Scharteken stecke eine Kraft der Poesie, eine Darstellung, die im Ganzen so wahr sey, daß sie bei'm Volk, so wie bei jedem poetischen Menschen, noch lange in Ansehn bleiben würden. Seyd nur zufrieden, sagte ich weiter, denn, mein lieber Mann, wenn jene Herren aufrichtig seyn wollen, so denken sie vom Homer nicht besser, wie von den schlichten Heymonskindern; so ein Curius incomptis capillis kommt ihnen mit seiner natürlichen Natur, mit seiner Wahrheit der Gefühle viel zu unhöflich vor, sie möchten sich Alles auf Popische Weise in langweilige Stanzen auflösen und übersetzen lassen, damit sie aus diesen Büchern heraus nicht mit einer zu harten altfränkischen Stimme angeredet würden, damit man ihnen den Honig noch ver-

zuckerte, und statt der rohen Lächerlichkeiten lieber nichtswürdige, charakterlose Albernheiten zu genießen vorsetzte. Sie möchten gar zu gern, daß der simple, treuherzige Bauersmann eben so bei langweiligen, kraftlosen Büchern gähnte, wie sie, damit sie sich an seiner Bildung erfreuen könnten. Ich weiß es auch, daß die alten guten Jägerlieder, so wie die naiven verliebten Arien und Gesänge, die oft so kindlich reden und es so ehrlich meinen, abgedankt werden sollen, und daß der Märkische Herr Schmidt und noch ein anderer großer Dichter, Lieder bei'm Melken und Waschen will singen lassen, um die Kühe und das Gesinde poetischer Weise zu ermuntern; indessen, wie gesagt, seyd unbesorgt, ich hoffe, das Bessere wird oben bleiben. — Ich ging endlich so weit, daß ich dem Manne entdeckte, wie ich die Absicht hätte, diese alten Volksbücher zum Theil umzuschreiben und sie spitzbübischer Weise sogar in die öffentlichen Lesebibliotheken zu bringen, damit selbst aufgeklärte und wahrlich nicht schlecht fühlende Demoiselles sie mit lesen und sie eine der andern empfehlen möchte, ohne zu merken, daß es so alte verlegene Waare sey. Der Mann war sehr erfreut darüber und wir schieden als gute Freunde.

Der Leser verzeihe mir diese Abschweifung; sie kann dazu dienen, ihm zum Theil deutlich zu machen, was ich von jenen Volksbüchern denke, und warum ich sie von Neuem abschreibe.

Von der Geographie des Landes also weiß ich nichts beizubringen. Einige haben die Scene nach Utopien legen wollen; indessen halte ich dies nur für einen gelehrten Kunstgriff, um sich aus der Verlegen-

heit zu ziehn, weil Utopien eine Gegend ist, die es verträgt, daß man ihr Alles aufbürde.

Aus dem Mangel der geographischen Nachrichten so wie der historischen Quellen, so wie aus der Geschichte der Schildbürger selbst, die fast etwas Possierliches an sich hat, haben Einige schließen wollen, daß diese Schildbürger niemalen existirt hätten, sondern nur eine Erfindung der Imagination seyen. Ich will nicht weitläuftig untersuchen, welche gefährliche Folgen dergleichen Hypothesen für die ganze Geschichte haben können und daß diese Sucht, Alles allegorisch zu erklären, am Ende nothwendig Geschichte und Poesie zerstören müsse. Ein guter Freund von mir ist dieser Erklärungsmethode gänzlich ergeben, und liest deswegen Banier's Mythologie, so wie die neueren noch tiefern Abhandlungen und etymologisch-, mystisch-allegorischen Werke fleißig; dieser leugnet mir gradezu, daß die Schildbürger jemals existirt hätten. Er hat sich die Mühe gegeben, die Odyssee und Ilias prosaisch aufzulösen, um zu beweisen, daß diese beiden Gedichte nichts sind, als eine wunderliche Einkleidung von allerhand Sittensprüchen und Gemeinplätzen. Er hält daher die Mühe der Botaniker für etwas sehr Ueberflüssiges, wenn sie sich quälen, den Homerischen L o t o s ausfindig zu machen, denn er findet in der Geschichte der Lotophagen und der Gefährten des Odysseus, die sich in der Lotosspeise übereessen, wieder nur eine scharfsinnige Allegorie. Ulysses war nämlich mit seinen Kameraden lange nach Art der Vagabunden umhergeirrt, die keine Gelegenheit fanden, sich zu fixiren, bis sie endlich in ein Land geriethen, das ordentlich mit Collegien, Accise, Lotterie und dergleichen eingerichtet war;

sie erhielten Alle Bedienungen, und schmeckten nun die Süßigkeit eines bestimmten bürgerlichen Einkommens; sie waren in die politischen verschiedenen Fächer versetzt, übten Pflichten aus und hatten überdies noch die Hoffnung, zu avanciren. Als Ulysses sie nun wieder abrufen wollte, um das unstäte Leben von vorn anzufangen, hatte, wie begreiflich, Keiner Lust, ihm zu folgen; und diese schöne Wahrheit hüllte nun Homer in das Gewand der Fabel, und erfand so seine Lotophagen, die also nichts Anderes significiren, als einen gut eingerichteten Staat. Ich will dem Leser in der Beurtheilung dieser Erklärung nicht vorgreifen; nur werfe ich die Frage auf: Wohin führt das endlich? Wenn Jemand nach mehreren hundert Jahren unsere ordentliche deutsche Geschichte läse und ihm die religiöse und statistische Einrichtung bekannt würde, wenn er die verschiedenen Collegia und ihre Gewalt kennen lernte, unsere Methode zu arbeiten, die mannigfaltigen Spaltungen, das verschiedene wechselnde Interesse, die Wirkungen des Aberglaubens und der Aufklärung, die Akten, die Registraturen, die Controllen, die tausend und aber tausend Bogen, die Keiner liest, die Tabellen, die Steuern, die Finanzprojekte, würde er, sag' ich, nicht vielleicht in die Versuchung kommen, unser ganzes Zeitalter, und Alles in ihm, nur für eine witzige, scharfsinnige Allegorie zu erklären? So absonderlich dürfte ihm Alles dünken; so daß ich und alle meine wirkenden und gewiß nicht zu verachtenden Mitbürger nur allegorische Personen wären, das heißt, abstrakte Verstandesbegriffe. Und doch versichern wir gegenwärtig (und ich thue es hier um so lieber, damit auf keinen Fall in der Zukunft ein Irrthum entstehe), und unser gan-

zes Zeitalter stimmt mir darin bei, daß wir Alle wirklich existiren und also an Scharfsinn- und Witz bei uns gar nicht gedacht werden darf, daß wir uns auch daran begnügen wollen, lebende Personen zu seyn und uns das gute Zutrauen verbitten, für Verstandesbegriffe zu gelten.

Ich habe dies Exempel nur darum anführen wollen, um dem geneigten Leser recht klar zu machen, wohin die verderbliche Allegoriensucht führen könne.

Es scheint mir daher auch außer allem Zweifel zu seyn, daß die Schildbürger wirklich existirt haben, und in dieser Ueberzeugung will ich nun endlich zu ihrer eigentlichen Geschichte übergehn.

Höchst wahrscheinlich war es eine Colonie vertriebener griechischer Staatsmänner und Philosophen, die sich zuerst im Lande Schilda niederließen. Es entstand in diesem Lande wenigstens nach und nach eine Generation von Menschen, die einen ganz verwundernswürdigen Verstand in sich hatten. Sie unterschieden sich durch ihre Weisheit von allen übrigen Menschen, und wußten beständig, was recht und gut sey und was man schlimm und unrecht zu nennen habe; sie waren nicht nur im theoretischen Theile der Klugheit wohl erfahren, sondern auch im praktischen, so daß Alles, was sie thaten und riethen, einen glücklichen Ausgang gewann.

Dergleichen Vortrefflichkeit konnte nicht lange verborgen bleiben, und die ganze Welt sprach bald von der großen Weisheit und dem fast übermenschlichen Verstande der Schildbürger. Einige der benachbarten Könige und Fürsten zogen die berühmtesten an ihren Hof und machten sie zu Ministern, ja, was noch mehr

war, sie folgten ihrem Rathe und befanden sich wohl dabei; andere ahmten diesem Beispiele nach, und so war bald ganz Schilda von Einwohnern entblößt, die ihr eignes Land unregiert lassen mußten, um dafür alle übrigen vortrefflich zu regieren.

Es war also nun dahin gekommen, daß ein jeder Fürst einen Schildbürger als einen weisen Mann an seinem Hofe hielt, und daß der Verstand aller übrigen Länder in Mißkredit kam. Es schien, als hätte die Natur alle ihre Kräfte aufgewandt, um in dem kleinen Lande Schilda die allervortrefflichsten Rathschläger aufsprossen zu lassen, und daß es deshalb bald Mode und haut goût werden mußte, einen rathschlagenden Mann nirgends anders her zu verschreiben, so daß auch einige Fürsten, die keinen mehr überkommen konnten, sich innerlich schämten und wenigstens ein Paar Schildknaben an ihrem Hofe erziehen ließen, um mit ehestem Verstand und guten Rath als eine sichere Erndte davon zu bringen. Auch gab es hier und da Surrogate und nachgemachte Schildbürger, und der Rath war dann freilich so, daß er einer feinen verwöhnten Zunge nicht schmecken wollte.*

Man darf sich übrigens über dieses anscheinende Wunderwerk nicht verwundern, denn die Natur scheint überall ihre Oekonomie so eingerichtet zu haben. An irgend einem bestimmten Orte ist jeglichesmal jede Sorte von Früchten die beste, so daß alle übrigen nur Abarten von dieser Art zu seyn scheinen. Die Krebse sind in manchen Gegenden weit vorzüglicher, als in andern. Die Römer konnten es zu des Horatii Zeiten den Fischen anschmecken, wo sie waren gefangen worden. In den neueren Zeiten hat man beobachten kön-

nen, wie die Treue so in dem engen Bezirke der Schweiz zusammengedrängt gewachsen war, daß kein anderes Volk ein Talent dazu hatte, eine Leibwache der Fürsten zu formiren, bis sich in den neuesten Zeiten diese Fähigkeit der Schweizer wieder verloren zu haben scheint, so wie auch die Früchte manchmal plötzlich wieder aus der Art schlagen. So haben die Pariser Pasteten, so wie die englischen Guineen, immer alles gute Vorurtheil für sich; so wie ich auch nicht begreifen kann, warum ein Fürst seine Unterthanen nicht als Soldaten solle vermiethen oder verkaufen können, wenn er einmal eine ganz besondere Anlage in ihnen dazu verspürt. Sollen denn Talente vergehen und verwesen? Ja, so wie ich es eben nicht unbillig finde, daß der berühmte Redner Demosthenes zweien gegeneinander streitenden Partheien die Reden machte, mit denen sie sich vortrefflich bekriegten, so halte ich es für bloße Einseitigkeit, daß man nicht öfter beiden Partheien zu dem doch nothwendigen Kriege die Soldaten aus Einem Lande übermacht hatte. Der Tadel dürfte auch übel angebracht seyn, da in frühern Jahrhunderten schon die edle Unpartheilichkeit der Schweizer auch hierin mit schönem Beispiele vorangegangen ist.

Auf diese Art waren also die Schildbürger im Rathschlagen unvergleichlich; denn da sie vielen Fürsten dienten, geschah es eben so, daß einer oft Rath gegen den Rath seines Mitbürgers geben mußte, und sie sich also mannigfaltig mit dem einen Verstand bekriegten, der auf demselben Boden gewachsen war.

Caput II.

Weiberversammlung zu Schilda. — Ihr Brief.

Es war jetzt geschehen, daß alle Männer aus Schilda mehrere Jahre hintereinander waren entfernt gewesen, und ihre Frauen indessen das Regiment zu Hause hatten führen müssen. Sey es nun, daß sie dieser Einsamkeit überdrüssig geworden sind, oder daß vielleicht ein durchreisender Fremder sie auf andere Gedanken gebracht hat, oder daß es gar der Wille des Schicksals war, welches beschlossen hatte, daß die Geschichte der Schildbürger von diesem Zeitpunkte die denkwürdigsten Vorfälle enthalten sollte; genug, die Weiber kamen an einem Morgen zusammen und beschlossen nach einer langen Berathschlagung, daß ihre Männer nothwendig zurückkehren müßten, und in dieser Absicht verfaßten sie folgendes Sendschreiben:

Vielgeliebten Männer!

Es ist uns lieb gewesen, zu vernehmen, daß Ihr Euch noch wohl befindet, und wir haben lange vergebens auf Eure Zurückkunft gehofft. Ihr dürft es uns nicht übel deuten, wenn wir auf Eure übergroße Weisheit gar nicht gut zu sprechen sind, da diese eben Schuld daran ist, daß wir Euren erwünschten Umgang entbehren müssen. Ihr habt, mit Erlaubniß zu sagen, Verstand für fremde Leute, aber keinen für's Haus, Ihr versteht nur zu säen, aber nicht zu erndten, und eben deswegen wird Euer Winter sehr karg ausfallen. Da Ihr die ganze weite Welt mit gutem Rath aus-

füllt, so möchten wir armen bedrängten Weiber uns auch wohl ein Stückchen ausbitten, was wir denn anfangen sollen, wenn, wie es zu vermuthen steht, Eure Abwesenheit noch länger währen sollte. Es ist sehr schmeichelhaft für uns, daß Ihr in uns're Treue ein so festes Vertrauen setzt, und doch sind wir nicht ganz außer Zweifel, ob wir Euch so unbedingt trauen dürfen, wenigstens hat es einen sehr zweideutigen Anschein, daß Ihr ganz keine Sehnsucht nach uns und nach Euren väterlichen Herden empfindet. Wollt Ihr denn bloß vielleicht dem Sprichwort zu gefallen: „Ein Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande," niemals wieder zurückkehren? Denkt nur daran, daß es auch heißt: der Pfennig ist da am meisten werth, wo er geschlagen ist; und daß Ihr hier in Schilda geschlagen seyd, darüber werdet Ihr doch hoffentlich keinen Zweifel haben.

Ihr seyd durch Eure verdammte Weisheit über alle Eifersucht erhaben, sonst wollten wir Euch bald durch einige guterfundene Lügen hierherbannen können; wenn Ihr aber nicht aus Mißtrauen zurückkehren wollt, so kommt wenigstens zurück, um Euch unsrer musterhaften Treue zu erfreuen; laßt die Welt einmal ohne sonderliche Weisheit ihren Gang gehn und nehmt Euch des Hauswesens wiederum an. Schlagt Ihr aber unsern guten Rath in den Wind, so haben wir auch auf diesen Fall einen Entschluß gefaßt. Wir haben uns dann nämlich nach Männern umgesehn, die uns mehr lieben, wenn sie auch größere Dummköpfe sind; wir leben dann um so glücklicher mit ihnen, und haben des Bischen Verstandes wegen nicht so viel Sorge und Kummer. Wir wünschen insge-

sammt, daß diese verzweifelte Gegenwehr nicht nöthig sey und daß wir uns Alle unterschreiben dürfen

Eure Weiber.

N. N. n. n. etc.

Dieses Sendschreiben ward ohne Verzug durch einen Expressen an die Männer abgeschickt.

Caput III.

Berathschlagungen. — Philemon trägt seine Gedanken vor, die Beifall finden.

Die Männer, als sie diesen Brief empfingen, wunderten sich anfangs, dann aber gingen sie in sich und sahen ein, daß ihre Frauen das größte Recht von der Welt hätten. Sie beschlossen also, nach ihrer Heimath zurückzukehren, und nahmen deshalb von den Fürsten und Königen Urlaub, die sie ungern entließen und nur auf das Versprechen, daß sie zurückkehren wollten, sobald man ihres Raths bedürfe.

Ein Jeder fürchtete sich vor seiner Hausfrauen, besonders vor dem ersten Empfange; aber als sie angekommen waren, vergaßen Alle über die Freude des Grolls, und man sah allenthalben Trinkgelage, man hörte Gesang und freundschaftliche Gespräche und Jedermann war zufrieden.

Als sich aber die Männer nach dem Zustande ihres Landes umsahen, fanden sie Alles in der größten Verwirrung. Das Gesinde war ungehorsam, die Aecker lagen unbebaut, die Werkzeuge waren in Stücken gegangen oder verrostet, das Vieh war abgestorben, Nes-

seln und Unkraut wucherten auf den Wiesen und in den Saatfeldern, die Kinder hielten sich für die Vornehmsten und sprachen in Alles mit, kurz, es läßt sich nicht beschreiben, welche Verwirrung, Verwickelung und Unordnung im ganzen Staate herrschte. Die Männer nahmen daraus so viel ab, daß ihre Gegenwart ganz unumgänglich nöthig sey; das machte ihnen schlaflose Nächte, denn sie sahen nicht ein, wie sie von den Fürsten und großen Herren abkommen wollten, die sie so lieb gewonnen hatten.

Sie hielten endlich eine allgemeine Versammlung, worin die Noth des Vaterlandes in einer recht kräftigen Rede Allen an's Herz gelegt wurde, und die der Redner endlich damit beschloß, daß man ein Mittel ersinnen müsse, irgend einen Anschlag, um von den Fürsten loszukommen, um im Stande zu seyn, die eigenen Angelegenheiten wieder einzurichten.

Die weisen Männer dachten nach, und endlich erhob sich einer, Gerard genannt, und sagte: Meine lieben Freunde und Mitbürger, es ist unsers Verstandes wegen, daß wir uns von unserm Vaterlande haben entfernen müssen, weil die Weisheit uns'rer Rathschläge uns weit und breit zu bekannt gemacht hat, so ist es meine unmaßgebliche Meinung, daß wir uns nicht gleich so plötzlich von den Fürsten und Herren losmachen, denn sie möchten über uns ergrimmt werden, gegen uns ausziehen, uns gefangen nehmen und den guten Rath mit Gewalt von uns fordern, den wir ihnen im Guten versagen; denn es ist immer ein gefährliches Unternehmen, sich den Großen zu widersetzen, ihr Verlangen mag nun billig oder unbillig seyn. Deshalb schlag' ich vor, daß wir noch auf ei-

nige Zeit zu den Fürsten zurückkehren, ihnen aber so schlechte Rathschläge ertheilen, daß sie uns bald freiwillig als untauglich entlassen.

Als er ausgeredet hatte, setzte er sich wieder nieder, und Barthel, ein sehr erfahrner Mann, stand auf und antwortete: Mein lieber Schwager, Dein Rath ist aus einer sehr guten Meinung hervorgegangen, nur glaub' ich, daß wir auf diesem Wege das Ziel gänzlich verfehlen möchten. Es ist mit dem Verstande und den Zufällen in dieser Welt eine so wunderliche Einrichtung, daß beide selten zusammentreffen. Ein verständiger Rath ist meistentheils nichts weiter, als ein gutgemeinter Wunsch, der bedächtlich ausgesäet wird, und über den die Folgezeit mit ehernen Füßen hinstampft und dadurch Schuld ist, daß er gar nicht aufgehn kann. Es ist daher nicht genug, daß man säet, sondern es muß auch eine Windstille folgen. Kein naschender Vogel darf die Saamenkörner wegfressen, dann muß ein milder Regen folgen, die Nachtfröste müssen ausbleiben, und unter diesen günstigen Umständen geht die Pflanze auf und wird nachher doch noch vielleicht vom Hagelschlag, oder durch Raupen und andres Ungeziefer verdorben. Eben also ist es mit der Weisheit, die ausgesprochen auf keinen dürren Boden fallen muß, wenn sie Wurzel fassen soll; ein guter Rath muß gerade so vernünftig gebraucht werden, wie vernünftig man ihn gegeben hat, denn sonst ist er oft wie ein übel zusammengelegtes Messer, das den verwundet, der es bei sich trägt. Auch müssen sich die Zufälle so schicken, alle Kleinigkeiten, auf die man vorher gar nicht rechnen kann, daß die Umstände und die Zeit den guten Rath vertragen. Denn so wie

es thöricht wäre, die Schafe in jeder Jahreszeit zu scheeren, wenn sie auch Wolle haben, eben so unbesonnen wäre es oft, den an sich guten Räth in der und jener Stunde zu befolgen, wo sich die Gegenwart, wie ein aufgebrachter Truthahn, mit allen Federn dagegen sträubt. Und habt Ihr es, meine Freunde, nicht selber aus der Erfahrung gelernt, daß guter Rath oft wie ein blinder Gärtner ist, der bei aller seiner Erfahrung die Obstbäume verdirbt und die Blumenwurzeln mit seinem Spaden zersticht? Befanden wir uns oft nicht in großer Noth, wenn wir guten Rath frisch und gesund vorangeschickt hatten, und er unterwegs krank ward und, von den Umständen aufgehalten, liegen bleiben mußte? Nun wurde nachgeräthelt und abgenommen und hinzugethan, verschoben und versetzt, gelenkt und gerenkt, daß wir manchmal unsere ersten eigenen Gedanken nicht wieder kannten. Statt daß oft der Unbesonnene einen Rath vom Bogen schießt, ohne hinzusehn, und doch das Weiße der Scheibe trifft. Hieraus, meine lieben Mitbürger, wollte ich nur die Anwendung auf uns machen, daß uns schlecht geholfen wäre, wenn wir uns damit abgäben, thörichten Rath zu ertheilen; denn wider alles Verhoffen könnte so in dieser thörichten und ungereimten Welt gerade der beste Rath entstehn und wir würden noch mehr hochgeschätzt und gesucht, und es gelänge uns denn das, was tausend andern Narren gelingt, die auf ihre Einfalt sich durch die Welt betteln, und eben dadurch reicher werden, als die verständigen Leute, die ihnen Almosen geben.

Diese Meinung des alten Barthel schien den Schildbürgern noch mehr Weisheit zu enthalten; sie

fielen ihm daher Alle bei und sahen sich dann einander an, da sie noch keine Arznei für ihre Krankheit gefunden hatten. Endlich erhob sich Philemon, den man fast für den hellsten Kopf erklärte, und redete. Er war noch jung, aber seine Gebehrden und sein Anstand, so wie seine deutliche, zierliche Aussprache, brachten ihm selbst bei den Aeltesten Ehrfurcht zuwege. Sein einziger Fehler als Redner war, daß er sich etwas zu lange vorher räusperte, den Kragen zurechtschob u. s. w., so daß er darin gleichsam den Fechtern nachahmte, die sich vorher mit Oel salben und alle Gelenke geschmeidig zu machen trachten. Er redete folgendermaßen:

Verehrungswürdige Freunde und Mitbürger!

Ich ersuche Euch demüthig, mir geduldig zuzuhören und Euch durch meine Vorschläge nicht erbittern zu lassen, wenn sie sich Eures Beifalls nicht erfreuen dürfen.

Es scheint eine eben so alte als ausgemachte Wahrheit zu seyn, daß man viel leichter Andern als sich selber rathen könne. Dies beweiset diese ansehnliche Versammlung, die aus den erfahrensten Männern besteht, und die, um die Minerva und ihr ganzes Gefolge zu beschämen, ihrer eigenen Angelegenheiten wegen immer noch in Verlegenheit ist. Würden es jene Fürsten und Könige glauben können, wenn sie es hörten oder läsen, die lehrbegierig zu Euren Füßen saßen und Eure weisen Reden mit Aufmerksamkeit und tiefer Demuth auffingen? Ist denn der Verstand so kurzarmig, daß er sich selber nicht helfen kann, wenn es die Noth gebietet? Wir haben ein Handwerk daraus gemacht, Andre aus dem Wasser zu ziehn, ohne das

Naßwerden zu scheuen, und jetzt wäre fast nöthig, daß wir nach jenen Thoren um Hülfe riefen, da es scheint, als wenn wir die edle Kunst des Schwimmens verlernt hätten.

Man dürfte sogar darauf kommen, an unserer bisherigen Weisheit zu zweifeln, da wir unsern Staat haben verfallen lassen, um andern aufzuhelfen; denn so wenig das ein gutes Auge zu nennen ist, das nur das Nahe bemerkt und das Fernliegende nicht zu sehn im Stande ist, eben so wenig ist das ein gutes Gesicht, das nur das Fernliegende unterscheidet und dem das Nächste gleichsam zu nahe steht, so daß es deswegen darüber hinwegsehn muß. Ich wage es, zu behaupten, daß wir uns beinahe in diesem letztern Falle befunden haben. Wir sind Köche gewesen, die nur für Andre kochen und selbst mit dem Abhube vorlieb nehmen; da wir Tag und Nacht uns mit der Weisheit abgearbeitet haben, ist sie uns gleichsam zu unserm Gebrauch etwas zu Geringes geworden.

Gar vortrefflich hat der verständige Barthel in schönen Figuren deutlich gemacht, wie selten sich die Weisheit eigentlich mit den Begebenheiten dieser Welt vereinigen lasse, denn es ist fast immer, als wenn die schlanke Grazie mit einem unbeholfenen Bauerntölpel spatzieren gehn wolle; sie werden sich nicht mit einander vertragen. Eben darum ist es auch ein undankbares Geschäft, die Umstände mit der Weisheit auszugleichen und dann wieder den Verstand durch die Umstände zu verkümmern, so daß Beide nur so eben wie Mann und Frau mit einander leben können; und eben deswegen habt Ihr, verehrungswürdige Väter, nicht so ganz Unrecht gehabt, wenn Ihr am Ende eine

heimliche Verachtung gegen die Wissenschaft der Erfahrung und gegen die Klugheit bekamt, so daß Ihr auch lieber in Euren eignen Häusern die Unwissenheit aufwachsen ließet, um nicht in den Ruhestunden auch das lästige Gewerbe fortzusetzen. — Bemerkt, wie fein ich nun den vorigen Tadel zum Lobe herumgedreht habe und wo ich alsbald hinaus will.

Es giebt nämlich gewiß noch einen höhern Verstand, als mit dem wir uns bisher in unserm undankbaren Leben beschäftigt haben; einen Verstand, der zarter und feiner ist, so daß man ihn vielleicht den wohlgerathenen, ausgebildeten jungen Sohn jener altfränkischen, bäurischen Erfahrungsweisheit nennen könnte. Ehe die Flöte erfunden war, war der Dudelsack das lieblichste Instrument, und als man noch keinen Kaffee kannte, war Warmbier ein vornehmes Frühstück. Daß aber alle menschliche Kenntniß wachsen und sich verfeinern müsse, werdet Ihr nicht im Stande seyn zu läugnen, denn es hieße nichts anders, als behaupten, man habe nun die Gestalt der Weisheit von oben bis unten genau gesehn, man sey bis an den kleinen Zehen gekommen und fühle nun ganz deutlich, daß hier die Schuhe anfingen. Das riesengroße Bild der Göttin steht aber mit dem Haupte über die Wolken hinaus, und mit den kolossalen Füßen ist sie tief in die Erde gegründet, so daß vielleicht noch viele Jahrhunderte vergehn, ehe das Menschengeschlecht ihre Form ganz kennen lernt. Es wäre aber ein unedler Vorsatz, wenn wir in der Kniekehle wollten stehn bleiben, in die wir uns jetzt eingegraben haben; wir sind bloß so weise geworden, indem wir immer nach größerer Weisheit strebten. So wie wir uns also für vollendet halten,

und das Trachten nach dem Höherklimmen aufhört, so schüttelt uns die Göttin wie Staub von sich, und wir fliegen dann weit in's Feld der Unwissenheit hinein und liegen im Sande der Thorheit und werden von den Dornen der Dummheit gestochen und gänzlich zerrieben.

Es giebt aber keinen bessern Ständer, keine bessere Grundlage, um das Gebäude des Verstandes aufzuführen, als wenn man stets vor Augen hat, was man eigentlich will. Wenn wir unsern Willen in einer ungewissen Ferne wandeln sehn und nicht darauf wetten mögen, ob er Vogel oder viergefüßt sey, dann ist unser Können nur ein tauber Handlanger, der sich aus den Befehlen des Baumeisters nicht zu vernehmen weiß. Und dies, meine Freunde, war in dem Auslande unser Fall. Wir mußten immer auf's Gerathewohl auf die Jagd gehn, da das Terrain zu groß war, um es genau kennen zu lernen; und so mußten wir freilich oft vorlieb nehmen, einen kleinen Hasen zu erschnappen, wenn wir uns auf einen ansehnlichen Hirsch Rechnung gemacht hatten. In solcher beschränkten Lage muß man sich genau an die Erfahrung halten, und an jene blöde Weisheit, die nicht wagt, weil statt eines großen Gewinnstes auch ein großer Verlust fallen könnte, und die den Zufall immer für verständiger als den Verstand halten muß, weil er sich durchaus nicht vom Verstande berechnen läßt. In solchen Umständen ist es gut, den Pferden des Scharfsinns die Augen von der Seite zuzubinden, damit sie immer nur gerade aussehn und das Lenken vertragen. Diesen Zustand, den wir nur verlassen haben, möcht' ich, wenn mir diese kühne Metapher erlaubt ist, den Milch-

bart unserer Weisheit nennen, den wir dem Auslande, als gleichsam einem Apollo, geopfert haben, um dem männlichen, kräftigern Nachschusse Platz zu machen. Denn hier sind wir nun in unserm kleinen beschränkten Vaterlande, wo es uns vergönnt ist, genau zu wissen, was wir wollen, wo wir Alles also auch um so dreister angreifen dürfen. Hier können wir Alles mit einem Blicke umschaun und unsre bisherigen Erfahrungen als Vordersätze zu weit scharfsinnigern Folgerungen benutzen; hier können wir die fliegende Spekulation mit kriechender praktischer Vernunft vermählen, und so in unserm Eigenthum eine Weisheit treiben, die Alles weit übertrifft, was die Sterblichen bisher auch nur geahndet haben.

Um diesen Vorsatz auszuführen, ist es aber nöthig, daß wir unser Vaterland nicht wieder verlassen, und ich komme also nun zum eigentlichen Zweck meiner Rede.

Der verständige Barthel hat Recht, wenn er Gerards gut gemeinten Vorschlag verwirft; ein besserer muß also dessen Stelle ersetzen. Hier ist er:

Um recht sicher zu seyn, müssen wir keinen der gewöhnlichen Wege gehn, weil man sonst unsre wahre Absicht gar zu leicht entdecken könnte. Wir müssen einen kühnern Plan entwerfen, den uns die Spekulation vielleicht an die Hand giebt.

Es ist bei manchen Gelegenheiten nicht undienlich, die Naturgeschichte nachzuschlagen, und jene unschuldigen, eingeschränkten Politiker, ich meine die sogenannten Thiere, zu beobachten, und einen Wink, den sie uns geben, auf eine klügere Art zu benutzen. So wissen wir, daß der Biber sich selbst der aromatischen

Arznei entäußert, wegen der ihn der Jäger verfolgt, um nur in Sicherheit zu entkommen. Uns hat man wegen unserer köstlichen Weisheit nachgestellt, die man in uns fand, und dieser wunderbaren Essenz wegen, die einmal ohne unser Zuthun in uns wächst, wird man uns auch niemals in Ruhe lassen. Guter Rath ist theuer, sagt das Sprichwort, und eben deswegen wird man noch immer Jagd auf uns machen. Wir sollten also scheinbar dem Biber nachahmen, und uns freiwillig dessen berauben, was uns so kostbar macht; der Verstand ist die Ursache unsers Unglücks, wir müssen daher dem Scheine nach den Verstand auf einige Zeit beiseite legen, und eben dadurch im höchsten Grade verständig seyn.

Da es keine Frage weiter ist, ob wir weise Männer sind, so wird es uns eben um so leichter werden, Narren zu scheinen, und dadurch wird die Welt bethört werden, und die Fürsten und Herren werden von uns ablassen. Einen solchen Plan auszuführen ist nur dem Weisen möglich, denn für den Thoren ist es ein gefährliches Unternehmen, sich mit der Narrheit vertraut zu machen; statt daß er sie regieren sollte, regiert sie ihn, und so muß er nach dem Anlaufe den ganzen Abhang des Berges wider seinen Willen hinunterlaufen.

Dies ist mein Vorschlag. Laßt uns thöricht scheinen, um klug zu bleiben, uns're Widersacher hintergehn, und unsern eigenen Verstand vollkommen machen, indeß wir in unserm kleinen Lande so glücklich sind, und es so glücklich machen, als es nur möglich ist. — Dixi. —

Er setzte sich nieder und ein lauter Beifall erscholl

durch die ganze Versammlung. Alle nahmen sich vor, die Thoren zu spielen, und Jeder überlegte, welche Rolle er wohl am besten durchzuführen im Stande sey. Nur Gerard stand auf, und sagte:

Wie, meine Freunde, sollt' ich denn mein ganzes Leben mit dem Studium der Weisheit verloren, und es nun endlich bis zum Narren gebracht haben? Sind das die Früchte des tiefen Forschens? Wahrlich, ich will doch lieber der ganzen Welt Rath ertheilen, als in meinem Hause für mich selber ein Narr seyn.

Es war aber Einer in der Versammlung, den die übrigen nur immer aus Scherz Pyrrho zu nennen pflegten, weil er oft an den unbezweifelsten Sachen zweifelte. Dieser antwortete:

Mein lieber Gerard, Ihr hättet ganz Recht, wenn die Rede davon wäre, daß wir simple Narren ohne weitern Zusatz seyn wollen. Wenn Ihr aber bedenkt, daß wir zum Besten des Vaterlandes es werden wollen, so könnt Ihr mir Euren Beifall nicht versagen. Ist es süße Pflicht, für sein Vaterland zu sterben, so ist es vielleicht eine noch lieblichere Aufgabe, den Kopf in der Thorheit unterzutauchen, und sich vom Grunde dieser wunderlichen Quelle herauf den Kranz eines Patrioten zu holen. Die meisten Menschen sind Narren ihr Lebelang, ohne sich und Anderen zu nutzen; wir haben den schönen Gewinn, daß wir den Staat und unsre Mitbürger damit erfreuen. Welches Opfer könnte zu groß seyn!

Nur erlaube mir diese verehrungswürdige Versammlung einige Zweifel, die ich nicht gänzlich verschweigen darf. — Es entsteht die Frage, ob es durchaus kein ander Mittel der Rettung giebt, als das vor-

geschlagene? Man sagt: Wer Pech angreift, besudelt sich; und so, fürcht' ich, ist es mit der Narrheit beschaffen. Es läßt sich nicht mit ihr spaßen, sie macht keinen Unterschied unter Groß und Gering, Arm und Reich, und ihre höchste Schadenfreude ist es, von einem verständigen Manne den Stempel der Vernunft wegzulöschen. Ja, es fällt mir ein, ob nicht vielleicht, ohne daß wir daran denken, unsere Zeit gekommen ist, daß wir umschlagen und aus gutem Weine ein kamiges Getränk werden. Ich meine, daß wir vielleicht schon Narren sind, und aus keiner andern Ursache einen solchen Vorschlag thun und ihn genehmigen; dann dürfte es uns vielleicht wider Willen ziemlich leicht werden, das aufgegebene Thema durchzuführen. Es ist mit dem Menschen vielleicht wie mit dem Obst, das auch nur auf eine kurze Zeit durch sich gut ist und einen natürlichen Hang zum Verwildern hat, eben so wie sich auch die Kartoffeln mit jedem Jahre verschlechtern, wenn man sie nicht wieder aus neuem Samen zieht. Wenn man etwas Besseres haben will, verliert man oft noch, so wie der Hund in der Fabel, das Gute obenein, und so könnte es uns mit unserer zukünftigen Weisheit gehn. Wir werden am Ende, zum Beispiel für die ganze Welt, aus Ueberklugheit dumm, und dann, — wie soll es dann werden? Bedenkt also, Ihr weisen Männer, bedenkt den Schritt, den Ihr zu thun gesonnen seyd; es ist fast eben so mißlich, als zu heirathen, und darum seyd um des Himmelswillen nicht allzurasch.

Er hatte ausgeredet, und man fand seinen Vortrag nicht unweise; aber dennoch ging das Gesetz

durch, das Philemon vorgeschlagen hatte, daß künftig jeder Schildbürger nur darauf sinnen solle, wie er den Narren natürlich genug darstellen könne.

Caput IV.

Die Narrheit nimmt glücklich ihren Anfang.

Da es der freiwillige Entschluß der Schildbürger war, sich in der Thorheit zu versuchen, so wird schon Jedermann vermuthen, daß sie es nicht gleich zum Eingange zu grob werden angefangen haben. Sie hatten sich klüglicherweise vorgenommen, nur Schritt für Schritt in dieser schweren Wissenschaft weiter zu gehn, damit sie die Welt um so besser betrügen könnten.

Es ward beschlossen, ein neues Rathhaus zu errichten, weil sich das alte in einem gar zu baufälligen Zustande befand. Die Schildbürger versammelten sich daher, um im Walde Holz zu fällen und es dann nach der Stadt zu schaffen.

Sie begannen das Werk ganz ordentlich, fällten das Holz und säuberten es von Aesten und Laubwerk, da ein ächter, unverstellter Narr im Gegentheil schon hier seine Thorheit würde offenbart haben.

Sie hatten viele Mühe, es auf dem Wege nach der Stadt über einen ziemlich hohen Berg zu schleppen, und auf der andern Seite die Bäume wieder hinunter zu schaffen. Aber die Schildbürger ließen bei dieser Gelegenheit ihre Liebe zur Thätigkeit gewahr werden, denn es machte sie nicht verdrießlich, als sie schwitzten und heftig keuchten, sondern die Schwierig-

keiten, die sie zu überwinden hatten, machten ihnen gleichsam einen neuen Muth zur Arbeit.

Es war nur noch einer von den Bäumen oben auf dem Berge liegen geblieben, dieser riß sich wegen seiner Schwere von den Stricken los und rollte aus eigener Kraft den steilen Berg hinunter. Die Schildbürger standen oben und verwunderten sich über den Verstand eines so groben Klotzes, der freiwillig seiner Bestimmung entgegeneilte; daneben freuten sie sich über das possirliche Hinunterrutschen, und Einer unter ihnen sagte: Sind wir nicht rechte Thoren, daß wir uns also abgequält haben, da das Holz durch sich selbst geschickt genug ist, den Berg hinunterzugehn? Ihm antwortete behende ein Anderer: Dem Schaden, Freunde, kann leichtlich abgeholfen werden, wir dürfen nur die Bäume wieder heraufschaffen, so können sie dann von selbsten herunterlaufen, und wir uns an ihrer Schnelligkeit ergötzen.

Dieser Rath fand großen Beifall; obgleich die Mittagssonne brannte, so hielten die eifrigen Arbeiter doch nicht eher Ruhe, bis sie alle Bäume wieder auf den Gipfel des Berges geschafft hatten. Dann ließen sie einen nach dem andern los, und genossen nun im friedlichen Zuschauen den Lohn ihrer unermüdeten Thätigkeit, dann gingen sie in die Herberge und schmauseten auf Unkosten der Gemeine, weil sie ein so löbliches, allgemeinnützliches Werk glücklich vollbracht hatten.

Der Zweifler Pyrrho blieb noch eine Weile allein zurück und überlegte den ganzen Vorfall. Er war bei sich unschlüssig, ob er seine Stimme mitgegeben habe, um einen artlichen Scherz zu treiben und gleichsam einen Narren zu significiren, oder ob es sein

Ernst gewesen. Er konnte sich seines Seelenzustandes nicht mehr so deutlich erinnern, um ein richtiges Urtheil über sich selber zu fällen; doch war er endlich dahin mit sich einig, daß ihm das possirliche Hinunterrutschen der Hölzer ein großes Vergnügen gemacht habe.

Nach diesem wurde das Rathhaus nach einem verständigen Plane angefangen und glücklich zum Ende hinausgeführt.

Caput V.

Einrichtung des neuen Rathhauses.

Ich kann nicht bestimmen, ob es Zufall war, oder durch die Absicht Philemons geschehen, der den Bau dirigirte, daß das neue Rathhaus, als es vollendet war, keine Fenster hatte. Es war in einem länglichen Viereck gebaut, und über der Thür stand mit großen Buchstaben:

An Gottes Segen
Ist Alles gelegen.

Als man sich nun das erste Mal versammelte, um das Gebäude feierlich einzuweihen, siehe da, so fehlte es inwendig gänzlich am Lichte, Keiner konnte den Andern gewahr werden, Alle verfehlten ihrer Sitze, sie rannten mit den Köpfen gegeneinander, und es entstand ein großes Geschrei, Getümmel und Gepolter. Man merkte, daß diese Verwirrung allein durch die Finsterniß entstände, deshalb ließ man schnell ein Kaminfeuer anzünden, und nun fand ein Jeglicher seinen Sitz und seinen Rang wieder. Einer der Aeltesten in

der Versammlung sagte hierauf: Es scheint, daß uns unser neues Rathhaus viele Verwirrung bringen wird; es wäre aber nicht gut, wenn wir jedesmal unter solchen Umständen zusammenkommen sollten, denn es wäre dann eine schlimme Handthierung, Rathsherr von Schilda zu seyn. Uebrigens mögt Ihr, werthgeschätzter Philemon, jetzt die Einweihungsrede halten.

Philemon stand auf, und Alle waren aufmerksam; er fing an:

Es ist heute für uns Alle, meine Freunde, ein feierlicher Tag. Nicht nur deswegen, weil wir an diesem Tage zum erstenmale uns hier in diesem Gebäude versammeln, sondern auch deswegen, weil es nun gerade drei Monate sind, als ich zuerst den Vorschlag that, uns thöricht und närrisch anzustellen. Es ist sehr von Nutzen, zuweilen still zu stehn, um zurückzusehn auf unsre Laufbahn, und zu überlegen, wie wir diesen weisen Vorsatz ausgeführt haben. Wenn ich an unser ganzes Betragen zurückdenke, so kann ich nichts anders thun, als uns selber loben und bewundern, daß wir als weise Männer uns in einer fremdartigen Maske doch so natürlich ausgenommen haben. Es ist aber auch sehr nützlich, so oft die Gelegenheit kömmt, uns ja zu erinnern, daß wir uns nur verstellen, und dabei genau untersuchen, ob nicht manche Thorheit etwa aus einem natürlichen Hange zur Narrheit entsteht, und wenn wir es gewahr werden sollten, uns ja in allem Ernste davor zu hüten. Denn es wäre doch ein schlimmes Beginnen, wenn wir das plötzlich im Ernste wären, wozu wir uns anfangs kaum aus Verstellung bekennen wollten; es würde für die Folgezeit alle weise Entschließungen in einen übeln

Kredit bringen und man würde sehr über uns spotten, daß uns unser Vorsatz nur gar zu gut gerathen wäre. Deshalb wollen wir uns immer mit beiden Händen an der Weisheit, als unsrer lieben Mutter, fest halten, damit sie das Schwesterkind, die Thorheit, die wir haben adoptiren müssen, in den gehörigen Schranken halte.

Ihr habt Euch nun vielleicht gewundert, warum es doch in diesem unserm neuen Rathhause also finster sey. Ihr habt es wahrscheinlich für einen Fehler erklärt, und gemeint, es sey meine Nachlässigkeit, Unachtsamkeit, Zerstreuung oder sogar unfreiwillige Thorheit, die dergleichen Finsterniß veranlasset habe. Ich freue mich, eine Gelegenheit zu haben, mich zu vertheidigen und zugleich eine kurze Rechenschaft von meinem Verstande abzulegen.

Es ist nämlich aus kluger Ueberlegung entstanden, daß ich dieses Haus der Rathschläge also habe einrichten lassen; und damit Ihr seht, wie viel ich mir dabei gedacht habe, will ich Euch alle meine Gründe nach einander zur Prüfung vorlegen.

1) Ohne alles Bedenken muß jeder Rathsherr mit ernsten Gedanken in die Rathsstube treten, voll von seinen Vorschlägen und Meinungen. Es ist unschicklich, wenn er sich durch Nichtswürdigkeiten in seinen tiefen Betrachtungen stören läßt, und etwa, ehe die Verhandlungen ihren Anfang genommen haben, wie ein gemeiner Mann aus dem Fenster sieht, die Vorübergehenden grüßt, und wohl gar mit einem oder dem andern spricht. Oft hab' ich es erlebt, daß eine ganze Rathsversammlung aufsprang, und neugierig die Fenster aufriß, wenn sich ein Lärmen auf der Gasse

hören ließ und etwa ein Puppenspieler mit seiner Trommel vorüberzog; ein plötzlich angespielter Dudelsack hat manchmal einem wichtigen Prozesse eine ganz falsche Wendung gegeben. — Diesem Uebel und dieser Unanständigkeit habe ich vorgebaut, denn Ihr werdet hier keine Fenster sehn, die uns irgend einmal in unsern tiefsinnigen Betrachtungen stören könnten.

2) Bringt die Dunkelheit schon immer ihrer Natur nach ernsthafte Gedanken mit sich. Darum sind auch die meisten Kirchen, in denen man andächtig und religiös seyn soll, etwas finster gebaut, weil das Licht gleichsam etwas Leichtsinniges in sich trägt, das unser Gemüth zerstreut und eine ungeziemende Heiterkeit auf uns herunterschüttet, so daß Licht und Finsterniß sich wie Scherz und Ernst gegenüberstehn und die Dämmerung ein Bastard von beiden ist, der zu gar nichts nützt. Ein Rathhaus kann aber darum nicht dunkel genug seyn, und Ihr seht, ich habe so ziemlich die beste Finsterniß getroffen.

3) Selbst das Alterthum spielt ganz deutlich auf die finstern Rathhäuser an, indem es die Gerechtigkeit beständig mit verbundenen Augen darstellt. Die Neueren haben es nachgeahmt, ohne zu wissen, was sie thun. Ich hoffe, wir sitzen hier Alle so gut, als wenn uns die Augen verbunden wären, und das ist es eben, was jeder Rathsherr inniglich wünschen muß, damit er ein ganz vollkommenes Bild der Gerechtigkeit ist.

4) Wird unsre Versammlung immer etwas Ehrwürdiges, ja für die übrigen Menschen etwas höchst Schauerliches haben, indem wir hier also im Finstern unser Wesen treiben. Ihr werdet bemerkt haben, wie die Dichter in ihren Trauerspielen das Theater immer

verfinstern lassen, wenn sie einen recht großen, tief eindringenden Effekt hervorbringen wollen; wie man schwarze Kleidung trägt, wenn man recht ehrwürdig auszusehn wünscht; wie aus keiner andern, als dieser schwarzen Ursache, Kinder sich vor den Mohren fürchten, und der, Gott sey bei uns! meistentheils deswegen so entsetzlich ist, weil er sich ganz schwarz trägt, so daß er sogar schwarzes Blut und eine ganz schwarze Seele haben soll. So sind wir nun auch hier mit unsern heiligen Amtskleidern, schwarz in Schwarz. Bedenkt nur, wie einem Missethäter, (die uns doch Gott hoffentlich bescheeren wird) zu Muthe werden muß, wenn er hier hereintritt, und so wenig Richter als Gesetze wahrnimmt, und sich nun die Stimmen aus dem heiligen Dunkel erheben, und ihn wie Richter eines heimlichen Gerichtes verdammen. Es wird ein solches Entsetzen unter die Leute bringen, daß schon deswegen alle Missethaten aufhören werden.

5) Man hat den Richtern so oft vorgeworfen, daß sie sich haben bestechen lassen. Ich möchte sehen, wie es ein Delinquent anstellen wollte, uns hier in dieser Finsterniß zu bestechen; denn wir wären ja nicht einmal im Stande, zu unterscheiden, ob das Geld, das er uns anböte, ächtes oder falsches Geld wäre. Die Schönheit einer Verbrecherin wird auch nicht unsere Herzen rühren können, weil wir nicht im Stande sind, sie zu sehn; und so werden unsre Urtheile immer unpartheiisch seyn. Ihr seht, ich habe durch diese Finsterniß zugleich dafür gesorgt, daß wir ohne Anfechtung tugendhaft bleiben können.

6) Ich komme nun zum sechsten, letzten und zugleich wichtigsten Grunde. — Es scheint einmal eine

ganz nothwendige Sache zu seyn, ein physischer Erfolg, der unmittelbar aus dem Rathschlagen entsteht, daß einige von Richtern bei den Verhandlungen einschlafen müssen. Es herrscht in einem Gerichtssaal immer eine Dosis narkotischer Ausdünstungen, die auf einige Köpfe fällt, und so das verursacht, was wir Schlummer oder Schlaf nennen. So wie es in einer Armee immer einige Leute geben muß, die sich fürchten, und die so gleichsam die Furcht verbrauchen, die einmal nothwendig da ist, und dadurch eben nützlich und Ursache sind, daß die übrigen desto muthiger bleiben. Eben so wie die Kranken in der Welt nur den Krankheitsstoff eingesogen haben, der in der Welt herumfliegt, und daß diese sich also zum Besten der Gesunden aufopfern. Es wäre gut, wenn Furcht in der Armee, Krankheit in der Welt und Schläfrigkeit in einem Gerichtssaale herumgehn könnten, damit es denen Wenigen nicht zu sauer würde, die sich damit einlassen müssen; aber die Erfahrung scheint dagegen zu sprechen. Es ist, als wenn gewisse Menschen reizbarer für diese Eindrücke wären, und ihre Nerven am Ende, wenn der Eindruck öfter geschieht, einen gewissen Habitum darin bekommen, so daß sie dann leicht die andern übertreffen, und fast ausschließend diese Bemühung auf sich nehmen. Ist es also ausgemacht, daß bei'm Berathschlagen einmal geschlafen werden muß, so habe ich ohne Zweifel für meine Herren Collegen und Freunde weit besser gesorgt, als es bisher noch irgend ein Baumeister gethan hat. Denn es leidet keinen Zweifel, daß das muntre Licht, besonders aber wenn die fröhliche Sonne scheint, der Schläfrigkeit sehr entgegen arbeitet. Ich habe es auch oft be-

merkt, wie zuwider den Schlafenden die Sonnenstrahlen sind, so daß sie die Augen reiben, den Kopf verdrüßlich hin und her wenden und in ihrem Stuhle irgendwo einen sichern Schatten suchen. Diesem Uebel ist nun abgeholfen, und ich denke, ich habe Dank von Euch Allen verdient. Daneben ist auch nun der Uebelstand vermieden, daß die citirten Partheien es niemals wissen können, wenn ihre Richter schlafen; denn da diese Kläger und Angeklagten gewöhnlich unwissende Leute sind, die noch in ihrem Leben nicht auf einem Richterstuhl gesessen haben, so wissen sie auch nicht leicht, was zu einem Richter gehört; sie machen daher von der Schläfrigkeit oft sehr schiefe und unrechte Auslegungen, nehmen sie gewöhnlich übel, und bringen bei andern Dummköpfen die Richter in eine üble Nachrede. Wenn Ihr also nunmehr sicher schlafen könnt, so schafft Euch diese heilsame Finsterniß zugleich Gelegenheit, im Schlafe bessere Gedanken zu bekommen, und Euer Richteramt ist dadurch um so mehr vervollkommnet. Denn es würde eine große Unwissenheit verrathen, wenn man es läugnen wollte, daß einem oft die schönsten und scharfsinnigsten Gedanken im Schlafe kommen; wie mir denn zum Beispiel die meisten dieser sinnreichen Gründe für die Dunkelheit im Schlafe beigefallen sind. Es wird also wohl dahin kommen, daß nach allem diesem unser Rathhaus der verehrungswürdigen und furchtbaren Höhle des Trophonius ähnlich wird, wo man in der Dunkelheit saß und endlich einschlief; im Schlafe aber offenbarte sich der Gott den um Rath Fragenden durch die seltsamsten Gesichter, und gab sein Orakel von sich. Wir haben also ein berühmtes und göttliches Beispiel als

Muster vor uns; wir können daher mit so größerer Zuversicht auf unserm Wege fortwandeln.

Dies war es, was ich Euch zu sagen hatte. Ihr seht, daß alle meine Gründe auf der sichern Stütze der Weisheit ruhen und deshalb begründete Gründe zu nennen sind; sie sind nicht von denen Gründen, die man aus der Luft greift, oder vom Zaune bricht, und die daher jeder Narr haben kann, sondern es sind tief versteckte Gründe, zu denen man nur durch schwierige Umwege gelangt, und deren daher nur der ächte Weise habhaft werden kann. Ihr seht aus meiner heutigen Rede zugleich, wie man in der Ferne eine Sache fast für thöricht erklären möchte, die doch in der Nähe die Weisheit selber ist. Im Gegentheil gleicht die Thorheit manchmal einem perspektivischen Gemälde, das in der Ferne nach etwas aussieht, wenn man aber näher geht, so sind es nur grobe und verwirrte Striche.

Laßt uns nun zum Schlusse noch versuchen, wie es sich in diesem neuen Gebäude rathet; denke ein Jeder fleißig für sich nach, damit sich das Haus daran gewöhne, denn es ist mit dem Denken wie mit dem Schall; neue Häuser wollen sich anfangs nicht recht dazu bequemen.

Er hatte ausgeredet. Alle saßen in tiefen Gedanken und über ein Kurzes schliefen sie und schnarchten so stark, daß die Vorübergehenden draußen still standen, und sich über den großen Eifer ihrer Rathsherren wunderten. Das Feuer im Kamine war längst ausgebrannt, und die Denker erwachten erst in der tiefen Nacht, sie tappten nach der Thür und gingen nach Hause; Alle waren darüber einig, daß, nach der ersten Probe zu urtheilen, das neue Rathhaus zum Rath-

schlagen ganz unvergleichlich sey. Ueberwacht und von ihren patriotischen Bemühungen ermüdet, legten sie sich zu Bette und schliefen, wie es allen so guten Bürgern zu wünschen ist, einen sehr gesunden Schlaf.

Caput VI.

Rede zum Besten der Experimentalphysik. — Ein physikalischer Versuch.

So war das Rathhaus der Schildbürger eingeweiht, und die Bürger eilten, irgend einen Prozeß zu haben, damit er in dem neuen Gebäude geschlichtet werden könnte. Es fanden sich bald mehrere Gelegenheiten, Recht zu sprechen, und die Justiz wurde vortrefflich im Dunkeln gehandhabt, denn wenn man auch keine Polizei, noch irgend einen Diener der Gerechtigkeit gewahr wurde, so ging das Staatssystem doch immer seinen Gang fort und die Bürger waren glücklich und zufrieden. Es entstanden aber bald mehrere Unannehmlichkeiten, an die man anfangs nicht gedacht hatte. In der Dunkelheit des Saals konnte man nie wissen, welcher von den Rathsherren da war, oder welcher fehlte, keinem konnten die ihm gebührenden Titel gegeben werden, und einigemal hatte man viel zu lange Rath gehalten, denn alle Anwesenden waren eingeschlafen und hatten darüber die Mittagstafel und das Abendessen versäumt. Es fügte sich auch einigemal, daß die Leute mit den ausgesprochenen Urtheilen nicht zufrieden waren und öffentlich über das Gericht murreten. Man kam nicht darauf, es auf die Dun-

kelheit der Rathsstube zu schieben, sondern man maß alle diese Unfälle den unglücklichen Sternen bei, und war auf keine Abänderung bedacht.

Als man sich wieder einmal versammelt hatte, begegnete es dem Pyrrho, daß er in der Finsterniß seinen Stuhl nicht finden konnte; er irrte lange umher und traf auf keinen, worauf er denn, da er müde war, sich ergrimmt in eine Ecke stellte und folgende Rede hielt:

Meine Freunde, ich kann den Stuhl immer noch nicht finden und muß mich hier an die Wand lehnen, welches sich für einen Rathsherrn sehr wenig schickt. Wenn ich es nicht zu gewiß wüßte, daß mein Stuhl hier stehen muß, so würde ich am Ende zweifeln, ob er sich wirklich hier befinde; ich weiß nicht, wo er hingerathen ist, und kann die Augen nicht zu Hülfe nehmen, weil es zu finster ist. Seht, solcher Nachtheil erwächst uns durch die neumodische Einrichtung unseres Rathhauses, so schwer wird uns der Stand eines Rathsherrn gemacht. Ich fürchte gar sehr, unser Freund und College Philemon hat uns mit seiner neulichen sophistischen Rede nur hinter's Licht geführt, und wir sind etwas zu leichtgläubig gewesen, ihm sogleich Recht zu geben. Man kann jegliches Ding immer von mehreren Seiten betrachten, und es ist eben nicht Unrecht, wenn man nun einmal wieder über denselben Gegenstand ganz andre Gedanken herauskehrt. Es läßt sich gewiß für die Dunkelheit sehr viel sagen, und ich bin selbst zuweilen gern im Dunkeln; nur warum ein Rathhaus grade so sehr finster seyn muß, kann ich nicht einsehn. Gehört denn nicht das Licht zu den Elementen, ohne welches nichts wächst,

gedeiht und zur Vollkommenheit reift? Die Pflanzen müssen so gut Licht, als Luft und Wasser und Erde haben, um sich zu entwickeln und ihr grünendes, liebliches Haupt hervorzuheben. Seht nur die kleinen Blumen an, wie sie sich manchmal winden und drehen, um nur ihr kleines Angesicht der Alles belebenden Sonne entgegen zu strecken. Sie härmen sich im Gegentheil ab und sterben elend dahin, wenn sie ohne Licht aufwachsen sollen; sie verschmachten in der Dunkelheit. Noch mehr Freude fühlen die lebendigen Kreaturen am Glanz des Tages; seht nur, wie der grüne Wald sich belebt, wenn am frühen Morgen die Sonne aufgeht und von allen Aesten der nasse Thau glänzt, und die Vögel von Zweig zu Zweig hüpfen. Das Wild brüllt vor Freude in den abgelegenen Gebüschen und springt dem jugendlichen Lichte entgegen; alle Vögel singen und zwitschern bis auf den kleinen Zaunkönig hinunter, der in seiner Freude doch auch nicht stumm seyn will; die Lerche schwingt sich über die Wolken hinaus, und spielt den Herold der übrigen Vögel, als wenn sie die Sonne im Namen Aller begrüßen wollte und ihr entgegenfliegen; so singt sie auch am Abend zur Ruhe, und legt sich dann zu Bette, bis sie die Dämmerung des Tages weckt. Dann steht sie in der Frühe auf, und bläst die fröhliche Trompete, die auch das andre Waldgeflügel munter macht. So gewaltig ist die Liebe zum Lichte, daß viele Völker deshalb die Sonne als ihre Gottheit angebetet, und ihr mit frühern Opfern gehuldigt haben. Warum, meint Ihr, soll ein Schildbürger Rathsherr allein keiner Sonne bei seiner Arbeit bedürfen? Warum wollen wir uns, gleich der lichtscheuen Fledermaus oder

dem blinden Maulwurf, in die Dunkelheit verkriechen? Wenn die Pflanzen ohne Licht nicht wachsen können, so ist es gar wohl möglich, daß der Kopf des Menschen ohne Licht nicht denken kann; mir ist es wenigstens oft so gewesen, als wenn die Nacht hier um mich her alle meine innerlichen Geister gefangen hielte. Ich glaube, daß die Dunkelheit uns eben so den Kopf verstopft, wie der Stöpsel die Bouteille, so daß nichts heraus kann, und daß darum das Licht ein Pfropfenzieher genannt werden könnte, weil es den brausenden und schäumenden Gedanken den Weg eröffnet. Darum hat auch wahrscheinlich unsre Religion die Nacht dem Schlafe und den Tag der Arbeit gewidmet. Ihr müßt Euch übrigens nicht darüber verwundern, und es mit meinen Behauptungen widersprechend finden, daß ich hier in der Dunkelheit eine so vortreffliche Rede zu halten im Stande bin, denn ich habe sie mir schon draußen im Sonnenschein ausgedacht, sonst wäre es mir freilich selber unbegreiflich.

Es wäre unbillig, wenn ich nun nach dieser Einleitung vorschlagen wollte, diese Mauern mit Fenstern zu verunstalten, und so das ganze Gebäude zu verderben, abgerechnet, daß es von neuem zu große Kosten machen würde. Ich habe daher darauf gedacht, uns auf eine leichtere Art ein angenehmes Licht zu verschaffen.

Ihr werdet es ohne Zweifel wissen, meine Freunde, daß die Wissenschaft der Physik in den neuesten Zeiten gerade dadurch sehr viel gewonnen hat, daß man nicht sowohl versucht hat, neue Theorien aufzustellen, sondern im Gegentheil durch Erfahrungen und wiederholte Experimente der Natur auf die Spur zu kommen.

Oft ist ein glückliches Ohngefähr der Erfinder der nützlichsten Sache gewesen. Vor dem Barthold Schwarz würde Jedermann gelacht haben, wenn man ihm vom Schießpulver hätte erzählen wollen; und doch ward die Sache nachher so einfach befunden, daß man glauben sollte, ein jeglicher Kopf hätte darauf verfallen müssen. So ist es auch mit der Schifffahrt und mit tausend andern Sachen gegangen. Es ist ein simples Wesen, daß der Tag durch's Fenster bricht, und da es in jedem Hause so ist, so kömmt es uns jetzt vor, als müßte es so seyn. Davon begreife ich aber die Nothwendigkeit nicht. Wer zuerst in der Nacht ein Licht anzündete, war gewiß ein großer Mann zu nennen. So wollen wir denn auch einen neuen Weg versuchen. Wenn man das flüssige Wasser in einem Gefäße tragen kann, warum nicht auch das Licht? Ihr werdet sagen, wenn Ihr nicht schlaft: es hat's noch keiner gethan, noch einer von uns jemalen thun sehen. Indessen ist das gar keine Antwort auf meine Frage. Nach der neuesten Meinung kömmt die Wärme nicht von der Sonne, wie doch Jedermann glauben sollte, sondern aus der Erde. Ihr werdet es öfters gelesen haben, wie man durch Bücher Licht und Aufklärung ordentlich ballenweise nach dunkeln Gegenden geschickt habe; nun, warum sollt' es denn also nicht möglich seyn, auf eine ähnliche Weise Licht in unser dunkles Rathhaus zu schaffen? Um unsern Ruhm zu verherrlichen, ist vielleicht noch kein Sterblicher auf diesen einfachen Gedanken gerathen; darum aber wollen wir auch die Gelegenheit nicht unbenutzt lassen.

Weil man noch keine Erfahrungen darüber gesammelt hat, so kann es auch leichtlich seyn, daß es uns

nicht geräth. Allein ich bin auch auf diesen Fall gefaßt. Wir brauchen es denn gar nicht zuzugeben, daß es uns eigentlich Ernst damit gewesen sey, sondern es kann dann blos als eine neue, kräftige Probe unsrer verstellten Narrheit dienen. Seht, so ist diese Sache immer in jedem Falle von sehr großem Nutzen.

Die Rede Pyrrho's fand sehr vielen Beifall, so daß man beschloß, schon am folgenden Tage, wenn die Sonn schiene, den Versuch anzustellen. Um die Mittagsstunde versammelten sich daher die Schildbürger mit schicklichen Instrumenten, um in der Experimentalphysik etwas zu thun; der Eine kam mit einem Sacke, der Andere mit einer Schaufel und einem Kessel, ein Dritter lud das Licht in einen Eimer, und so war ein Jeder beschäftigt, Licht und Aufklärung in die Rathsstube zu schaffen. Die Geschichte erwähnt ganz ausdrücklich eines Schildbürgers, der die Sonne auf eine eigne Weise zu überlisten gedachte. Er hielt ihr nämlich geschickt eine Mausefalle entgegen, und ertappte so die Strahlen, die er dann, nach seiner Einbildung im Rathhause wieder laufen ließ.

Alle Mühe und Arbeit war aber gänzlich vergebens, denn es blieb darin so finster, als zuvor.

Caput VII.

Die Schildbürger trösten sich und verändern ihr Rathhaus.

Als die Schildbürger nun einsahen, daß ihr Beginnen gänzlich vergebens sey, standen sie endlich still, und Einer sah den Andern an. Der alte Gerard

sagte: Nein, wahrlich, meine lieben Mitbürger, wir greifen die Narrheit zu hitzig an; was unser großes Werk nach vielen Jahren hätte krönen sollen, um endlich etwas zu leisten, wobei der ausgemachteste Narr hätte gestehn müssen, daß er in der Kunst nicht weiter könne, dieses Allerhöchste haben wir gleich in unsern Bemühungen vorangestellt. Darum soll man doch selbst über etwas Gutes ja nicht zu heftig herfallen. Ich fürchte überhaupt, daß diese Thorheit, die wir hier vorgenommen haben, etwas so Thörigtes sey, daß sie fast aus keiner Verstellung herrühren könne. Bedenkt Euch, meine lieben Freunde, und thut Euch Einhalt.

Barthel sagte hierauf: Lieber Schwager, wie bist Du doch so ganz ohne Noth für uns besorgt? Du wirst fast etwas zu alt, und darum dünkt Dir in dieser Welt nichts mehr recht und gut eingerichtet, wie dann das Alter immer eine Unzufriedenheit mit andern Menschen mit sich führt. Denn ich kann nicht einsehn, warum wir hier etwas so Thörichtes gethan haben sollen; wir haben nur das unternommen, was sich für jeden Menschen ziemt, der mit den Begriffen seines Verstandes weiter zu kommen denkt. Wir haben eine Erfahrung mehr gewonnen, und können nun mit Gewißheit behaupten, daß sich das Licht nicht auf diese Weise fortbringen läßt; wir können nun auch Jedermann abrathen, der es vielleicht nach uns versuchen wollte; das konnten wir vorher nicht, denn wir hatten keinen vernünftigen Grund dazu. Jetzt aber sind wir unsrer Sache so ziemlich gewiß. Ihr erinnert Euch, wie der weise Aesopus seine Lehren und Reden fabelweise vorzutragen pflegte, um es seinen

Zuhörern und Lesern eindringlicher zu machen. So fällt mir jetzt auch eine Geschichte ein, die wie dazu gegossen, auf unsern Zustand paßt, und die jeden Unzufriedenen unter uns trösten und beruhigen muß; ich will sie Euch also vortragen.

Es trug sich einmal zu, daß meines Großvaters Vater von einem Andern diese Rede hörte: Ei, was sind Rebhühner doch für ein schönes Essen! Mein Urgroßvater fragte ihn, ob er dieses Geflügel gegessen habe, daß er es so genau wissen könne? Nein, antwortete der Andere, aber ich habe Einen vor dreißig Jahren gesprochen, dessen Großvater sie in seiner Jugend von einem Edelmann hat essen sehn. Mein Urgroßvater bekam durch dieses Gerede ein übermäßiges Gelüste zu Rebhühnern; da er aber keine Rebhühner haben konnte, so besann er sich auf das Beste, was er wußte, und das waren Butterküchlein. Er ging deshalb zu seinem Weibe, und begehrte, daß sie ihm diese Speise machen sollte, sie aber entschuldigte sich damit, daß sie keine Butter oder Sahne, Milch, enfin Fett im Hause habe; er möchte also seinen Appetit bis auf eine bessere Gelegenheit stillen. Damit aber war mein Urgroßvater nicht zufrieden, und sagte, daß, wenn sie keine Butter, Milch, Sahne, oder enfin Fett im Hause habe, so solle sie die Sache einmal mit Wasser versuchen. Es geht nicht, antwortete die Frau, denn sonst hätte ich schon lange Küchlein gegessen, und das Wasser sollte mich nicht gereut haben. Du kannst es nicht wissen, antwortete meines Großvaters Vater, denn Du hast es niemals versucht. Versuche es, und will es nicht gerathen, dann erst magst Du sagen: es geht nicht. Die Frau meines Urgroßvaters mußte endlich

ihrem Manne nachgeben, sie rührte deswegen einen dünnen Teig ein, und setzte dann eine Pfanne mit dem Teige über's Feuer. Mein Urgroßvater stand daneben und hielt einen Teller hin, und wollte das erste Butterküchlein gleich warm aus der Pfanne essen, ward aber betrogen, denn es war ein mehliger Teig oder Brei geworden, Die Frau sagte hierauf zornig: Nun, hab' ich Dir's denn nicht gesagt, daß es nicht geht? Immer willst Du Recht haben, und kannst doch viel wissen, wie man Küchlein backen soll. Schweig, liebe Frau, sagte mein Urgroßvater; laß Dich's nicht gereuen, daß Du es versucht hast, man versucht ein Ding auf allen Wegen, bis es zuletzt gerathen muß; ist es schon diesmal nicht gerathen, so geräth es vielleicht ein andermal; es wäre ja doch eine feine, nützliche Kunst gewesen, wenn es von ohngefähr gerathen wäre. — Nun seht, meine Freunde, eben also ist es uns auch mit unserm Versuche ergangen.

Die Schildbürger waren durch diese Rede wieder sehr getröstet, sie ließen in ihrem Archive mit großen Buchstaben die neuerfundene Wahrheit niederschreiben, daß sich das Tageslicht nicht in Säcken forttragen lasse. Einer von ihnen schrieb auch eine weitläuftige Abhandlung, worin er zu beweisen suchte, daß es unmöglich sey, und sich dabei besonders auf den neulich angestellten Versuch steifte.

Da die Schildbürger endlich so durch die Noth gezwungen wurden, der dummen gemeinen Weise zu folgen, so machten sie, wie alle übrigen Menschen, Fenster in ihr Rathhaus, und dem Schaden war abgeholfen.

Caput VIII.

Von der Verfassung, der Religion, der Philosophie der Schildbürger; Zustand der Künste und Wissenschaften.

Ich habe so weit dem Leser die Vorfälle vorgetragen, wie ich sie in der Geschichte der Schildbürger gefunden habe. Nach Art der griechischen und römischen Historiker habe ich ihm zugleich die Reden mitgetheilt, die bei den wichtigsten Begebenheiten gehalten wurden. Jetzt ist es ihm vielleicht angenehm, eine kurze, allgemeine Uebersicht des ganzen Landes zu bekommen.

Die Staatseinrichtung der Schildbürger war eigentlich monarchisch, denn ihr Bürgermeister, oder wie ihn andere Schriftsteller nennen, ihr Schultheiß, hatte das Meiste zu sagen, und ihm waren bei wichtigen Gelegenheiten die Rathsherren untergeordnet, so daß er jeder Sache den Ausschlag geben konnte.

Die Geschichte der Schildbürger ist so fragmentarisch, daß wir dem geneigten Leser hier unmöglich die Reihe ihrer Regenten und wie ein jeder beschaffen war, so auch, was sich unter jedem Merkwürdiges zugetragen, herrechnen können. Vor der gegenwärtigen Periode ist Alles in Dunkelheit, und man hat nur ungewisse und fabelhafte Traditionen. So nennt die Mythologie einige dieser Bürgermeister, die das Vorrecht ganz sollen aufgegeben haben, daß die Bürger den Hut vor ihnen abgezogen haben, und die sich mit einem simplen „guten Morgen," oder „guten Abend" sollen begnügt haben; einige andre sollen ihr

Gehalt unter die Armen haben vertheilen lassen; doch sind alle dergleichen Nachrichten, wie gesagt, billig unter die Fabeln zu rechnen.

Die Macht des Bürgermeisters griff in diesen Zeiten sehr um sich, so daß er sich auch in das geistliche Regiment mischte. Seit undenklichen Zeiten war es nämlich eine hergebrachte Sitte, daß der Prediger die freie Wahl hatte, welche Lieder er zu seiner jedesmaligen Predigt wollte singen lassen; dieses Vorrecht aber maßte sich Barthel, als dermaliger Bürgermeister, an, der gewählt worden, nachdem Gerard mit Tode abgegangen. So kam es, indem der Bürgermeister seine Lieblingslieder singen ließ, daß sie oft zum Text der Predigt gar nicht paßten; der Prediger sprach von Toleranz, der Staat ließ von Verfolgung singen, so daß oft die Kanzel und die Orgel mit einander einen Streit zu führen schienen, wer das letzte Wort behalten würde.

Das Reich war übrigens ein Wahlreich, und die Bürger hatten das Recht zu wählen. Nirgends aber, als in Schilda, kann das bekannte Sprichwort entstanden seyn: Wer die Wahl hat, hat die Qual; denn die Bürger waren eben wegen des Wahlrechts übel daran. Jeder Rathsherr suchte für sich durch Geld, Drohungen und alle mögliche Mittel, Stimmen zu sammeln, jeder suchte sich zu rächen, wenn er durchgefallen war; und so brachten Furcht und Bestechungen immer einen Mann auf den Thron, den die Bürgerschaft gewiß nicht gewählt haben würde, wenn sie freie Faust gehabt hätte.

Die Stoiker hatten den Lehrsatz: Nur allein der Weise sey ein König, selbst in der Sklaverei. Dieser

Satz fand unter den Schildbürgern viele Freunde, denn alle waren von ihrer Weisheit überzeugt, und darum hielt sich auch ein Jeder für den Vornehmsten. Damit ein jeder Einwohner, soviel als möglich, unumschränkt herrschen könne, verachtete er alle übrigen. Und eben dadurch entstand der edle Wetteifer, daß Jeder auch den andern durch Handlungen zu übertreffen suchte, wodurch sich die Schildbürger ihren unsterblichen Ruhm erworben haben.

Außerdem war in ihrer politischen Verfassung noch eine Art von Ostracismus üblich, wodurch sie eben, wie die Athener, diejenigen zu verbannen pflegten, die im Lande zu klug zu werden gedachten, da sie sich erst einmal zur Fahne der Narrheit bekannt hatten; nur daß sie sich nicht die Mühe gaben, ihre Meinung auf Tafeln zu schreiben, sondern diese weitläuftige und langweilige Procedur mehr in's Kurze zogen. Es hatten sich nämlich einmal zwei Fremdlinge in ihrem Lande niedergelassen, die ihre Narrheit nicht mit zu machen gedachten, sondern nach ihrer eigenen Weise lebten, ihr Gewerbe trieben und sich ehrlich nährten. Da diese Sonderlinge sich nicht zu den Landesgesetzen bequemen wollten, verfolgte man sie billig so lange mit Verläumdungen, bis diese sich nach einem andern Wohnorte umsahen, und das Land dadurch von diesen gefährlichen Menschen befreit war.

Was den Charakter der Einwohner anbetrifft, so scheinen sie, nach allen Nachrichten, das redlichste und edelste Gemüth von der Welt gehabt zu haben. Unter vielen Beispielen, die dies beweisen, will ich nur eins anführen. Sie hatten einen schlechten Dichter in ihrer Gegend, mit Namen Gottschalk. Die-

ser hatte es sich herausgenommen, einen berühmten Helden weitläuftig zu besingen; er hatte dabei, um das Gedicht poetischer einzurichten, dem großen Manne sehr unrecht gethan und aus Kurzsichtigkeit hinzugelogen und weggelassen, um nur die Einheit, die er beabsichtigte, hervorzubringen, so daß in seinem Werke Geschichte und Poesie gleich sehr verfälscht war. So hatte er auch die Verse schlecht gemacht, und mit einem Worte Alles verdorben. Dieses ließen ihm die Schildbürger, wie es billigen Leuten zusteht, ungerügt hingehn, denn kein guter Bürger hat sich darein zu mengen, wenn sich irgend einer an der Kunst vergreift, denn die ganze Bande der neun Musen mit ihrem Oberhaupte Apollo, war bei den Schildbürgern vogelfrei und genoß nicht des Schutzes der Gesetze. Als man aber vorgab, dieser Gottschalk habe einen höchst unbedeutenden Brief nur durch einen kleinen, höchst unbedeutenden Zusatz verfälscht, entstand ein großes Geschrei im ganzen Lande; man sprach heftig gegen ihn, man vertheidigte ihn, man konnte des Gewäsches und des Ereiferns gar nicht müde werden. Dies beweiset nach meinem Urtheile sehr gut, daß die Schildbürger über die Tugend so dachten, wie es edlen Männern geziemt.

Von der Religion der Einwohner haben wir nur sehr ungewisse Nachrichten. Man behauptet, daß die Vornehmern gar keiner bestimmten Religion sollen zugethan gewesen seyn. Im ganzen Leben hielt man viel von der Toleranz und Moral, man beeiferte sich gegenseitig, und einer suchte den andern in einer recht schönen, liebenswürdigen Toleranz zu übertreffen; dabei aber wurden die Gemüther unvermerkt so erhitzt,

daß sie gegen diejenigen sehr intolerant waren, die nicht so aufgeklärt dachten, als sie. Dies mußten auch die beiden Fremdlinge erfahren, von denen schon oben gesprochen ist, die es versuchten, eine wirkliche Religion zu haben, und darüber für abergläubisch ausgeschrieen wurden.

Auf dem Todbette wurden die Schildbürger immer fromm und bekehrten sich, auch in gefährlichen Krankheiten; es geschahe selbst manchmal, wenn einer des Nachts aufwachte und nicht wieder einschlafen konnte. Am Morgen aber sahen sie ihre Thorheit ein und waren bis auf den Abend wieder starke Freigeister.

Die Philosophie der Schildbürger war von der Art, daß es Jedem im Lande leicht war, ein Philosoph zu seyn. Denn man hatte die Einrichtung getroffen, daß sich zur Zeit immer nur einer von den Bürgern damit beschäftigte, so daß es die Uebrigen dann darin leicht hatten, daß sie bloß das nachsagten, was ihnen ihr Vorphilosophirer vorsagte. Dabei befanden sie sich sehr wohl, Keinem ward das Denken sonderlich sauer, weshalb auch diese Gewohnheit immer ist beibehalten worden.

Die Wissenschaften und schönen Künste standen bei den Schildbürgern im großen Flor. Man zählt die Poesie zwar zu den brodlosen Künsten, doch unterließ man es nicht, großes Interesse an ihr zu nehmen. Ohne Zweifel ist es auch nur den Barbaren vergönnt, die Künste zu verachten und sie nicht auszubilden; dies sahen auch die Schildbürger sehr wohl ein, und darum thaten sie auch weislich das Gegentheil. Da aber dieses Studium viele Zeit er-

fordert und es auch einigermaßen beschwerlich ist, sich damit einzulassen, so hatte man auch hierin Leute angestellt, die den übrigen Bürgern sagten, was sie von diesem und jenem Buche zu halten hätten. Diese Einrichtung gefiel den Einwohnern ungemein und sie übten sich daher so lange darin, bis sie es dahin brachten, daß sie es gar nicht mehr nöthig hatten, die Werke selbst zu lesen, sondern sie erholten sich nur bei denen Raths, die sie in ihrem Namen beurtheilten. Daher kam auch die wunderliche Sitte, daß es jedem öffentlichen Beurtheiler erlaubt war, sich gleich den Königen und Fürsten in seinen Briefen Wir zu schreiben, weil Jeder fest überzeugt seyn konnte, daß er immer im Namen von tausend Andern spreche. So brachten manche Leute ihre ganze Zeit damit zu, über Bücher zu sprechen, ohne selbst nur ein einziges Buch zu lesen, und die Beurtheiler wurden in ihrer Kunst so perfekt, daß sie es auch am Ende unterließen.

Es sey mir vergönnt, nur noch einige Denkwürdigkeiten ihres Theaters beizubringen, bevor ich dieses Kapitel schließe. Die Schildbürger waren eine so edelmüthige Nation, daß sie ihre Schaubühne zu nichts Anderm brauchen wollten, als nur zu einem Anhange des Lazareths, um sich darin zu bessern. Sie sahen ein, daß sie viele Fehler an sich hatten, und deshalb gingen sie in's Theater, um sich davon zu reinigen. Das Schauspiel war also nicht etwa nur ein Spiel der Phantasie, oder ein Ort, wo man die Zeit mit angenehmen Possen hinbrachte, sondern eine wahre Schule der Sitten. Die Schildbürger nahmen es auch so genau, daß sie die Stücke gar nicht ausstehen konnten, in denen sie etwa unverhofftesweise hatten

lachen müssen; ja es ging so weit, daß sie selbst das Marionettentheater verabscheuten, das sich dort etabliren wollte: nicht etwa deswegen, weil die Marionetten sich vielleicht nicht mit dem besten Geschmack vertrugen, sondern sie erduldeten es deswegen nicht, weil diese unvernünftigen Puppen sich unterstanden, alberne Possen vorzubringen, und nicht edelmüthig dachten und empfanden, sie sahen daher ein, daß ein weichgeschaffener Mensch unmöglich mit diesen hölzernen Geschöpfen sympathisiren könnte, und deshalb untersagten sie dieses Schauspiel.

Mit eben dem Rechte, mit dem sie das Lustspiel verabscheuten, verfolgten sie auch das eigentliche Trauerspiel. Sie bekümmerten sich nichts darum, ob ein König sein Reich verlor und er im Elend verschmachten mußte, denn sie sahen ganz richtig ein, daß sie hier nicht mitfühlen könnten, weil sie keine Könige wären. Sie verstanden es nur, wenn einer unter ihnen Schulden hatte, oder einen Sohn, der lieber Geld verzehrte, als verdiente; hier waren ihre Herzen diesen tragischen Eindrücken offen, und die edlen Thränen ergossen sich haufenweise; besonders aber, wenn der großmüthige, wackere, arbeitsame Hans, die zarte, gutfühlende, liebeathmende Grete in den ersten Akten nicht heirathen konnte, so wußten sich die großmüthigen Zuschauer vor Mitgefühl nicht zu lassen, so daß man Beispiele hat, daß Einige in Ohnmacht gefallen sind, Andre zu den gebrannten Wassern ihre Zuflucht haben nehmen müssen, um vor den großen Eindrücken nur nicht gar zu Grunde zu gehen.

Man sieht, auf welcher hohen Stufe der Cultur diese unsere Vorfahren, die von Manchen verachtet

worden, gestanden haben, so daß sie wohl mit Recht die weiland athenienssischen Griechen über die Achseln ansehen konnten, als die ihre Trauerspiele mit Aberglauben und ihre Lustspiele mit den ungereimtesten Possen anfüllten. Die Vernunft und das Herz der Schildbürger im Gegentheil war in ihren Theatern sehr gut aufgehoben, denn man lehrte sie hier durch abschreckende Beispiele, wie Keiner falsche Testamente machen oder nach Italien reisen sollte, wie es unrecht sey, zu stehlen, oder auch im Gegentheil nicht zu heirathen; das achte Gebot der Verläumdung ward auch durchgenommen, so wie man in einem andern Stück die Einwohner um Gotteswillen bat, doch ja nicht zu witzig zu seyn, denn es könne wohl gar nach Algier in die Sklaverei führen.

Es wird vielleicht nicht undienlich seyn, die beiden hauptsächlichsten Dichter nur ganz kurz zu charakterisiren, die sich in der blühendsten Periode um die Nation verdient machten. Zu bedauern ist es, daß ihre Schriften verloren gegangen sind, so daß wir nur dunkeln Traditionen folgen können, die uns keine recht deutlichen Begriffe geben.

Der hauptsächlichste ihrer Dichter und der am meisten vergöttert wurde, hieß Augustus. Er war es vorzüglich, der den vorhin geschilderten Geschmack veranlaßt hatte. Ihm hatten die Schildbürger die schöne Erfindung zu danken, daß gegen Ende der Stücke ein edler Mann auftrat, der Schulden bezahlte, und der jedesmal die einzige Ursach war, daß die Zuschauer mit ziemlich leichtem Herzen nach Hause gehen konnten. Er soll auch der Erste gewesen seyn, der öffentlich vor Witz gewarnt hat, und durch sein eigenes

Beispiel bewiesen, wie man ihn am bequemsten vermeiden könne. Er soll auch die Präsidenten und vornehmen Bösewichter erfunden haben, an denen der Tugend zum Besten Exempel statuirt wurden, so daß die Biederkeit mit Recht den Sieg davon trug. Dieser große Mann schrieb sehr viel, und erschöpfte sich doch nie, denn er wußte einen einzigen trivialen Satz geschickter als der beste Musikus zu variiren.

Der zweite große Mann war Hans Knopfmacher. Er war der Erste, der in seinen Stücken die damals neue Maske der ehrlichen, fast zu tugendhaften Huren erfand. Diese Vorstellungen besserten die Schildbürger ganz ungemein, und Mädchen und Weiber bildeten sich nach diesen zarten Charakteren. Er liebte es sehr, wenn seine Stücke keinen Zusammenhang hatten; was Einige an ihm haben tadeln wollen. Sonst war er noch wegen einer andern Eigenthümlichkeit merkwürdig. So wie manche indianische Zeuge einen rothen Flecken als Zeichen der Aechtheit haben, so konnte man seine Stücke gewöhnlich an einem Mohren oder Araber erkennen, den er geschickt in die Handlung hineinzuflechten wußte; ja, man hat eine artige Anekdote von ihm, die seine Liebe zur Schwärze ziemlich deutlich macht: denn als er einstmals ein Stück schrieb, in das sich durchaus kein Mohr hineinschicken wollte, so verfiel er auf einen andern Kunstgriff; er beschloß nämlich sein Stück mit einer Decoration, die ein ganz schwarz ausgeschlagenes Zimmer vorstellte, worüber die Schildbürger laut ihren Beifall zu erkennen gaben, daß er so glücklich diese Schwierigkeit mit den Mohren überwunden habe.

So viel vom Theater.

Das edle Gemüth kann aber zu weit gehn und sich gleichsam überspringen, und dieser Satz bestätigte sich auch an den Schildbürgern. Denn sie gingen am Ende so weit, daß sie ihren Spitzbuben Gedichte und Oden vorlasen, um sie vom Laster zurückzubringen, und auf die gelindeste Weise ohne Galgen zu bessern; worüber man sich aber zu wundern hat, ist, daß die Poesie bei diesen abgehärteten Leuten ihre officinelle Wirkung gänzlich verlor, so daß sie eben so merkwürdig als der pontische Mithridates sind, bei dem im Gegentheil wegen der Uebung kein Gift anschlagen wollte.

Die Malerei benutzten sie vorzüglich dazu, daß sie alle Arten der Torturen darstellten, wodurch sie es dahin bringen wollten, daß die Criminalverbrecher sogleich bei'm Anblick der gepeinigten Menschen ihr ganzes Geständniß ablegten. Ich habe in den neuesten Zeiten denselben Vorschlag in dem bekannten Buche Orestrio wiedergefunden, so daß nichts wahrer ist, als das alte Sprichwort: Es geschieht nichts Neues unter der Sonnen.

Doch, es ist Zeit, daß ich mich zur Geschichte zurückwende.

Caput IX.

Der Bürgermeister stirbt. Ein andrer wird gewählt. Sein Charakter.

Die Schildbürger hatten sich nach und nach so in ihre Lage gefunden, daß Keiner unter ihnen mehr daran dachte, daß sie den Vorsatz gefaßt hatten, sich

närrisch zu stellen. Die Natur und das Genie machten, daß sie der Kunst gänzlich entbehren konnten. Alle Dinge, die sie unternahmen, trieben sie daher auch sehr ernsthaft; und so gingen sie immer tiefer in das Gebiet der Thorheit hinein, so daß es ihnen endlich unmöglich fiel, den Rückweg wieder anzutreffen.

Es traf sich, daß der damalige Bürgermeister starb, und daß daher ein neuer gewählt werden mußte. Die Einwohner hatten bis dahin immer die Aeltesten und Einsichtsvollsten zu diesem Amte genommen; jetzt fielen sie darauf, einmal eine Abwechselung vorzunehmen, und einen Mann einzusetzen, der stark von Gliedern wäre, damit er im Amte länger ausdauere und sie nicht zu oft die Mühe des Wählens hätten. So kam der Meister Caspar zur Regierung, der bis dahin Fleischer gewesen war.

Die ansehnliche Statur des Mannes schien dem ganzen Staate Ehre zu machen, und alle Schildbürger versprachen sich eine äußerst vortreffliche Regierung. Er trat sein Amt mit vielen guten Vorsätzen an, und ging daher zuerst in's Bad in die nächste Stadt, um Alles von sich abzuwaschen, was dem ehemaligen Caspar gehörte, damit er das neue vornehmere Leben nachher um so bequemer anfangen könnte. Diesem begegnete unterwegs ein Andrer, der ehemals sein Kamerad gewesen war und nicht wußte, daß er jetzt Bürgermeister zu Schilda war; er fragte also ohne Umstände: Caspar, wo gehst Du hin? Der Bürgermeister besann sich nicht lange, sondern antwortete sehr behende: Mein Freund, mit dem Du und dem Caspar ist es nun vorbei, denn wir sind solches nicht mehr, wir sind nunmehr unser gestrenger Herr, der

Bürgermeister von Schilda, geworden. Er ging hierauf in die Stadt in's Bad und setzte sich nachdenklich auf eine Bank. Nach einiger Zeit fragte er einen Andern, ob dies die Bank sey, auf der die Herren zu sitzen pflegten. Als man Ja antwortete, rief er: Seht, das habe ich mit meinem Verstande doch gleich gemerkt, denn ich bin Bürgermeister zu Schilda geworden. Die Uebrigen lachten, aber er beharrte in seiner tiefsinnigen Positur. Der Bader kam, und fragte, ob man ihn schon gerieben und ihm den Kopf gewaschen habe. Caspar aber sagte: Ach, lieber Bader, wir Bürgermeister in Schilda haben so wichtige Sachen zu sinnen, daß ich unmöglich darauf habe Acht geben können.

Als er gebadet war, ging er wieder nach Hause, und seine Frau trug ihm auf, ihr zum nächsten Sonntag einen schönen Pelz zu kaufen. Er ging also wieder in die Stadt und fragte gleich im Thore: wo der Mann wohne, bei dem die Bürgermeister ihren Frauen Pelze zu kaufen pflegten. Da die Leute seine Narrheit merkten, schickten sie ihn erst zu einem Wagenmacher und dann zu einem Bäcker; endlich aber gerieth er an einen Kürschner, wo er sich einen sehr schönen Pelz aussuchte. Die Frau war über die Maßen glücklich und konnte den nächsten Sonntag nicht erwarten, um sich damit öffentlich in der Kirche zu zeigen. In der Nacht vorher schlief sie gar nicht, und glaubte endlich, es würde gar nicht Tag werden. Die Sonne ging aber doch zu ihrer großen Freude auf, und nun fing sie sogleich an, sich zu schmücken, um dem neuen Pelze keine Schande zu machen. Sie hatte so lange gezögert, daß es sich also fügte, daß

man eben wieder aus der Kirche nach Hause gehen wollte; alle Weiber waren daher aufgestanden, als sie in die Kirche hereintrat. Sie glaubte nicht anders, als es geschehe ihretwegen, sagte also sehr bescheiden: Bleibt nur sitzen, lieben Nachbarsleute, denn ich überhebe mich meines jetzigen Standes nicht, ich weiß die Zeit noch gar wohl, da ich diesen schönen Pelz nicht hatte, und nicht anders einherging, als ihr jetzt thut. Der Mann trat auch hinzu, und sah, daß einige Hunde in der Kirche umherliefen; er sagte daher sehr zornig: Nun wahrlich, ich muß unter meinen Unterthanen ein andres Regiment einführen. Er gebot hierauf sogleich, daß sich kein Hund durfte auf den Straßen, oder an öffentlichen Oertern sehen lassen; womit die Schildbürger sehr unzufrieden waren.

Caput X.

Der Handel und die Wissenschaften werden eingeschränkt.

Die Einwohner glaubten sehr bald Ursache zu haben, die Wahl ihres neuen Bürgermeisters zu bereuen. Gleich bei'm Anfang seiner Regierung zeigte er eine große Abneigung gegen alle Künste und Wissenschaften, die er nur für den unnützen Zeitvertreib der Müßiggänger ansah.

Was aber den Staat in die größte Verwirrung brachte, war, daß der Regent allen auswärtigen Handel untersagte und die Verordnung gab, daß man alle Bedürfnisse im Lande selber erzeugen solle. Das Land war sehr klein und brachte weder Baumwolle,

noch Wein, weder Citronen, noch schlesische Leinwand hervor, so daß den Einwohnern nach diesem Befehle fast nichts mehr übrig blieb.

Er verordnete ebenfalls, daß alle Bücher, die im Lande gelesen würden, auch im Lande geschrieben werden sollten; er verbot die Einfuhre alles fremden Verstandes; denn er sagte, die Sachen in den Büchern sind entweder bekannt, oder unbekannt; im ersten Falle können sie ungelesen bleiben, im zweiten aber gar leicht gefährliche Folgen haben, da sie nicht im Lande ersonnen sind.

Alle Schriftsteller und Künstler mußten daher Landeskinder seyn; und so litten die Einwohner großen Mangel an geistiger und körperlicher Nahrung.

Caput XI.

Vorbedeutungen einer Veränderung.

Die Schildbürger gaben sich unter einander ihr Mißvergnügen zu verstehen, und die Aeltesten unter ihnen schüttelten über die Einrichtungen des neuen Bürgermeisters sehr die Köpfe. Sie fürchteten für die Wohlfahrt des Staats, besonders da sie sahen, daß der Regent sich selber nicht scheute, Contrebande zu machen, und seine Kleider aus fremden Ländern zu holen, um sie nur kostbarer zu haben.

Es fing an im Lande eine schwüle Luft zu entstehn, die gewöhnlich vor einem Gewitter hergeht. Man hörte Jedermann murren, man kam in der Schenke häufiger zusammen und blieb länger, als ge-

wöhnlich. Die Leute fingen an, über die Menschenrechte zu denken und zu sprechen; einige Redner standen auf, die den Uebrigen ihre verworrenen Begriffe auslegten. In jeder Gesellschaft sprach man gern über die Staatseinrichtungen, Jedermann tadelte und es währte nicht lange, so belegte man Caspar mit dem Namen eines Tyrannen. Alles dieses war für den feinern Politiker von schlimmer Vorbedeutung, der mit vieler Wahrscheinlichkeit eine Veränderung des Staats vorhersagen konnte.

Caput XII.

Die Revolution bricht aus.

Es geschah von ohngefähr, daß durch ein Versehen der Brief eines Auswärtigen an einen Einwohner in Schilda dem Bürgermeister in die Hände fiel. Aus diesem Briefe wurde deutlich, daß viele Bürger damit umgingen, in Schilda eine Empörung zu veranstalten, das alte Regiment umzustürzen und ein neues einzurichten. Man ließ sogleich diesen Empörer, an den der Brief gerichtet war, einziehn, so wie die Uebrigen, die in dem verdächtigen Schreiben genannt waren. Man untersuchte ihre Papiere und fing ihre Briefe auf und es fand sich, daß immer mehr Leute eingezogen werden mußten, weil ein oder der andre Umstand in diesen Briefen vorkam, der sie verdächtig machte. Da man jeden Wink benutzte, so hatte der Verdacht gar kein Ende und die eigentliche Untersu-

chung der Sache konnte immer noch nicht ihren Anfang nehmen.

Die Schildbürger lebten in der größten Angst, da sie so viele von ihren Freunden und Bekannten im Arreste sahen, und mit jedem Tage Andre in's Gefängniß gesteckt wurden. Der öffentliche Kerkermeister hatte mit ihrer Verpflegung alle Hände voll zu thun und erschrak, als das Gefangennehmen immer noch kein Ende nehmen wollte.

Schon saß ganz Schilda in den Gefängnissen, als sich noch ein Brief fand, der auch den Kerkermeister verdächtig machte; ja was noch mehr war, ein andres Schreiben schien sogar den Bürgermeister selbst als einen Empörer anzuklagen. Der letzte ließ sich daher, um zu zeigen, daß er ein guter Bürger sey, gefangen setzen, und der Kerkermeister mußte sich selber bewachen.

Da nun kein Gericht niedergesetzt werden konnte, der Kerkermeister also nicht die Erlaubniß erhielt, frei herumzugehn, so bekümmerte sich Niemand um die Gefangenen und sie mußten in ihrem Arreste hungern und große Noth leiden. Statt in den gewöhnlichen Häusern zu wohnen, lagen die Einwohner im Kerker einquartiert und wußten nicht, woran sie waren, bis sie endlich, vom Hunger und Ungeduld getrieben, Alle zugleich herausstürzten, durch die Gassen liefen und einmüthiglich ausriefen, daß die Empörung nun wirklich ausgebrochen sey.

Caput XIII.

Eine neue Verfassung wird eingeführt.

Da man nun nicht nur die Mehrheit der Stimmen, sondern sogar alle Stimmen für eine Staatsveränderung zu haben schien, so ward sogleich ohne Weiteres der Bürgermeister seines Amtes entsetzt, und Caspar sah sich gezwungen, wieder eine Privatperson vorzustellen. Als Einige nunmehr zu einer neuen Wahl schreiten wollten, stand Einer unter ihnen auf und sagte:

Warum wollen wir uns denn stets wieder die alte Qual verschaffen? Warum wollen wir nicht irgend etwas Neues versuchen, um zu erfahren, ob wir es auf diesem Wege nicht vielleicht besser haben? In der ganzen Welt sind, wie man sagt, Regierungen und Staatsverfassungen eingeführt, aber daraus folgt noch gar nicht, daß sie nothwendig sind, denn sonst müßten auch tausend andre Sachen nothwendig seyn, deren Entbehrlichkeit doch selbst der blödeste Verstand begreifen kann. Jedes Regiment, es mag Namen haben, welche es will, ist nur darum erfunden, um die Menschen im Zaum zu halten, weil sie Narren sind. Das Gesetz und der Zwang müssen die Stelle der Weisheit vertreten, weil sie sich von der Minerva nicht wollen regieren lassen. Die Strafen müssen an die Stelle der philosophischen Beweise treten, und so sieht jeder Bürger am Ende in der Ferne so ziemlich tugendhaft aus, weil er von allen Seiten so eingeschnürt und eingeengt ist, daß er sich weder rühren noch regen kann. Diese Gesetze und Regierungen sind

aber weisen Männern unanständig, die durch sich selber immer gut und ohne alle Gesetze strenge nach den Gesetzen handeln. Wenn wir Autorität und Zwang verbannen, ist es dem Tugendhaften erst möglich, zu zeigen, daß er um ihrer selbst willen die Tugend liebe, weil sonst Jeder, ja er selbst, glauben könnte, er fürchte sich vor dem Zwange und vor der Strafe. Darum wollen wir die höchste Freiheit unter uns einführen, und der Welt zeigen, wie es möglich sey, auf diese Art glücklich zu werden. Dann erst werden große Männer unter uns aufstehn, gegen die alle diejenigen, die sonst an den Höfen der Fürsten dienten, nur Kinder und Narren waren.

Die Schildbürger gaben dieser Rede den ungetheiltesten Beifall; Jedermann versprach laut, tugendhaft und ein großer Mann zu werden, und so hob man alle Gesetze auf, so wie die ganze Verfassung, und ein Jeder ging als der freieste Mann nach Hause. So war der Staat beruhigt, und die reinste Demokratie eingerichtet.

Caput XIV.

Der König besucht die Einwohner. — Diogenes der Zweite.

Es traf sich um diese Zeit, daß der benachbarte König eine Reise vorhatte, und durch das Gebiet der Schildbürger gehn mußte. Die neuern Republikaner erfuhren den Tag, an welchem er kommen würde, und beschlossen, vor seinen Augen etwas Denkwürdiges auszurichten. Sie kamen also zusammen und wurden

dahin einig, daß man ihm nicht die mindeste Ehre erweisen müsse, um ihm dadurch zu verstehn zu geben, daß sie ganz freie Männer wären. Ein Andrer schlug noch außerdem vor, daß es zu solchem Zwecke noch tauglicher sey, ihm gewissermaßen grob zu begegnen, damit er begriffe, daß sie keine Sklaven und Tyrannenknechte wären. Dieser Vorschlag gefiel außerordentlich und man las noch vorher einige Bücher, um sich recht in die Stimmung zu versetzen, die solchen freien Menschen ansteht.

Einem unter ihnen, den man für den witzigsten hielt, ward aufgetragen, sich als Nachahmer des griechischen Diogenes mitten auf dem Markt in einer Tonne häuslich niederzulassen, man wolle den König alsdann dorthin, als zum größten Philosophen, führen, und wenn er sich dann eine Gnade ausbitten dürfe, so solle er ebenfalls die Worte des Griechen wiederholen: Ich verlange nichts, als daß Du mir aus der Sonne gehst. — Dadurch sollte nun dem König recht in die Augen springen, welch ein armseliges Geschöpf er gegen einen freigebornen Schildbürger sey, und er würde, im innersten Herzen bewegt, dann auch wahrscheinlich die Worte Alexanders sagen: Wahrlich, wenn ich nicht ein König wäre, so möcht' ich ein Schildbürger seyn.

Die Bürger freuten sich sehr über ihre witzige Erfindung, und Jeder lernte ein paar ächtrepublikanische Reden auswendig, womit er gesonnen war, dem Könige zur Last zu fallen. Sehr Vieles wollten sie ihm über die angebornen Menschenrechte, über die ursprüngliche Freiheit und dergleichen vortragen, so daß

sie vor Ungeduld den Tag seiner Ankunft kaum
warten konnten.

Endlich erschien der Tag. Die Schildbürger
ren vorbereitet, der Philosoph lag in seiner Tonne
repetirte unaufhörlich seinen philosophischen Sp
die Sonne schien, es fehlte nichts mehr, als der
nig. Auch dieser kam endlich. Die Ersten, die
ihm reden sollten, waren bei seinem Anblick s
schrocken und verwirrt, daß sie keinen tüchtigen G
satz und keine zureichende Tyrannenverachtung in
auftreiben konnten; sie standen stumm und ver
da. Einige aber, die jünger und kecker waren,
die Beängstigung ihrer Brüder, und schämten sich,
der Republik eine solche Schande zustoßen sollte
traten daher hinzu und wollten das Versehen
Mitbürger wieder gut machen. Sie überhäuften
König mit unzusammenhängenden Grobheiten
Schimpfreden, der nicht begreifen konnte, warum
eine solche Ehre widerführe. Als er endlich von
gen der Aeltesten hörte, daß es nur geschähe, um
neue Freiheit zu probiren, daß es nur Edelmuth
Bürger verrathe, die sich vom Sklavensinn zu e
nen trachteten, und daß er es aus dieser Ursache
übel nehmen möchte, so fing er an, aus vollem
zu lachen. Die Schildbürger waren sehr verg
darüber, daß er über ihre republikanischen Gesin
gen eine solche Freude hatte, und fuhren nun in
patriotischen Declamation um so eifriger fort.

Da der König gar keine Miene machte, nach
Markte zu gehn, so fragten sie ihn, ob er gar
gesonnen sey, ihren merkwürdigsten Philosophe
sehn, der dort in einer Tonne liege und fast gö

zu nennen sey. Der König folgte ihnen und betrach
tete den Mann, der sich mit vieler Mühe ein seh
wildes Ansehn gegeben hatte; er mußte von Neuen
über die wunderlichen Gebehrden des Menschen lachen
und ein Schildbürger sagte: Nun seht Ihr, ich sagt
es Euch wohl vorher, daß es Euch gefallen würde; e
hat einen tüchtigen Kopf, und trefflich geschickt ist e
in kurzen, tiefsinnigen Antworten. Ihr dürft ihn nu
etwas fragen, und er wird Euch wahrhaftig schnel
genug bedienen, denn er ist Einer von den Hellen
das versichre ich Euch, er kann manchmal Worte sa
gen, die man vor tiefem Sinn gar nicht versteht. E
wird Euch, mein Seel, gut abfertigen mit Eurer ganzen
königlichen Würde, denn im Patriotismus versteht e
keinen Spaß. Fühlt ihn nur auf den Zahn, so wird
er Euch weisen, daß er Haare auf den Zähnen hat
Fragt ihn einmal zum Exempel, was er sich für ein
Gnade von Euch ausbitten will.

Dem König fing die Zeit an lang zu werden
und er sagte daher: Nun, mein lieber Schildbürger
welche Gnade soll ich Dir gewähren? Sprich! Hier
auf antwortete der gute Schildbürger: Gnädiger Herr
König, schenkt mir tausend Thaler und ich bin mi
den Meinigen auf immer glücklich. — Du sollst sie
haben, sagte der König schnell, und ich sehe, Deine
Mitbürger wissen Dich zu schätzen, denn Du bist wirk
lich der Weiseste in der Stadt.

Ach Du Bösewicht! riefen die Schildbürger aus,
hältst Du so Dein Versprechen? Sind das die Ant
worten, die Du zu geben hast, Verräther? Herr Kö
nig, wir schwören's Euch zu, aus der Sonne solltet

Ihr ihm gehn, weiter war nichts unter uns abgeredet. Und deswegen haben wir Dir Flegel die Tonne machen lassen, in der Du so bequem, wie in einem Bette liegst? O Du Spitzbube! und wo bleibt denn nun das, daß er Dir aus der Sonne gehen soll?

Nun, hört nur die Narren, Herr König! rief Diogenes erzürnt aus. Aus der Sonne gehn, und es scheint jetzt keine Sonne, es hat sich zusammengezogen, als ob es regnen wollte. Nicht der Herr König, Ihr, meine eselhaften Mitbürger, steht mir im Lichte, und darum geht nur plötzlich fort, daß ich meine tausend Thaler in Ruhe empfangen kann. Meint Ihr denn, es soll unter Euch keinen einzigen vernünftigen Menschen mehr geben, weil Ihr in die Narrheit so vernarrt seyd?

Wir verbannen Dich aus dem Lande, riefen die Uebrigen.

Gut, sagte Diogenes; kommt, Herr König, gebt mir mein Geld und dann wollen wir die Narren hier sitzen lassen.

So endigte sich dieser merkwürdige Tag, und Diogenes war sehr froh darüber, daß er seine ihm aufgetragene Rolle so sinnreich verbessert hatte, er verließ das Land und der König setzte seine Reise fort, nachdem er über die Thorheit der Einwohner noch viel gelacht hatte.

Caput XV.

Berathschlagungen. — Seltsame, doch glückliche Vorbedeutung.

Die Schildbürger trieben nun ihr republikanisches Wesen immer fort, und fühlten sich sehr glücklich, daß ihre Freiheit durch nichts beschränkt wurde. An einem Morgen ging ein junger Schildbürger herum und bat die Uebrigen, sie möchten sich doch in ihren Rathskleidern auf der grünen Wiese versammeln, denn er habe ihnen etwas Wichtiges vorzutragen.

Alle kamen aus Neugier auf der Wiese zusammen und setzten sich in einen Kreis, die Füße durch einander geschlagen und die Köpfe gegen einander gekehrt, worauf derjenige, der den Rath berufen hatte, also anfing:

Meine Freunde, es ist ausgemacht, und Jeder von uns fühlt es, daß wir glücklich sind; dieses rührt aber blos von unsrer Verfassung her, indem wir die alte hergebrachte Ordnung umgekehrt haben. Sollen wir denn nun so neidisch seyn, sollten wir Alle ein so enges Herz haben, daß wir damit zufrieden sind, wenn wir uns nur allein glücklich fühlen? Nein, meine Mitbürger, das sey fern von uns. Der wirklich große und edle Mensch zeigt sich eben darin, daß er das Glück über den Erdkreis zu verbreiten trachtet, und sich dann im Glücke der Menschheit vollkommen glücklich fühlt. Darum verehren wir die Erfinder der nützlichen Künste und Wissenschaften, und nennen sie die Wohlthäter der Menschheit. Darum ist es von den

Stiftern und Erfindern der Religionen groß und heilsam gewesen, ihre Religion und ihre Lehren auszubreiten, damit auch andre Menschen im Lichte wandeln konnten. Wer verübelt es den Königen, wenn sie mit Gewalt die Wohlfahrt ihrer Länder auch über andre, die ihnen nicht gehören, auszustreuen suchen? Die späteste Geschichte nennt ihre Namen noch mit Ehrfurcht, und legt ihnen den Beinamen der Großen bei. Diesen Beispielen laßt uns folgen. Wir wollen unsre Verfassung auch über die benachbarten Länder erstrekken; der König muß abgesetzt werden, eben so, wie unser Bürgermeister abgesetzt ward, und er wird sich auch gewiß freiwillig dazu bequemen; das Volk muß getröstet und beglückt werden, und es wird uns auf den Knien danken.

Noch nie hatte ein Vorschlag bei den Schildbürgern so lauten Beifall gefunden; man wollte sogleich aufstehn und zum Werke schreiten, nur Pyrrho hielt sie noch zurück und rief: Haltet nur noch einen Augenblick ein, geliebte Mitbürger! wohin führt Euch ein edler, aber dennoch blinder Eifer? Wendet die Augen von der Wohlfahrt der Nationen ab, und seht auf Euch selbst.

Du widerräthst uns also diesen Vorschlag? riefen Alle.

Mit nichten, antwortete der weise Pyrrho, Ihr versteht mich falsch, nur seht für diesen Augenblick einmal hieher zur Erden, ich meine auf Eure Beine. Wir sitzen hier in einem runden Kreis, unsre Tracht ist ganz gleich, wie es Rathsherren ziemt; wollt Ihr nun wohl so unbesonnen seyn, und so rasch und plötz-

lich aufspringen? Könnte nicht, da unsre Beine Alle gleich aussehn, im Irrthum Einer des Andern Beine erwischen und so das Beinwesen der ganzen Bürgerschaft unter einander verwechselt werden? Ob es gleich Unrecht ist, von edeln Männern einen solchen Argwohn zu hegen, so fürcht' ich doch, daß diejenigen Füße, die mit Hühneraugen, oder diejenigen Beine, die vom Podagra geplagt sind, gar dahinten bleiben würden, und daß sich Keiner würde zu ihnen bekennen wollen. Es ist eben denjenigen, die von diesen Krankheiten leiden, auch nicht gar zu sehr zu verübeln, denn es liegt einmal das Bestreben in uns, daß wir uns Alle gern auf einen guten Fuß setzen wollen, wie man zu sagen pflegt. Laßt uns daher auf einen Anschlag sinnen, wie wir Alle unsre Beine wieder herauskriegen, und Jedem auch die rechten zu Theil werden, damit keineswegs res publica detrimenti capiat.

Sie saßen Alle still und dachten mit vielem Eifer nach. Keiner getraute sich zu bewegen, aus Furcht, plötzlich fremde Beine an sich zu ziehen, da sie alle so verwickelt waren; man dachte alle Hülfsmittel durch, aber es wollte sich gar nichts Heilsames ergeben.

Indem sie noch so im heftigen Rathschlagen saßen, zog ein Fremder vorüber, der einen tüchtigen Wanderstab in der Hand trug. Sie riefen ihn zu sich, und erzählten ihm ihre verwickelte und verwirrte Lage mit den Beinen, und ob er, als ein gereister Mann, nicht vielleicht durch lange Erfahrung in fremden, weit entlegenen Ländern wundersame Mittel dagegen kennen gelernt habe; wenn es sey, so möchte er sie ihnen mit-

theilen, sie wollten auch zur Dankbarkeit ein gutes Stück Geld nicht zu sehr bedauern.

Der Reisende sah sie eine Zeitlang an, dann sagte er: Seht, meine bedauernswürdigen Freunde, diesen Stab, er ist in der geheimnißvollen Mitternacht, bei'm Schein des Vollmondes in der längsten Nacht, in Mesopotamien von einem eingeweihten heiligen Baume, durch einen achtzigjährigen Priester abgeschnitten. Dieser Priester hat ihn mir verehrt zum Schutz gegen meine Feinde, zur Beschirmung der Freunde; wollt Ihr mir nun ein gutes Trinkgeld geben, so denke ich Euch auch mit diesem bezauberten Zweige aus der Noth zu helfen.

Sie versprachen es, worauf er anfing, mit seinem Stocke auf ihre Beine zu schlagen, so daß Jeder erschrocken aufsprang und auf seinen Beinen stand. Ein Einziger, der nicht getroffen war, blieb sitzen und sagte: Lieber Gesell, warum wollet Ihr Euer Geld nicht auch an mir verdienen? Ich bitte, Ihr wollet mich nicht sparen, oder sind denn jene Beine dort etwa die meinigen? Der Fremde gab auch diesem einige Hiebe und er war auch mit Beinen versorgt, worauf er seine Danksagung empfing und fröhlich von dannen zog.

Hierauf gingen die Schildbürger gutes Muths nach ihrer Stadt zurück und Pyrrho sagte zu ihnen unterwegs: Diese Ineinanderschränkung der Beine ist für uns zweifelsohne von sehr guter Vorbedeutung, denn sie bedeutet unsre unzertrennliche Einigkeit, das Ineinanderfügen unsers Willens und unsrer Macht, und darum können wir uns auch einen glücklichen Ausgang unsers Unternehmens versprechen. Wir sind

wie ein Bündel Pfeile, und ich mag Euch die schöne Fabel nicht noch einmal erzählen, die sich am lieblichsten von den holländischen Dukaten lesen läßt. Schließlich aber wollte ich Euch nur noch erinnern, daß es gut sey, wenn wir uns künftig mit den Beinen etwas mehr hüten, denn wenn eine ähnliche heilige Ruthe nicht in der Nähe ist, so könnte uns großer Schaden daraus erwachsen.

Unter derlei weisen Gesprächen kamen sie in ihre Häuser zurück.

Caput XVI.

Der Krieg angekündigt. — Enthusiasmus der Bürger.

Auf allgemeine Beistimmung ward nunmehr eine Gesandtschaft an den benachbarten König erlassen, als er von seiner Reise in sein Reich zurückgekehrt war. Das Ansuchen der Schildaschen Gesandten bestand darin, der König möchte ohne weitere Umstände den Thron räumen, und seine Unterthanen frei und glücklich machen, oder man würde ihn durch die dahin passenden Mittel zu zwingen wissen. Der König lachte und fragte, wie sie an dieses Begehren gerathen wären, worauf die Abgesandten erklärten, daß sie im Namen der ganzen Menschheit das Wort führten, daß sie dahin trachten würden, daß die ganze Menschheit das Glück genösse, das sie selber nunmehr errungen hätten. Der König gab ihrem thörichten Ansinnen keine bestimmte Antwort, und so zogen sie nach ihrer Stadt zurück.

Die Einwohner beschlossen sogleich, dem halsstarrigen Könige den Krieg anzukündigen, damit er durch die Gewalt der Waffen gezwungen würde, ihnen nachzugeben. Es ward ein Herold abgefördert, der dem Monarchen den Zorn der Schildbürger ansagen mußte, und daß er auf eine Gegenwehr denken möchte.

In Schilda selbst war Alles im größten Enthusiasmus, Weiber und Kinder redeten sogar auf den Gassen von diesem Kriege, man sah nichts als patriotische Bemühungen, denn hier sah man den Einen sein Gewehr putzen, ein Anderer bemühte sich, einen uralten, eingerosteten Säbel aus der Scheide zu ziehen, dort stand ein Anderer und zeichnete mit einem Stabe den Plan zum Feldzuge im Sande.

Wie sehr die Schildbürger ihr Vaterland liebten, davon kann nachfolgende Geschichte von einem Müller zum Beweise dienen. Dieser ritt um dieselbe Zeit in Geschäften an die Gränze des Landes; da hörte er auf einem Baume einen schildbürger Kukuk, der mit einem königlichen Kukuk im Wettgesange begriffen war. Der Müller merkte sehr bald, daß sein Kukuk den Kürzern ziehe, und der königliche dem schildbürgerischen im Rufen überlegen war. Dies verdroß ihn in die Seele, daß ein Fremder so sein Vaterland verspotten sollte; er stieg also von seinem Pferde ab und auf den Baum hinauf und half seinem Kukuk so lange rufen, bis der Royalist überwunden war und das Feld räumen mußte.

Als der Schildbürger mit dem fremden Kukuk im hitzigsten Treffen lag, nahm ein Wolf, der gar nicht patriotisch gesinnt war, die gute Gelegenheit in Acht,

und fraß das Pferd des Müllers auf, so daß er nach gewonnener Schlacht zu Fuß nach seiner Vaterstadt zurückkehren mußte. Hier erzählte er den ganzen Vorfall, und die Bürger freueten sich seines Eifers; sie schenkten ihm ein neues Pferd, und verehrten ihm außerdem eine Bürgerkrone von Eichenlaub.

Caput XVII.

Einrichtung der Schulen zum Besten des Vaterlandes.

Es sahen die Schildbürger aber sehr wohl ein, daß nicht bloß kräftige Arme und geschliffene Schwerter der Sache den Ausschlag geben würden, sondern daß Kriegeswissenschaft und Staatskunst, so wie die übrigen Wissenschaften, in ihrer jetzigen Lage fast unentbehrlich wären. Sie nahmen daher in der Eil eine Reform der Schulen vor, um schnell noch große Männer zu erziehen, die dem Vaterlande und der Menschheit Nutzen brächten.

Die Jugend ward daher zusammengetrieben und mußte Tag und Nacht in den Lehrstunden aushalten; da gab es keine einzige Wissenschaft, über die nicht etwas Weniges wäre gelehrt worden und von der die Schüler nicht etwas begriffen hätten. Um das ganze Werk desto schneller umzutreiben, hatte man den Staatskniff gebraucht, auch unwissende Leute zu Lehrern anzusetzen, damit diese doch eine Gelegenheit fänden, von denen Sachen etwas zu lernen, über die sie Unterricht ertheilten.

Man sah auch bald die Früchte dieser weisen Einrich-

tung. Es war kein zehnjähriger Knabe in Schilda, der nicht auswendig herzusagen wußte, was Menschheit und Aufklärung sey, warum die Monarchie zu verwerfen, die Republiken im Gegentheil anzuempfehlen seyen, was Bürgerpflicht auf sich habe, und dergleichen mehr. In Quinta urtheilte man über die großen Heroen des Alterthums ab, und in Quarta fing man schon an, die Existenz Gottes und der Tugend zu bezweifeln. Dann fing man schnell an verliebt zu werden und Metaphysik zu treiben, und so wurde man zwar nach und nach, aber doch immer schnell genug, ein heller Kopf und großer Mann. Ja, als die Zeit am Ende so genau zugeschnitten war, daß man jede Minute sparen mußte, so brachte ein Vater manchmal seinen Sohn in die Schule, und wenn er ihn nicht abmüßigen konnte, wartete er indessen draußen eine halbe Stunde, bis er ihn als vollendeten Gelehrten zurückempfing.

Man hatte, um dieses durchzusetzen, eine sehr heilsame Encyklopädie der Encyklopädie erfunden, die kompendiöseste Bibliothek aus der kompendiösen Bibliothek. Wenn man einen jungen Menschen in die Lehre bekam, so brachte man ihm zu allererst eine große Verachtung gegen viele Wissenschaften bei, dann ein festes Zutrauen zu sich selber, und den Glauben, daß die übrigen Menschen nur Dummköpfe gegen ihn wären, war diese Medicin vorangeschickt, so ward es einem solchen nachher leicht, es bis zu einer merklichen Originalität zu treiben, um nach wenigen Wochen ein fast zu großer und genievoller Mann zu werden.

Dies ist die Auflösung von dem, was Vielen als ein Räthsel, oder gar als eine fabelhafte Tradition vorgekommen ist, daß man nämlich in der Schule zu

Schilda Alles, und zwar in einer sehr kurzen Zeit, habe erlernen können.

Caput XVIII.

Krieg. — Flucht der Schildbürger.

Die Zeit war nunmehr gekommen, da alle Vorbereitungen sollten gebraucht und dadurch auf die Probe gesetzt werden. Die Schildbürger zogen bewaffnet und mit vielem Muthe aus und rückten in das Gebiet des Königs. Dieser hatte sich eines so schleunigen Ueberfalls nicht versehen, und schickte ihnen einige Mann von seiner Wache entgegen; an einem Graben kam es zum Treffen. Die Schildbürger ließen ihre muntern Trompeten blasen, und fühlten dadurch eine große Lust zum Kriege in sich. Als aber die Armeen handgemein wurden, verließ die Schildbürger der Muth, sie flohen alle schnell zurück, ohne daß sie das Zeichen zum Zurückzuge abgewartet hätten.

Caput XIX.

Berathschlagung und Entschluß.

Als sie nun wieder in ihrer Stadt waren und sahen, daß sie vom Feinde nicht verfolgt wurden, kamen sie Alle zusammen, um zu berathschlagen, was nunmehr zu thun sey.

Meine Freunde, fing ein bejahrter Einwohner an,

ich sehe jetzt ein, daß wir bei weitem größere Staatsmänner als Soldaten sind. Wenn wir daher unsern großen, schönen, zum Wohl der ganzen Menschheit abzweckenden Entschluß durchsetzen wollen, so müssen wir einen andern Weg einschlagen. Hier sind wir nun nicht mehr sicher, auch scheint es mir nach diesem ersten Versuche nicht rathsam, die Welt durch die Gewalt unsrer Waffen zu bekehren, aber es ist gut, daß uns noch mehrere Wege offen bleiben. Wir waren schon ehemals weit umher zerstreut und verbreitet, indem uns Fürsten und Herren als nützliche Staatsmänner zu sich riefen, ohne daß irgend Jemand uns rufte; wollen wir uns jetzt eben so in der Welt ausstreuen, und wo einer von uns hinfällt, da wird er bald wuchern und Früchte tragen und ringsum seine Weisheit und Tugend verbreiten. So können wir nützen, ohne jene gewaltsame Mittel zu ergreifen, und so kann sich füglich die Welt am Ende nach uns bequemen, so daß dann unsere Verfassung und unsere Lehren, so wie unsere Geschichte, die Verfassung, Lehre und Geschichte der Menschheit wird.

Man fiel ihm bei; die Schildbürger nahmen Abschied von einander und Jeder suchte sich eine Stadt oder Gegend aus, in die er wanderte, um dort zu wirken.

Schilda ist seitdem verfallen und auch keine Ruinen sagen uns mehr, wo es gestanden hat. So vergänglich ist die menschliche Größe und Alles erreicht sein Ende, so geht es auch Dir, geliebter Leser, wie mir mit dieser Geschichte, und darum wende ich mich schnell zum letzten, oder zwanzigsten Kapitel.

Caput XX.

Beschluß und Nutzanwendung.

Seit jener Zeit ist die Nachkommenschaft der Schildbürger in der ganzen bewohnten Welt ausgebreitet. Man weiß kein Amt, in das sie sich nicht eingeschlichen hätten, keine Einrichtung, an der nicht einer von ihnen Theil genommen hätte. In Akademien, auf Universitäten, in den Collegien, auf den Richterstühlen treiben sie ihr Wesen und suchen die übrige Welt nach sich zu bequemen. Sie verschmähen keinen Stand, sondern suchen sich in jedem häuslich niederzulassen. Solltest Du, lieber Leser, auch einer von diesen Nachkommen seyn, so hoffe ich, Du erkennst meine Bemühungen in dieser Geschichtserzählung mit Dank.

Ich will nur noch aus dem Ganzen eine kleine Nutzanwendung ziehn, und dann den Lesern gute Nacht sagen. Daß man sich nämlich vor der Thorheit eben so gut, wie vor den Eroberern hüten müsse; man erlaubt ihnen nur einen Durchzug, und sie nehmen gleich das ganze Land auf immer in Besitz. Man kann fast nicht denken, ich will heute einmal ein Narr seyn! ohne es auch morgen und übermorgen, ja die ganze Woche hindurch zu bleiben. Ahme daher, lieber Leser, die Vorsichtigkeit der Stadt Hamburg nach, die nach Sonnenuntergang ihre Thore verschlossen hält, und kaum noch fremde Briefe annimmt, weil sie Verräther seyn könnten. Hüte Dich eben so vor jedem fremden, thörichten Gedanken, laß ihn in der Ferne stehen und nicht in Deine Mauern kommen, wenn nicht

an Deinem Himmel die Sonne der gesunden Vernunft steht; leide es nicht, wenn die Leidenschaften und Launen heimlich oder mit Gewalt die Thore aufmachen wollen.

Ein Nachkomme der Schildbürger wird über meine Furcht vor der Narrheit lächeln, weil sie das Lieblichste ist, was er kennt, die Würze und das Salz des Lebens. Mag er es thun, ich habe wenigstens nach meiner Ueberzeugung gehandelt und Jeglichen gewarnt.

Die sieben Weiber

des

Blaubart.

Eine

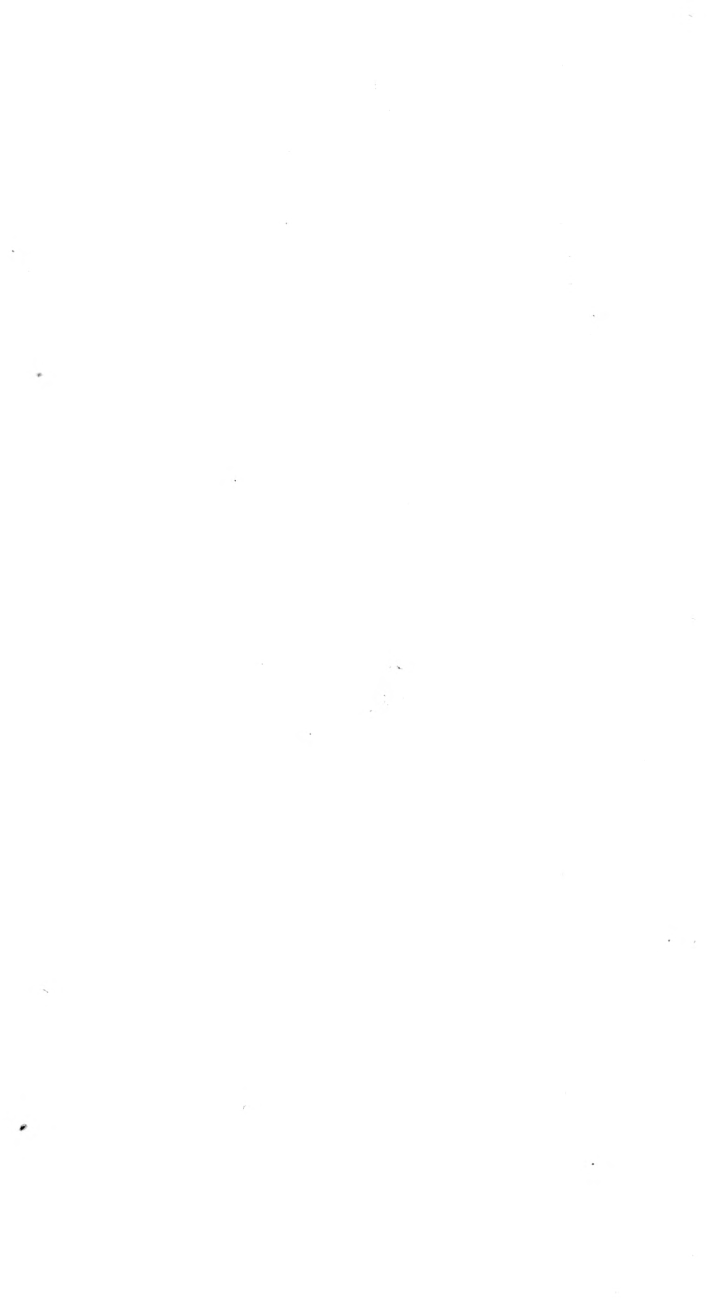
wahre Familiengeschichte

herausgegeben

von

L. T.

1797.



Zuschrift

an den

Herrn Peter Lebrecht.

Bester, unbekannter Freund!

Mit welcher Ueberraschung und welchem Vergnügen zu gleicher Zeit ersah ich aus den Zeitungen, daß Sie sich darauf legen, jene alten Historien wieder in der Lesewelt herzustellen, die man jetzt beinahe ganz vergessen hat. Ich ließ mir den Ritter Blaubart sogleich kommen, und als ich ihn geendigt hatte, fühlte ich Lust, gegenwärtige Geschichte zu schreiben, die ich Ihnen hiemit übersende. Ich wünsche, daß sie Ihnen nicht ganz mißfallen möge; ist sie schlecht, so sind Sie in einem gewissen Sinne Schuld daran.

Es wird Ihnen nicht darauf ankommen, von mir, einem ganz unbekannten Manne, gelobt zu werden,

wie es denn überhaupt in der Welt gar wenig ist, wenn man gelobt wird, denn der Panegyrist meint es selten so, wie es der zu Lobende gern gemeint wissen wollte, und so könnte es gar leicht kommen, daß ich Ihnen Sottisen sagte, indem ich Ihnen recht galant tournirte Complimente beibringen wollte. Auch will ich unsern berühmten Professoren des Lobes nicht in ihr Amt greifen. Ich kann Ihnen also nur sagen, daß mir Ihr Stück gefallen hat, und daß man keine zu große Prätensionen daran machen muß. Ihr Genie hat das meinige entzündet, das ist, dünkt mich, der größte Lobspruch.

Ich habe Ihre Arbeit einigen Freunden gezeigt, die überaus kritisch sind. Einer davon hat es gar nicht gelesen, weil er behauptete, aus einem solchen Stoffe lasse sich nichts Vernünftiges herausarbeiten, der andere, der billiger ist, hat das Stück studiert, und erklärt es nur für abgeschmackt; er findet weder eine gute Anordnung der Scenen, noch eine tüchtige Moral darin; die Späße hat er vollends gar nicht verstanden, oder vielmehr nicht verstehen wollen (welches so ziemlich auf eins hinausläuft), weil sie nicht kunstmäßig genug angelegt sind. Er behauptet, die Tollheit im Stücke sey nicht toll und der Verstand nicht verständig genug, das ganze Stück Arbeit liege also noch in der Minorennität und wage es nicht recht, die Glieder aus einander zu dehnen. Was

ich von allen diesen Urtheilen halten soll, weiß ich nicht.

Sie könnten aber wohl gar glauben, unbekannter Freund, ich hätte diese Wendung nur genommen, um Ihnen diese Bitterkeiten beizubringen; ich versichere Sie, daß mir eine solche freundschaftliche Spitzbüberei gar nicht ähnlich sieht, und daß wir uns gewiß einmal besser wollen kennen lernen. Leben Sie bis dahin wohl!

Nachschrift. So eben habe ich den gestiefelten Kater erhalten. Ein andrer guter Freund, der eben zum Besuch bei mir war, konnte sich nicht genug darüber verwundern, wie sich ein ernsthafter, erwachsener Mensch mit dergleichen Possen beschäftigen könne; es gäbe ja noch so Manches zu thun; warum zum Beispiel ein Schriftsteller nicht darauf komme, die Gymnastik des Herrn G. in ein Compendium zu bringen, die Geschichte der französischen Revolution in einer Fibel mit Bildern zu bearbeiten, u. dgl.; Alles dies sey den Menschen nützlich, ja wohl gar nöthig, aber keinesweges dergleichen elende Späße. Als er die Vignette auf dem ersten Blatte sah, mußte er lachen, und bat mich sogleich um Verzeihung, daß er sich von einer solchen Albernheit habe anwandeln lassen.

Sie werden noch viele dergleichen Urtheile hören; ich wünschte aber dennoch, daß Sie fortführen, und

wenn diese Aufforderung hier nichts hilft, so will ich sie von einem Ungenannten noch in den literarischen Anzeiger rücken lassen, damit Sie sich einbilden können, ganz Deutschland fordere Sie einstimmig dazu auf.

Die sieben Weiber des Blaubart.

Erstes Kapitel.

Moralität.

So oft ich über dieses Wort nachgedacht habe, habe ich immer empfunden, daß das Denken darüber mit vielen Schwierigkeiten verbunden sey. Ein Mann, der viel Erfahrung in tausend Sachen hat, hat mich versichern wollen, daß man sich sogar bei'm vielen Denken leicht der Gefahr aussetze, über alle diese Grübeleien konfus zu werden, und plötzlich, ohne daß man wisse, wie es geschehe, unmoralisch zu handeln. Ja, fügte er hinzu, es giebt so wunderbare Seiten in dieser Wissenschaft, so seltsame Ansichten, daß einem raffinirenden Kopfe gerade das höchst moralisch vorkommen kann, was der gewöhnliche Dilettant der Moralität schändlich nennen würde, und wie es bei allen übrigen Künsten geht, daß man nur dadurch Kenner wird, indem man den einseitigen Enthusiasmus verliert, so auch hier. Der Mann, den ich hier nicht nennen will, weil seine Bescheidenheit darüber erröthen würde, schwur mir zu, die ganze Welt nenne ihn blos deswegen den elendesten Egoisten, weil er im Grunde gar zu uneigennützig sey, und er sey schon zuweilen darauf gekommen, etwas von seiner strengen Tugend nachzulassen, damit ihn die Menschen nur besser verstehn möchten.

So mag es hin und wieder gar Manchem gehn; zu großer Glanz wird wieder Finsterniß, indem er die gewöhnlichen Augen blendet. Viele Leute üben die großen Tugenden aus, und müssen dann nothwendig die kleinen vernachlässigen, denn man kann nicht alles in allem seyn. Ich weiß hundert meiner Bekannten, die von Tag zu Tag darauf warten, das Vaterland zu retten, eine Erfindung zu machen, die der ganzen Erde wohlthätig ist, einen Telegraphen zu entdecken, der vom Volke hinaus bis zur Regierung reiche, um beide mit einander sich über ihre wahre Lage besprechen zu lassen; aber dergleichen Leute können sich unmöglich mit jenen Bagatellen von Tugenden abgeben, die nur den Subaltern kleiden. Wo die übrigen Erdbewohner Berge und Thäler sehn, können sie nicht einmal Hügel bemerken, weil ihr Standpunkt zu erhaben ist.

Es giebt noch tausend andere Rücksichten und Gründe und Ursachen, warum es mit der ganzen Moralität in der Welt nicht so recht fort will. Der Leser kann unmöglich verlangen, daß ich hierüber zu weitläuftig seyn sollte, denn Niemand anders, als er, würde es mit der Langenweile entgelten müssen: denn ich sehe mich hier genöthigt, die Ehre zu haben, zu versichern, daß es mir so ziemlich einerlei ist, was ich schreibe, wie es denn jedem redlichen Schriftsteller seyn muß, und indem ich mich über die Tugend recht weitläuftig ausließe, fände ich vielleicht Gelegenheit, mich selber noch zu bessern. Außer des Lesers Langenweile giebt es aber noch eine andre und viel bessere Ursach, warum ich hier abbreche; der Leser wird sie weiter unten erfahren.

Der größte Theil der bewohnten Welt hat nun auch eingesehn, daß die Moralität zwar an sich etwas Vortreffliches sey, daß sich jeder Mensch auch kennen lernen müsse, eben so, wie er Recensionen lesen muß, um im Stande zu seyn, ein Urtheil zu fällen, oder um sich wenigstens vor allem Moralischen zu hüten. Die Moralität ist nichts weiter, als das unbeholfene eiserne Geld der Spartaner, das allen Handel unmöglich machte, das sich nicht fortbringen läßt, denn die Akademiciens in Sparta mußten sich ihre Pension immer durch einen Wagen mit sechs Pferden abholen lassen; das Schlimmste aber ist, daß die Nachbarn diese eisernen Münzsorten gar nicht für Münzen wollen gelten lassen, daß sie ihnen immer nur wie Eisen vorkamen. Dieses eiserne Geld findet man daher nur noch in den Antikensammlungen, wo man so manches Unnütze aufbewahrt, und die aufgeklärte Welt gebraucht jetzt allenthalben das gestempelte Gold, oder das Papiergeld der Klugheit, und Handel und Wandel, Wissenschaften und Künste, Gewerbe und Fabriken und Philosophie treiben und blühen seit der Zeit, daß es den Gärtnern allenthalben die größte Freude macht.

Es wäre aber wirklich zu bedauern gewesen, wenn die Moralität so ganz hätte in Vergessenheit kommen sollen; es wurde daher darauf gedacht, sie irgendwo unterzubringen, wo man ihrer gleich und ohne Umstände habhaft werden könne, wenn man in müßigen Stunden einen Trieb nach ihr empfinde. Da sahen die Klügsten unter dem Volke die nichtsthuende, leichte, gewandte Landstreicherin Poesie einhertanzen, die mit einem zierlichen Korbe voll Blumen über die Erde

ging und Augenpracht und süßen Duft einem Jeden anbot. Gleich wär der Entschluß gefaßt. Wozu, sagte man, soll sie in unsern fleißigen Zeiten allein müßig gehn? Könnte die leichtsinnige Dirne nicht spinnen, oder sich in einer Fabrik unterbringen, wo es immer noch an Händen und Füßen fehlt? Man fange sie und bringe sie vor uns.

Die Poesie sträubte sich und wollte bald fortspringen, bald fortfliegen, aber die rüstigen Arme der Geschäftsmänner waren ihr zu mächtig, sie mußte sich ergeben und ward nun vor den Rath geführt. Man gab ihr erst ihres Müßiggehens wegen derbe Verweise, da sie nun aber doch einmal nicht anders zu brauchen sey, so solle sie wenigstens Alles, was von Moralität da herum liege, mit in den Blumenkorb legen und sich nicht unterstehen, eine Rose zu verschenken, ohne auch zugleich ein Stückchen Moral mit abzubrechen. Die Poesie schüttelte den Kopf, aber die Richter kümmerten sich wenig darum, denn das Urtheil war einmal gesprochen, sie waren froh, die Moralität nun ganz los zu seyn, und hin und wieder läuft noch einer zur Poesie hin, um zu sehn, ob sie auch dem Befehle gehorcht. Die Poesie tanzt nun nicht mehr, sie hat schwere Last zu tragen und ist in der Ferne nicht von den alten Semmelweibern zu unterscheiden, die mit ihrem Korbe von einem Dorfe zum andern wandern.

Seit der Zeit ist es für den Schriftsteller eine wahre Freude, zu arbeiten, denn er kann sich darauf verlassen, und es ist ihm nun erst möglich gemacht, Nutzen zu stiften. Nebenher, daß er irgend eine schöne Liebesgeschichte erzählt, macht er dem Leser das Ermor-

den leid, oder warnt ihn, nicht zu stehlen, und bringt ihm überhaupt auf eine geschickte Weise irgend eins der zehn Gebote bei, wobei der beste Spaß noch der ist, daß der Leser es gar nicht recht merkt, sondern in aller Unschuld meint, Alles sey der liebe pure Kunstgenuß, und es gehöre so zur Sache, und es ihm also auch wirklich leicht ist, sich auf eine Minute zu bessern.

Sehr natürlich sind also die Schriftsteller zu verwerfen, die sich unterstehn, etwas ohne moralische Anwendung zu schreiben, denn wozu kann das nützen? Was helfen mir die fingirten Prinzessinnen, und Castelle, und Liebe und alle Rührung, da ich doch vorher weiß, daß es nicht wahr ist, wenn nicht irgend ein Satz darin liegt, der mich bessern kann? Ja, wo soll denn überhaupt die Tugend hin, wenn sie in den Erfindungen der Romanschreiber kein Quartier mehr findet? Wenn man alle Poesie zusammenschmelzen wollte, muß aus jedem Kunstwerke ein moralischer Satz als caput mortuum zurückbleiben, und die Scheidekünste, die die Kunstrichter bei allen Büchern anwenden, beweisen, wie bald sich die luftige Erfindung und die wässerige Einkleidung verflüchtigen lassen, und die trockne Erde, die Moral, das Element der Kunst zurückbleibt.

Außer der Moral muß auch noch die poetische Gerechtigkeit beobachtet werden, und hierin lassen sich oft sonst löbliche Schriftsteller zu Fehlern verleiten, weil sie nicht das Criminalgesetzbuch der Kunst genug im Kopfe haben. Es wundert mich um so mehr, da diese Gesetze so einfach sind; denn da es ohne Tod und Ermorden in den Büchern nicht hingeht, so muß der Schuldige seinen Tod verdienen, und der Unschuldige, der stirbt, muß wenigstens dem Mörder so viel

Gelegenheit zur Reue und Zerknirschung vor dem Gnadenstoß auf dem letzten Blatte geben, daß der Leser selbst die Hinrichtung beschleunigt wünscht. In allen diesen Sachen hat sich der sonst vortreffliche Peter Lebrecht in seinem Stücke: Ritter Blaubart, vergangen; denn weder poetische Justizpflege, noch Moralität herrschen hinlänglich darin. Die Richter des heimlichen Gerichts, die Recensenten, die über Beides wachen, werden es ihm schon vorrücken, daß er seiner Phantasie zu sehr gefolgt ist, denn wenn man sein Mährchen verflüchtigen wollte, so würde gerade gar nichts Anschauliches zurückbleiben. Ich führe dies nur zum Exempel an, wie selbst sonst große Männer gar zu leicht den wahren Weg verfehlen können.

Ich mache nun den Uebergang zu gegenwärtiger Geschichte. Der Leser wird schon merken, daß Viel darin umkömmt, und die Personen thun mir schon jetzt im Voraus mehr leid, als ihm, aber es ist nicht zu ändern, denn es ist nichts weiter, als ein großes Opferfest, das angestellt wird, um den Leser zu bessern. Es muß also dabei bleiben, und alle Anstalten sind auch schon dazu getroffen. Ich muß fast lachen, wenn ich daran denke, wie die Charaktere, die nun auftreten werden, sich im Anfang nichts weniger vermuthen, als daß man sie umbringen wird; aber warum sind auch Leser und Leserinnen so schlimm, daß man sich solche Executionen vorzunehmen genöthigt sieht?

Der Leser darf also nicht besorgen, nicht hinlängliche Lehren zu bekommen, denn wo es nur die Gelegenheit im Mindesten mit sich bringt, werd' ich es nicht unterlassen, ihn auf seine Laster aufmerksam zu machen. Der Ton soll auch nicht zu sanft seyn, son-

dern eine gewisse Härte kriegen, damit ich es in einem folgenden Buche desto bequemer habe, und schon säuberlicher mit ihm verfahren kann. Weil also das ganze Werk so viel Moral erfordert, so muß ich darauf bedacht seyn, sie weise zu vertheilen, und darum wollte ich mich nicht schon im ersten Kapitel mit Anmerkungen darüber erschöpfen.

Ich nenne übrigens diese Geschichte eine wahre Geschichte, weil sie wirklich wahr ist, so wahr, wie irgend etwas Anderes, das man lesen kann. Es ist Alles aus Documenten und geheimen Papieren gezogen, und ich würde auch diese abdrucken lassen, wenn ich's mit manchen Familien verderben wollte. Manche der Nachkommen Blaubarts haben immer noch etwas von ihrem Vorfahren an sich, und manche Ehescheidungen und Wiederverheirathungen sind nur ein Naturfehler. Alle diese Leute würden sehr böse auf mich werden, wenn ich so die Wahrheit geradezu, ohne alle Umschreibung, sagte. Ich hoffe aber, meine Leser sollen mir auf's Wort glauben, was ich erzähle, wie es eigentlich mit Blaubarts Geschichte zusammenhängt.

Doch es ist endlich Zeit, diese Geschichte selber anzufangen.

Zweites Kapitel.

Anfang der Geschichte.

Nichts ist gewöhnlicher, als eine Geschichte auf eine recht wunderliche Weise anzufangen; je verworrener sie gleich im Anfang ist, je interessanter. Man

darf erst gar nicht begreifen, wer wohl unter den auftretenden Personen der Held der Geschichte seyn könnte, sondern dieser entzieht sich unsern Augen auf die künstlichste Weise, und wechselt, wenn das Buch recht unterhaltend seyn soll, wie Proteus, in jedem Augenblicke seine Gestalt. Eben darum hat der Leser auch einen Pfiff erfunden, der gewissermaßen nöthig ist: er schlägt nämlich künstlicherweise die letzte Seite auf, und wird nun gewahr, wer der Held der Geschichte ist, ob er am Leben bleibt, und wen er heirathet; dadurch ist er nachher im Stande, sich über alle Finten des Verfassers hinwegzusetzen und ohne sonderliche Unruhe das ganze Buch zu Ende zu lesen. So sucht der Autor den Leser und der Leser den Autor zu überlisten, und der Letztere scheint nach meiner Meinung den Sieg davon zu tragen. Denn es giebt kein besseres Mittel, alle Verwickelungen und gespannte Situationen, alle Todesgefahren des Helden, und alle unübersteiglichen Schwierigkeiten gegen die Heirath zu verachten, als sich von der letzten Seite den Schlüssel zu allen Räthseln zu holen, und so das Buch zu lesen, um gewiß nicht erschüttert zu werden. Der Dichter mag dann den Leser mit noch so vieler Kunst in medias res versetzen, der Leser weiß doch, daß Alles nur Spaß ist, und daß er schon aus dem Ganzen, aus Plan und Anlage klug werden wird.

Ich habe keine solche künstliche Anstalten getroffen, weil ich gesonnen bin, die Gemüthsruhe des Lesers auf keine Weise zu stören.

Drittes Kapitel.

Erziehung des Helden.

Ich will den Leser nicht sogleich in den Mittelpunct der Lebensbeschreibung versetzen, sondern ihm im Gegentheil das Vergnügen machen, den Helden schon in der Jugend kennen zu lernen. —

„Der losgelassene Sturmwind zog mit aller seiner Macht durch den Wald, und schwarze Wolken hingen schwer vom Himmel herunter; in einer abseits liegenden Burg brannte ein einsames Licht, und ein Wandersmann ging durch die Nacht auf der großen Straße fort." —

Da ich voraussetzen kann, daß nur sehr wenige meiner Leser Spaß verstehn, so wird die Geschichte bei manchen Gelegenheiten überaus ernsthaft werden. Ich glaube, ein Verfasser kann nicht ernsthaft und feierlich genug schreiben, wenn er verlangt, gelesen zu werden; er darf ohne Bedenken die kläglichsten eingebildeten Leiden der Menschen auf eine lächerlich übertriebene Weise schildern, und er kann auf dankbare Thränen rechnen, so daß die meisten Romane ordentliche Anstalten sind, um die überflüssigen Thränen aus dem Menschen zu schaffen, daß aber dieselben reizbaren Geschöpfe sich nur sehr schwer zum Lachen verstehn.

Ich will hier nur einen ganz kurzen Dialog einführen:

A. O, gnädiger Herr, was haben Sie Alles versäumt! Die ganze Gesellschaft war so lustig, besonders war Herr C. witzig, und da Sie nun selbst ein lustiger Mann sind —

v. B. Lustig? Pfui, mein Herr, wie meinen Sie das? Lustig? Abscheulich! Ich ließe mich eben so gern einen Narren nennen.

A. Aber wenn Herr C. witzig ist, so steht Ihnen doch das Lachen so gut.

v. B. Höchst lächerlich! Sie irren sich, mein Herr. Ich versichere Sie, mein Herr, ich lache über Niemandes Spaß, als über meinen eigenen, oder wenn eine Dame scherzt, das kann ich Sie versichern.

C. Wie? sag' ich denn nie etwas, das sich der Mühe verlohnte, darüber zu lachen?

v. B. Pfui doch, Sie verstehn mich falsch, lächle ich doch sogar manchmal über Ihre Einfälle. Aber nichts ist für einen vornehmen Mann so unschicklich, als Lachen; es ist so ein pöbelhafter Ausdruck der Leidenschaft, jeder Mensch kann lachen. Vollends zu lachen, wenn eine geringere Person scherzt, oder wenn ein anderer vornehmer Mann nicht mit uns lacht; höchst abgeschmackt, daß einem das gefallen soll, was dem gemeinen Haufen gefällt! Wenn ich lache, lache ich immer ganz allein.

C. Vielleicht, weil Sie nur über Ihre eigenen witzigen Einfälle lachen.

D. Gehn Sie aber nie in die Komödie, gnädiger Herr?

v. B. O ja, aber ich lache nie.

D. Nie?

v. B. Bewahre! — Ich lache nie.

D. Warum aber gehen Sie hinein?

v. B. Eben um mich von den gemeinen Leuten zu unterscheiden und die Poeten zu ärgern; die Kerls werden so stolz, wenn ihre Einfälle in den Logen Sen-

sation machen. — Ich schwöre, — he he he! ich habe mich sehr oft quälen müssen, das Lachen zu unterdrücken — he he he! um sie nur nicht noch mehr aufzumuntern.

D. Sie sind gegen sich und gegen die Dichter zugleich grausam.

v. B. Im Anfange, das gesteh' ich, mußte ich mir Gewalt anthun, aber jetzt bin ich in der Uebung.

Diese Stelle steht eigentlich im Congreve, und ich möchte sie gern für meine Erfindung ausgeben, da sie für angesehene und gesetzte Leser eine so vortreffliche Vorschrift enthält, wie sie sich in Ansehung des Lachens zu verhalten haben. Jetzt aber lachen auch die jungen Leser und Leserinnen nicht mehr, und eben dadurch, daß man das Weinen und Gerührtseyn mehr ausbildet, wird man fast einseitig, und thut dem Lachen großen Eintrag. Da man nicht mehr unter uns lachen sieht, haben Einige daraus schließen wollen, man treffe auch nichts Lächerliches mehr an, nam deficiente causa etc. und das Lachen sey nur für Barbaren, es sey nichts als das Getöse, das der Marmor macht, indem er geschliffen wird, das aber mit der Politur in gleichem Grade abnimmt. Es läßt sich gegen diese Behauptung wenig einwenden, und also voraussehn, daß im künftigen goldenen Zeitalter nur die Thränen noch und der freie Wille, die Vernunft und dergleichen Privilegien seyn werden, die die Menschen vor den Thieren voraushaben, und das bisherige Monopol des Lachens wird dann vielleicht um ein Billiges diesen unterdrückten Erdbürgern zur unschuldigen Ergötzung überlassen. — Jener Wandrer also ging in der wüsten Nacht auf seiner Straße fort, wendete

sich aber bald feldeinwärts, da er das einsame Licht gewahr ward.

Als er näher kam, sah er ein kleines Haus vor sich liegen, und aus dem Zimmer herunter ertönte folgender Gesang:

Schlafe, mein Kind,
Regen und Wind
Verrauschen geschwind.
Tag und Nacht
Wechselt mit Bedacht,
Fröhlichkeit und Leid;
Drum werde früh gescheid.
Manch Glück und Unglück wirst du tragen
Lerne dankbar seyn und klagen.
Schlafe, mein Kind,
Regen und Wind
Bestandlos wie Glück und wie Traurigkeit sind.

Wer hätte aus diesem moralischen Gesange nicht geschlossen, daß hier eine überaus philosophische Mutter oder Amme ein Kind in den Schlaf gesungen? Der Alte stand eine kleine Weile nachdenkend vor der Thür; dann entschloß er sich, anzupochen.

Die Thür eröffnete sich, und eine alte Frau führte ihn in ein Zimmer, in dem eine Wiege stand, in welcher ein gesunder Knabe schlief; die Alte war die Sängerin und setzte ungestört ihre Beschäftigung wieder fort. Der alte Wanderer trocknete seine Kleider am Feuer, dann wurde ihm stillschweigend ein Abendbrod aufgetragen und man wies ihm ein Lager an. Er verwunderte sich sonst über wenig in der Welt, aber diese Aufnahme kam ihm doch sonderbar vor.

Als die Sonne aufging, erwachte er. Die Ge-

gend war wüste und ohne Berge, so weit sein Auge reichte, nur kleine Wälder und Gebüsche standen einsam in der weiten Fläche; auf dem Dache des Hauses hörte er einen Vogel singen:

Was gestern war, ist nun vorbei,
Die Luft bleibt mir lieblich und frei,
Was gestern war, weiß ich noch kaum,
Das Leben ist doch nur ein Traum,
Drum sing' ich, und bin ich nicht krank,
Ergötzt mich mein eigner Gesang.
Der Regen und Sturm ist vorbei,
Nun klingt wieder die Melodei.

Viertes Kapitel.

Eine gelehrte Disputation.

Es wird Jedermann schon errathen haben, daß der Knabe in der Wiege Niemand anders, als der Held unsrer Geschichte sey.

Der Unbekannte ging wieder zu ihm hinüber, und betrachtete den Knaben genau; er nahm eine sehr nachdenkliche Miene an, und schüttelte dann mit dem Kopfe. Die Alte war zugegen und that, als bemerkte sie es nicht.

Indem wurde an die Thüre geklopft, und die Sängerin ging hinab, um sie zu öffnen. Gleich darauf trat eine schöne Dame in's Zimmer, setzte sich ohne Umstände nieder, und Alle schwiegen still; die Dame schien müde, die Alte setzte die Wiege in Bewegung, und da der Unbekannte nichts Besseres zu thun wußte, fing er wieder an, den Knaben zu betrachten und mit dem Kopfe zu schütteln.

Indem hörte man eine Stimme, wie einen Vogel singen:

Wer Fröhlichkeit liebt,
Ist selten betrübt.
Geht Lachen und Scherzen
Nur immer von Herzen,
So läßt sich das Leben
Mit Leichtigkeit weben.
Kein Knoten beschränkt es,
Kein Verwickeln beengt es,
Zu Ende kommt der Faden sacht
Und unvermerkt die Ruh der Nacht.

Welch ein triviales Lied! sagte der Unbekannte.

Sie sind alle nicht besser, die der abgeschmackte Vogel singt, antwortete die Alte.

Das Lied ist für einen Vogel gut genug, sagte die Dame.

Ich habe mir schon Mühe gegeben, ihm andre Lieder zu lehren, fing die Alte wieder an, aber er hat einen ungelehrigen Kopf.

Zum Exempel? fragte die Dame.

Die Alte fing ohne weitere Umstände an zu singen:

Sagt, wer sind auf jenen Matten,
Wo so manche Blumen blüh'n,
Die verwandten stillen Schatten,
Die in holder Eintracht zieh'n?
Schmerz und Leben heißen beide,
Beide sind sich nah verwandt,
Manchmal grüßet sie die Freude
Und das Leben reicht die Hand.
Aber dann tritt Schmerz dazwischen,
Schnell entflieht dann zu den Büschen

Freude, sie verbirgt sich in den tiefsten Hain,
Schmerz und Leben bleiben stets allein.

Das ist melancholisch, sagte die Dame.

Aber doch ächte Poesie, sagte der Unbekannte mit einem Seufzer.

So weiß ich noch hundert Lieder, antwortete die Alte, und ich singe sie alle dem Kinde vor.

Wozu soll das nützen? fragte die Dame.

Wer ist der Knabe? fragte der Unbekannte.

Die Alte erzählte: Von dem Kinde kann ich weiter nichts sagen, als daß es mir von einem unbekannten Rittersmann anvertraut worden ist. Es soll hier erzogen werden und aufwachsen. Man hat mir anbefohlen, es so viel als möglich schlafen zu lassen, denn das ist der einzige Weg, wie der Mensch so manchem Unglück, das ihm im Leben bevorsteht, aus dem Wege gehen kann. Ueber jeden Sterblichen sind viele Schicksale verhängt, und diejenigen Verhängnisse, die ihn nicht wachend treffen, fallen ihn im Schlafe an; darum kann ein Kind in Träumen so manches Unglück seines künftigen Lebens durch Angst und Thränen abverdienen, und darum singe ich ihm auch dergleichen Lieder vor, um ihn schon früh an die Abwechselungen des Lebens zu gewöhnen.

Ihr thut sehr Unrecht daran, sagte die Dame, denn dadurch wird das Gemüth des Kindes vielleicht so trübe und verwirrt, daß es eben dadurch eine Verwandtschaft zu allen Unglücksfällen bekömmt. Das Gemüth der Kinder ist ein Spiegel, in den schon durch die frühen Eindrücke das künftige Schicksal hineinwachsen kann, so daß ein solcher Mensch nachher Elend erleben muß, weil er in sich ein beständiges Unglück

wahrnimmt; alle schlimmen Zufälle treffen dann in ihm einen willfährigen Beherberger an, und so wird der Knabe künftig unglücklich, weil er jetzt Unglück träumt.

Diese Theorie ist mir ganz fremd, antwortete die Alte, aber so wird Euch die Erziehung hier neben an vielleicht um so besser gefallen. — Sie eröffneten eine Thür, und traten in ein anderes Zimmer; hier sahen sie ein Mädchen, das sie mit hellen blauen Augen aus der Wiege anlächelte. Dieses Kind, fing die Alte wieder an, ist jener jungen einfältigen Wärterin zur Erziehung anvertraut, sie läßt es schlafen, wenn es Lust hat, und aufwachen, wenn es aufwachen will, spielt mit ihm kindische, ja beinahe alberne Spiele, so daß man kein vernünftiges Wort zwischen ihnen wechseln hört. Zum Ueberfluß ist der Vogel dort vor dem Fenster noch als eine Art von Hofmeister hinzugethan, der dem Kinde unaufhörlich die trivialsten Lieder vorsingt, so daß aus dem Mädchen unmöglich eine gescheide Person herauswachsen kann, denn er singt beständig, wie sie lustig seyn soll und dergleichen.

Der Vogel saß vor dem Fenster, und sah mit klugen Augen in die Stube hinein; er war fast so groß, wie ein Pfau, und hatte ohngefähr dieselbe Gestalt.

Die ernsthafte Alte drohte ihm mit dem Finger, aber er schien es nicht zu achten, sondern schüttelte leichtsinnig mit dem Kopf, und schien von der Pädagogik der Erzieherin nichts zu halten. — Nun, mein Freund, sagte die Dame, und wandte sich gegen den Unbekannten, was sagen Sie zu dem Allen?

Daß es gewissermaßen ein Unglück ist, das Schicksal der Sterblichen vorher zu wissen, antwortete er mit einer feierlichen Stimme. Es bleibt mir das ernste

Nachdenken über alles Unglück zum traurigen Genuß, ohne jene Ueberraschung über die seltsame Art, wie sich das Elend manchmal wirft und bricht. Ohne Neugier haben wir eine unaufhörliche Begier, etwas Neues zu erschaffen, wir wissen Alles vorher, und wünschen nichts so sehnlich, als uns selbst einmal überraschen zu können.

Haben Sie das trübselige Handwerk noch nicht aufgegeben? fragte die Dame.

Nein, erwiederte der Unbekannte, gestern ist der Mann gestorben, der unter meiner Leitung Glück und Unglück erlebte. Und ich will nunmehr der Führer dieses Knaben werden, ihn beschützen, da ich vorhersehe, daß ihm viele Gefahren bevorstehn; ich will ihn mit Kühnheit begaben, und wenn er seinem Unglücke nicht entrinnen kann, so soll er's wenigstens auf eine seltsame Art endigen.

Halt ein! rief die Dame aus, du solltest doch nun schon aus der Erfahrung wissen, daß es um das Lenken des Schicksals eine mißliche Sache ist. Wie manchen guten Lebenslauf, der ohne Dich ohne Abenteuer und ohne Merkwürdigkeiten abgelaufen wäre, hast Du nicht schon verdorben? Du bildest Dir ein, Mannigfaltigkeit und Einheit zugleich hineinzubringen und hast von beiden keinen deutlichen Begriff. Deine Mannigfaltigkeit ist zu einfach und in Deiner Einheit steckt immer noch eine willkührliche Mannigfaltigkeit; für den vernünftigen Beschauer ist ein besserer Zusammenhang in dem unzusammenhängendsten Lebenslaufe.

Unbekannter. Almida, Du gehst mit meinen Arbeiten doch auch gar zu unbarmherzig um!

Almida. Nein, lieber Bernard, Du bist der

Vorläufer und Ankündiger aller schlechten Schriftsteller. Aber welcher ungeheure Unterschied! sie verderben nur schlechtes, höchstens gutes Papier, aber Du mit Deiner Wahrsagerkunst und dem bischen Zauberei ganz gesunde Lebensläufe und bekömmst weder Honorar, noch Autorexemplare dafür. Laß doch lieber das Leben ablaufen, wie es will.

Bernard. Ich kann's unmöglich mit ansehn, daß die Leute so in's weite Blaue hineinleben, und darum muß ich immer den Helden einer Geschichte vor Augen haben und ihn erziehn. Du solltest doch selbst an Deine sonstigen Schriftstellersünden denken.

Almida. Ich denke so sehr daran, daß ich nun das Gewerbe ganz aufgegeben habe; mich reut noch immer das gesunde Mädchen, der ich den einseitigen Geschmack am Mondschein beigebracht habe, noch mehr ihr Liebhaber, der sie schon vor drei Jahren geheirathet hätte, wenn er nicht ein zu großes Vergnügen am Unglücklichseyn gefunden hätte. — Ich will daher auch dies Mädchen hier, Adelheid, vor allen Abenteuern, vor glänzender Schönheit und vor einem übergroßen Verstande, der nur Mangel an Verstand voraussetzt, bewahren; sie soll auch keine seltsamen Zufälle erleben, sondern ohne sonderliches Glück und Unglück die Erde liebgewinnen und sie ohne zu großes Bedauern verlassen, wenn es nöthig ist.

Bernard. Es ließe sich aber so viel aus ihr machen —

Almida. Oder verderben! Das höchste Glück ist jenes stille Glück, das von Wenigen gekannt und genossen und von den Meisten verachtet wird.

Bernard. Ich gehöre auch zu den Meisten,

und ich will diesen Knaben hier, Peter, auf die wahre Art glücklich machen.

Almida. Welche nennst Du die wahre Art?

Bernard. Natürlich die meinige.

Almida. Wir werden nicht einig werden.

Bernard. Heute am wenigsten, weil Dir Deine jetzige Art zu denken selbst noch etwas Neues ist.

Sie verließen Beide das Haus und gingen ihre Straße.

Fünftes Kapitel.

Jugendliche Liebe.

Ein sehr schwieriges Kapitel. Lieber Leser, hier ist es für den Autor fast gar zu schwer, etwas Neues zu sagen.

Die beiden Kinder, Peter und Adelheid, wurden nämlich größer, sie sahen sich gern, und da sie ein gewisses Alter erreicht hatten, waren sie sich überaus gut.

Ich kann aber der ganzen Schilderung überhoben seyn, denn Herr la Fontaine (nicht der französische Dichter) wiederholt sie in allen seinen Büchern auf die weitläuftigste Art; und da die Leser diese Schilderungen in jedem seiner Bücher von Neuem lesen, so brauche ich sie nur darauf zu verweisen. Es wäre mir auch unmöglich, so viele Unnatürlichkeiten und Unwahrscheinlichkeiten zu erfinden, wie z. B. im Sonderlinge stehn, der weder ein Sonderling noch sonderlich ist, ob ihn gleich die nachsichtige Lesewelt

für Beides gehalten hat; die Tischlerfamilie und das Opferfest und das Oelen hat ihnen überaus gefallen.

Ich übergehe also hier alle Rührung, weil meine Geschichte einen weit ernsthafteren Zweck hat, und weil ich mich auch nicht allzuweit von der Wahrheit entfernen darf. Ich bin nämlich gar nicht gesonnen, einen sogenannten historischen Roman zu schreiben, und dadurch die Wahrheit zu verstellen und die Geschichte ungewiß zu machen, sondern Alles ist auf Dokumente gegründet, wie ich schon in einem vorigen Kapitel sagte, und ich will lieber den Vorwurf der Langenweile tragen, als die Weltgeschichte konfus machen, indem ich den Blaubart anders darstelle, als er wirklich gewesen ist.

Der Knabe war groß geworden, Adelheid ebenfalls, und es traf sich, daß Beide an einem Tage aus dem Hause abgeholt wurden, um ihren Verwandten zurückgegeben zu werden. Die philosophische Wärterin, so wie die Unbefangene wurden versorgt.

Sechstes Kapitel.

Die Klippe.

Die Burg und die Güter des jungen Peter waren nach dem plötzlichen Tode seines Vaters von habsüchtigen Anverwandten in Besitz genommen; ein alter Ritter hatte den Knaben Peter Berner ihren Nachstellungen entrissen und ihn in der abgelegenen Wohnung erziehen lassen. Jetzt war der Knabe erwachsen, und der Ritter hatte mehrere Ritter und eine Anzahl

von Knechten versammelt, um ihn wieder zu seinem Rechte zu verhelfen.

Peter Berner kam mit dem alten Ritter, der auch ein weitläuftiger Verwandter von ihm war, bei dem kleinen Heere an. Alle waren voller Muth, als sie ihren künftigen Herrn erblickten; sie leisteten ihm den Eid der Treue und beschlossen, die Burg sogleich zu belagern.

Der junge Peter hatte sich um keine Gelehrsamkeit bekümmert, er hatte immer unbesorgt von einem Tage zum andern hinübergelebt und sich ohne sonderlichen Nutzen tiefsinnige Lieder und weise Sprüche von seiner alten Wärterin vorsagen lassen. Oft hatte er sich in der Stille nach Krieg und Streit gesehnt, und nichts war ihm daher erwünschter, als sich plötzlich in ein Leben versetzt zu sehn, das bis dahin seine höchste Hoffnung gewesen war.

Er ließ sich also bewaffnen und Schwert und Schild reichen, sein alter Vetter schlug ihn zum Ritter, und nun war Peter eifrigst bemüht, mit seinen Verwandten in der Burg in nähere Bekanntschaft zu treten. Dazu ereignete sich bald eine Gelegenheit. Die Belagerten thaten einen Ausfall, und es entstand ein blutiges Gefecht. Peter verwunderte sich über seine eigne Tapferkeit, da er zum ersten Mal die Waffen führte, und alle Ritter prophezeieten, daß aus ihm ein sehr braver Kämpfer werden würde.

Die Anverwandtschaft, die sich der Burg bemächtigt hatte, hatte ihn sogleich bei seinem Erscheinen für ein unächtes, untergeschobenes Kind erklären lassen. Für und gegen diese genealogische Meinung wurde auf beiden Seiten heftig gestritten, und die Unter-

suchung wurde mit solchem Feuer betrieben, daß mancher Ritter und Knecht für todt in der Abhandlung liegen blieb, ehe sie noch zu Ende gebracht war. Die in der Burg wollten anfangs gar nicht von ihrer Behauptung weichen, aber sie sahen sich doch am Ende genöthigt, Frieden zu schließen. Durch diesen Friedensschluß wurde Peter ein ächter und wahrer Sohn, und Derjenige wurde sogar für einen Nichtswürdigen von Allen erklärt, der seine Aechtheit je wieder bezweifeln würde. Der Gegenpart hatte seinen Irrthum so heftig eingesehn, daß er es gern mit unterschrieb, als die Uebrigen diesen Irrthum künftig bei Todesstrafe untersagten.

Peter war nun Herr von seiner Burg, die Verwandten gaben alle Ansprüche auf, und zogen sich in ihre eigenen Ländereien zurück; sie lebten seit dieser Zeit in einem sehr freundschaftlichen Umgange, ja sie würden ohne Zweifel auch Briefe gewechselt haben, wenn Peter die edle Kunst des Schreibens und Lesens inne gehabt hätte. Da er aber ein ungebildeter Naturmensch war, besuchten sie sich nur zuweilen, und schmausten mit einander.

Der junge Rittersmann übte sich in der Einsamkeit fleißig in den Waffen, so daß man ihn in kurzer Zeit für den tapfersten und gewandtesten im ganzen Lande hielt. Er hatte seine jugendliche Liebe und Adelheid bald vergessen, er brachte seine ganze Zeit entweder im Waffensaale, oder im Walde auf der Jagd zu.

Er hatte sich an einem Tage auf der Jagd von seinem Gefolge verirrt, und suchte eben nach dem Rückwege, als ihm plötzlich aus einem Busche ein

alter Mann entgegentrat. Der Alte ging ohne Umstände auf ihn zu und schloß ihn in seine Arme, worüber sich Peter sehr verwunderte. Kennest Du mich nicht? rief der Alte aus.

Nein, antwortete Peter.

Erinnerst Du Dich meiner nicht?

Nein.

Ich heiße Bernard.

Wenn auch, ich kenne Euch nicht.

Bernard erzählte nun dem Helden der Geschichte, was unsere Leser schon wissen, daß er Niemand anders sey, als ein weiser Mann und ein Zauberer, und daß er ihn schon in der Kindheit gekannt und beschützt habe. Peter hörte seine Erzählung geduldig an, und freute sich nachher, ihn kennen zu lernen.

Sie gingen nun mit einander. Peter betrachtete seinen Beschützer genau und war nicht ganz mit seiner Gestalt zufrieden. Der Alte hatte mehr Lächerliches als Ehrwürdiges in seinem Aeußern, und Peter konnte ihm daher unmöglich vielen Verstand, oder viele Macht zutrauen.

Als sie an einen freien Platz gekommen waren, setzte sich Bernard nieder, und bat den Ritter, ein Gleiches zu thun. Sie ergötzten sich erst eine Weile an der lieblichen Aussicht, dann sagte der Alte:

Ritter, Ihr müßt nicht glauben, daß ich mich Eurer ohne Noth so sehr annehme; tausend Gefahren stehn Euch bevor, und Ihr werdet ihnen ohne meine Beihülfe unterliegen. Ihr seyd unter einem ungünstigen Gestirn geboren, und es wird viel Kunst kosten, den unglücklichen Einfluß unschädlich zu machen. Bei nächster Gelegenheit will ich Euch mit Eurer mäch-

tigsten Beschützerin bekannt machen, gegen deren Gewalt die meinige nur unbedeutend ist.

Also giebt es doch Zauberer? fragte Peter.

Wer zweifelt daran? antwortete Bernard, und ich selbst bin ja eben der beste Beweis davon. Glaubt mir, ohne etwas Zauberei kann gar nichts aus Euch werden, ohne sie kommt Ihr gar nicht durch die Welt, folglich je früher Ihr Euch dazu bequemt, je besser ist es für Euch.

An mir soll's nicht fehlen, antwortete Peter.

Nun gut, fuhr Bernard fort, jetzt ist ein wichtiger Augenblick für Euch, Euer ganzes Leben steht jetzt still, und alle Gestirne machen Halt, um dann bald eine neue Epoche anzufangen. Alles Glück der Welt wird ein Mensch niemals in seinem Lebenslauf vereinigen können, und der ist schon selig zu preisen, dem so wie Euch die Wahl gelassen wird. Auf welche Art wünscht Ihr also glücklich zu seyn? Wollt Ihr Reichthum, Ehre, Glück gegen jeden Feind, Liebe? Nennt itzt was Ihr wollt, und es ist Euch gewährt; aber sammlet ja Eure Gedanken vorher.

Peter sah seinen Freund zweifelnd an, der ihm hier mehr Glück anbot, als die Lotterie ihm je gewähren kann, ja als kaum Herr S. für 1 thlr. 8 gr. in seinem *Himmel auf Erden* verspricht. Er dachte nach, ob ihn der Unbekannte nicht etwa für einen Narren hielte.

Wählt! rief *Bernard*, ehe der günstige Augenblick vorüberfährt.

Nun, weil es denn so seyn muß, sagte Peter, so gebt mir nur Glück gegen meine Feinde, und alles Uebrige mag zum Henker gehn.

Es ist Euch gewährt, sagte Bernard feierlich; aber Ihr müßt wissen, daß sich nun das übrige Glück zusammenzieht, um diesem Platz zu machen und Euer Unglück durch zu lassen. Ihr habt auch hier zu wählen; darum sagt mir ohne Bedenken, welche Sorte von Unglück ist Euch nunmehr gefällig?

Peter bedachte sich eine ganze Weile, denn es kam ihm ein wenig zu frech und unverschämt vor, sich selber sein Unglück aus dem unermeßlichen schwarzen Heere auszulesen. Er konnte keine Wahl treffen und keinen Entschluß fassen, so viel Mühe sich auch der Alte gab, ihm einzuhelfen. Von dem schlimmsten Elende mag ich gar nicht reden, rief Bernard endlich ungeduldig aus, aber wenn ich Euch als Freund rathen soll, so wählt unter den drei Uebeln: Schande, Unglück mit Euren Weibern, oder Kindischseyn im Alter.

Halt! sagte Peter, ich nehme das Unglück mit Weibern an, und zwar aus mehr als einer Ursache. Denn erstlich liegt in den Worten die Prophezeiung, daß ich mehrere Weiber haben werde, welches mir nicht unlieb ist, zweitens kann man mit diesen schwachen Geschöpfen noch immer am ersten fertig werden. Also, dabei bleibt es.

Ich hätte Euch, antwortete Bernard, zu dem Kindischseyn gerathen; ein Unglück, das so unbedeutend ist, daß es die meisten Menschen für Glück achten; indessen Ihr habt einmal gewählt, und dabei muß es also sein Bewenden haben. Ich mag Eure Wahl nicht zu sehr mißbilligen, um Euch den Handel nicht zu verleiden, aber ich wette, daß Euch diese Worte noch gereuen. Denn da alles übrige Unglück

Eures Lebens sich nun über Eure Weiber zusammenzieht, so werdet Ihr auch mehr zu leiden haben, als die gewöhnlichen Ehemänner, besonders da Ihr in dem irrigen Wahne steht, daß Ihr mit einem zarten, schwachen Geschlechte zu thun habt.

Ihr seyd ja ein Weiberfeind, sagte Peter.

Bernard antwortete: Nur allein Erfahrung spricht aus mir; lernt die Weiber nur früh kennen, damit Ihr nicht Euer ganzes Schicksal verwünscht. Lieber Ritter, nie lernt man sie zu Ende kennen, und je mehr Mißtrauen man in sie setzt, desto sicherer ist man. Doch genug, daß Ihr nun doch ein großer und merkwürdiger Mann werdet, ein Mann, der durch ganz Europa berühmt seyn wird, dessen Namen sogar die Kinder im Munde führen. Nur noch eins: Hütet Euch vor den Tollen; die Verständigen unter den Männern können Euch nicht schaden, aber ich glaube es an Euren Lineamenten wahrzunehmen, daß Ihr von einem Wahnsinnigen Alles zu befürchten habt.

Aus der Tollheit, rief Peter, mache ich mir gar nichts, denn einen wahnsinnigen Menschen verachte ich gleichsam, und ein solcher wird nie im Stande seyn, mir zu schaden; denn warum? er hat keinen Verstand.

Dies war die erste Gelegenheit, bei der sich eine gewisse Blödsinnigkeit im Peter zeigte, die ihn auch sein ganzes Leben hindurch nicht verließ. Bernard bemerkte diesen Zug in seinem Charakter mit Bedauern, denn er paßte so ganz und gar nicht in das Ideal, das er sich von seinem Helden gemacht hatte. Denn wie falsch der obige Ausspruch Peters sey, brauche ich wohl nicht erst auseinander zu setzen.

Sie gingen weiter, und Bernard führte seinen Freund auf wunderbaren Fußsteigen durch den Wald und über Felsen; sie stiegen immerfort eine Anhöhe hinan, und endlich standen sie oben.

Eine einzige spitze Klippe war der Gipfel des Gebirges, und von hier sah man hinab in ein unermeßlich tiefes Felsenthal, durch das sich ein Waldstrom drängte und schäumte und wie geängstigt zwischen den Klippen ächzte. Es war schrecklich, den Blick die schroffe Felsenwand hinabgleiten zu lassen, und über die Felsenrücken hinweg, die wie kleine Hügel da standen, zum Strom tief hinab, der nur wie ein Silberfaden da lag, und von dem kein Ton in die Höhe und durch die stille Einsamkeit hinaufdrang. Peter sah sich wild in der Gegend um, und schaute hinunter, und stieg beherzt und ohne zu wanken auf den äußersten Stein der Klippe, und beugte sich nach dem Thal hinüber. Der Alte schrie laut auf, und warf sich vor Schwindel auf den Boden, da er die menschliche Gestalt so abgerissen hoch oben hängen sah. Peter mußte zu ihm kommen, und sie traten den Rückweg an.

Du gefällst mir gar nicht, fing der Alte nach einigem Stillschweigen an; ich habe Dich hieher gebracht, um zu sehen, wie sich Dein Geist bei'm Anblick der unermeßlichen Natur äußern würde. Der Schüchterne, der vor den schwindlichten Tiefen und vor der Allmacht der weitliegenden Welt zurückbebt, der zittert, da er die großen Glieder der Muttererde gewahr wird, ist nicht für den Ruhm gemacht. Aber wessen Auge hier glänzt, wessen Herz sich hier erhebt, und der sich und alle seine Kräfte zuerst hier kennen

lernt, der ist ein Mann; er wird seine Größe und seinen Ruhm ertragen können, doch muß er auch seine Menschlichkeit fühlen und mit Ehrfurcht vor der Hoheit der Welt dastehn, sich nicht vermessen und über seine eigne Kleinheit hinwegsehen; ein solcher, der nie schwindelt, ist frech, aber nicht muthig; für ihn ist es nichts Großes, die Gefahr zu verachten, da er sie durchaus nicht fürchten kann. — Nein, Ritter, Ihr werdet tapfer seyn, aber nie erhaben, Eure Feinde aus dem Felde schlagen, aber sie nie besiegen. Euer Verdienst und Euer Glück sind so unzertrennlich, daß kein Auge sie von einander sondern kann.

Siebentes Kapitel.

Der Kopf.

Unter solchen weisen Gesprächen hatten sie den Weg zurückgelegt, und Bernard bestellte den Ritter in der künftigen Woche wieder auf denselben Platz im Walde; dann zeigte er ihm den Weg nach seinem Schlosse.

Peter kam mit vielen neuen Gedanken auf seiner Burg an, er überdachte sein künftiges Schicksal, das er sich selber ausgewählt hatte. Er überlegte, ob er sich auch die rechten Loose ausgesucht habe, und war doch mit sich selber unzufrieden, wie denn der Mensch nie mit seinem Schicksale zufrieden ist, es mag ihn unvermuthet treffen, oder er mag es vorher wissen. Er ließ alle Güter des Lebens vor sich vorübergehn, und verwünschte am Ende die wunderliche Einrichtung

des menschlichen Verhängnisses, daß es dem armen Menschen nicht gegönnt sey, Alles durch einander und zu gleicher Zeit zu genießen.

Er war sehr unruhig und wartete mit vieler Sehnsucht auf den Tag, an welchem er den alten Bernard wiedersehn sollte; denn dieser hatte ihm versprochen, ihn zu der wunderbaren Frau zu führen, die eigentlich die Zügel seines Verhängnisses lenke. Er machte tausend Plane, er wünschte nichts so sehnlich herbei, als die Zukunft, um seine Feinde besiegt zu sehn, sein Gebiet vergrößert, seine Reichthümer vermehrt und seinen Ruhm durch das Land ausgebreitet. Wie viel Bilder entwickelten sich aus seinem Gehirne! Er vergaß in seinen Aussichten sein ganzes gegenwärtiges Leben.

Endlich erschien der bestimmte Tag. Ohne Begleiter ging er wieder nach dem Waldplatze, und fand schon den alten Bernard, der unter einer Eiche saß und auf ihn wartete. Sie gingen stillschweigend neben einander hin, und Peter war auf etwas Großes und Seltsames gespannt.

Sie verließen bald den großen Weg und gingen durch ein einsames Felsengewinde; sie kamen in eine Gegend, in der Peter noch nie gewesen war, steile Hügel lagen umher, einzeln Gesträuch war wild und unordentlich dazwischen gewachsen, kein Fußsteig führte durch das Labyrinth und man hatte keine Aussicht umher, sondern ging immer zwischen den Felsen hindurch, bald wie durch kleine Grotten und Hallen, bald stieg man wieder empor, bald senkte sich der Weg.

Jetzt standen die Wanderer vor einer schwarzen

Felsenmauer, vor der ein zottiger großer Hund lag und Wache zu halten schien. Bernard näherte sich, sprach einige unverständliche Worte und schmeichelte ihm, worauf sich der Hund freundlich spielend zur Erde niederwarf und aus Lustigkeit seinen schwarzen Pelz durcheinander schüttelte. Dann rührte der Alte die Felsenwand an und plötzlich zeigte sich dicht über dem Boden eine kleine Oeffnung; Bernard stieg hinein und Peter mußte ihm folgen.

Wie auf Stufen stieg man inwendig in die Dunkelheit des Felsens hinab, der Weg war naß und schlüpfrig und Peter hielt sich an dem kalten vorragenden Gestein in der Höhlung. Nach einer langen Wanderschaft standen sie in einem großen, geräumigen Saal, der aus Kristallen, Muscheln und glänzenden Steinen zusammengesetzt war; ein ungewisses röthliches Licht schimmerte herein und belebte die wunderbaren Gestalten der Felsen und Mauern, man konnte keine Oeffnung entdecken, durch die der Lichtstrahl in diesen unterirdischen Dom herunterzitterte. Wie kleine Quellen lief es die Wände hinab und unter dem Fußboden hinweg und dadurch erklang ein seltsames Getön, wie Harfensaiten, die vom Winde angerührt werden. Der singende Regen goß sich von allen Wänden herab und verschwand im Boden. Das unbegreifliche Licht und die wunderlichen Töne machten auf den Ritter einen seltsamen Eindruck.

Nach einer kurzen Ruhe ging Bernard weiter. Die Höhle schien weiter keine Oeffnung zu haben, und doch entdeckte sich jetzt ein Gang im Hintergrunde, der unermeßlich schien und ohne Gränzen, als Peter näher trat. Eine sonderbare Finsterniß, durch die einzelne

Lichtstrahlen zuckten, blendete ihn, und er konnte nur tappend, langsam und mit Mühe seinen Weg fortsetzen.

Plötzlich war es, als wenn er Wälder rauschen hörte, als wenn feine Stimmen von oben hereinfielen. Bernard stand still und sagte, daß es nichts als der Klang der Luft sey, die in solchen Tönen durch die unterirdischen Gemächer ziehe. Sie stiegen nun auf breiten Stufen aufwärts und traten in ein großes Gemach, das schöner als das erste mit Kristallen und Steinen ausgelegt war. Das Licht fiel durch eine große Glasthür, durch die man Felsen und blinkendes Gestein und nasses Moos wahrnahm. Peter war von der seltsamen Wanderung ganz betäubt, ihn setzte nichts mehr in Erstaunen, er überließ sich ganz seinem Führer und den Eindrücken der Gegenstände.

Wir müssen nur die Hausfrau aufsuchen, sagte Bernard und trat aus der Glasthür heraus. Peter folgte ihm. Die Felsenwand lag hoch und kraus dicht vor ihnen, sie stiegen zwischen den Steinen hinauf und standen nun in einem wunderlichen Thale, das von beiden Seiten mit schroffen, unermeßlich hohen Felsenwänden eingefaßt war, die blendend weiß da standen, und zwischen denen die Sonne herunterschien. Ein einsamer Wind wehte dazwischen und die großen Eichenwälder oben sahen von unten aus, wie kleines, kaum bemerkbares Moos, das grünlich auf dem Rande der Mauer schimmerte. Bernard zog ein Birkenblatt aus der Tasche und pfiff darauf so laut, daß der schneidende Ton kreischend durch das Thal hinlief und sechsfach wiederhallte. Plötzlich, ohne daß man begreifen konnte, wo sie her kam, stand eine kleine, ein-

geschrumpfte, weißliche Figur vor ihnen, die sie freundlich grüßte und mit ihnen in das Gemach zurückstieg. Sie setzte sich in eine Nische und nahm eine Art von Scepter in die Hand. Was wollt Ihr? fragte sie dann mit einem schnarrenden Tone.

Bernard erzählte ihr nun, daß der vor ihr stehende junge Ritter Peter Berner sey, den sie schon immer geliebt habe und daß er sich jetzt den weiten und beschwerlichen Weg nicht habe verdrießen lassen, um sie näher kennen zu lernen. Die Alte wurde mit jedem Worte freundlicher, sie lobte den Ritter und versprach ihm viel Glück. Sie erzählte, daß sie eben jetzt auf der Jagd gewesen sey, die sie am meisten vergnüge, so theurer Gesellschaft wegen aber wolle sie ihren lustigen Zeitvertreib gerne aufschieben.

Peter dankte auf eine so galante Weise, als es ihm nur möglich war, er sagte ihr Schmeicheleien über ihre Schönheit, ihre vortreffliche Wohnung, über ihre Art sich auszudrücken, und die freundliche Alte war mit Allem sehr zufrieden. Sie sagte endlich: Aber wir wollen nur auf das eigentliche Thema unserer Rede kommen. Ich habe Euch, Ritter, nämlich rufen lassen, um Euch noch glücklicher zu machen. Ihr seyd tapfer und brav, aber es mangelt Euch Weisheit und Verstand; Euer Kopf ist geschickt, den Helm zu tragen und manchen Schwertstreich des Feindes auszuhalten, aber nicht klugen Rath zu ersinnen, und deswegen muß ich Euch darin beistehn. Ihr seyd jetzt jung und es steht vorauszusehen, daß Ihr mit den zunehmenden Jahren immer dummer werdet, denn Ihr habt eine unvergleichliche Anlage dazu.

Peter war im Begriff, böse zu werden, er nahm sich aber noch zusammen, um zu sehn, was aus dem Allen folgen würde.

Ihr habt Euch darum, fuhr die Alte fort, so ganz ohne Vernunft ein höchst elendes Unglück ausgesucht, und blos deswegen muß nun Euer ganzes Schicksal eine andre Richtung nehmen. Damit Ihr also in Zukunft nicht ähnliche Streiche macht, muß ich Euch einen Freund mitgeben, der für Euch denkt, da Euch diese Arbeit zu beschwerlich wird.

Sie schlug mit ihrem Stabe an die Wand, und sie that sich auf, wie ein Schrank. Bedächtig nahm sie einen kleinen bleiernen Kopf heraus und gab ihn Petern, der ihn mit Erstaunen betrachtete. Der soll Euch rathen, sagte die Alte; fragt ihn, so oft Ihr wollt, er wird der Antwort wegen nie in Verlegenheit seyn; er weiß immer vorher, was Ihr im Kriege zu thun oder zu lassen habt, er kennt jede Gefahr; hört daher auf seinen Rath und laßt ihn vor allen Dingen ein eignes verschlossenes Zimmer bewohnen, damit er nicht von Narren gestört und so sein Verstand unnöthigerweise verschwendet werde. Nehmt diesen goldenen Schlüssel; damit könnt Ihr die Thür verschließen, wo er wohnt, und wenn Ihr damit den Kopf berührt, wird er antworten.

Peter betrachtete den bleiernen Kopf genau und glaubte etwas Moquantes in seiner Physiognomie zu bemerken. Die Alte aber sagte, er solle sich dadurch nicht irre machen lassen, diesen spöttischen Zug hätten alle kluge Leute. Peter bedankte sich für den erhaltenen bleiernen Staatsminister und versprach, ihn in großen Ehren zu halten, ihn auch nicht gar zu oft

um Rath zu fragen, damit sich sein Verstand nicht etwa abnütze. Die Alte entließ ihn hierauf sehr gnädig.

Er trat mit seinem Führer, der indessen kein Wort gesprochen hatte, den Rückweg an; Beide waren stumm und Peter war nur besorgt, seinen rathschlagenden Kopf gesund und wohlbehalten aus den engen Felsengewinden herauszubringen. Der Rückweg war fast noch beschwerlicher, als der Hinweg; sie kamen endlich tappend und stolpernd in das klingende Gewölbe, und von da gingen sie die schmale und schlüpfrige Steintreppe hinauf. Endlich mußten sie still halten. Bernard klopfte laut an die Mauer; eine unfreundliche Stimme fragte: Wer da? Gut Freund, sagte der Führer, und der Hund, der die Stimme kannte, eröffnete den Felsen.

Sie standen wieder im Freien, der Hund war vergnügt, und nachdem ihm Bernard lange geschmeichelt hatte, brachte er den Ritter wieder nach dem Platz im Walde, wo sie sich getroffen hatten. Sie nahmen zärtlichen Abschied und Peter ging auf sein Schloß zurück.

Achtes Kapitel.

Mechthilde.

Peter betrachtete seinen bleiernen Kopf genauer und konnte immer noch nicht begreifen, wie ein so kleines unscheinbares Ding guten Rath ertheilen könne. Er wußte nicht, ob ihn Bernard und die Fee um die

Wette foppten, oder ob wirklich etwas an den vorgegebenen Dingen sey. Indem er den Kopf genauer betrachtete, setzte ihn der kluge Blick und der spöttische Zug um den Mund gewissermaßen in Verlegenheit; er stellte daher den Kopf auf einen Tisch und fuhr dann in seinem Nachdenken fort.

Sollte man nicht, sagte er zu sich selber, manchmal glauben, man träume? Wahrhaftig, ich wäre jetzt im Stande, alle Feen- und Geistergeschichten zu glauben; denn wenn ich die Sache nur etwas genau überlege, so giebt es im Grunde gar keinen Aberglauben. Wer darf an den alten Orakeln zweifeln, wenn ich sogar einen bleiernen Kopf vor mir sehe, der mit einer zuversichtlichen Miene da steht und im Rathertheilen vielleicht seines Gleichen sucht.

Er ließ nun ein schönes Zimmer aufputzen, dem seinigen gegen über, das diesem Kopfe zur Wohnung bestimmt war. Er stellte ihn hier in einen schönen Schrank, und ging zu wiederholtenmalen hin, um ihm den Schlüssel anzulegen und sich Rath ertheilen zu lassen. Der Kopf gab ihm zuerst den Rath, sich eine Haushälterin zu suchen, die seiner Wirthschaft vorstehen könnte, damit er lieber von einer Person, als von vielen Knechten betrogen würde; denn, schloß der bleierne Kopf, der Betrug, den man von einem Einzigen leidet, ist kaum noch Betrug zu nennen; nehmen sich aber im Hauswesen Viele dieses nöthigen Geschäftes an, so geht darüber die gute Ordnung zu Grunde.

Peter erstaunte nicht wenig über die Weisheit des Kopfes und folgte sogleich seinem Rathe. Er reiste im Lande umher und fand endlich ein Mädchen,

das ihm gefiel. Sie hieß Mechthilde und war nicht mehr jung, und eben deswegen traute ihr der Ritter mehr Verstand und Erfahrung zu. Außerdem gefiel ihm ihre Schönheit, denn sie hatte schwarze, sehr lebhafte Augen, ihr Betragen war sehr gefällig und munter, so daß Peter sehr von ihr eingenommen ward. Sie schlossen den Vertrag und Peter nahm Mechthilden als Haushälterin mit auf sein Schloß.

Der Ritter glaubte, man könne einen guten Rath dadurch am bequemsten noch besser machen, daß man von seiner eigenen Klugheit etwas hinzuthue und so die fremde Weisheit mit eigener Vernunft beschlage. Aus dieser Ursache verliebte er sich sehr bald in Mechthilden, theils damit sie ihn dann um so weniger betrügen möchte, und zweitens, um eine Frau zu sparen. Auf diesem Wege dachte er am bequemsten dem geweissagten Unglücke mit den Weibern zu entgehen. Mechthilde war auch dem Ritter nicht abgeneigt, denn sie sah ein, daß er ein junger, unerfahrner Mensch sey, und daher glaubte sie, würde es ihr leicht werden, ihn zu beherrschen. Peter wollte Mechthilden nicht heirathen, damit nicht schon mit ihr sein Weiberunglück anhebe; sie hatte einen eben so starken Widerwillen gegen die Ehe, weil sie gern ihre Freiheit behalten wollte, und so kamen denn Beide endlich dahin überein, daß sie als seine geliebte Haushälterin oder seine haushälterische Geliebte bei ihm blieb. Peter setzte sein ganzes Vertrauen auf sie und bekümmerte sich seit der Zeit gar nicht um die Hauswirthschaft, so daß Mechthilde nach kurzer Zeit die eigentliche Gebieterin in der Burg wurde.

Ohngeachtet ihr Peter Alles vertraut hatte, so

hatte er ihr doch das Geheimniß mit dem bleiernen Kopfe verschwiegen, weil er gern Etwas für sich behalten wollte, was er nur allein wüßte; er ging aber fleißig in die Kammer und fragte seinen Freund heimlich um Rath, und richtete nach seiner Meinung alle seine kleinen Fehden und Kriege ein. Er besiegte seine Nachbarn in allen Zweikämpfen, alle Fehden gingen ihm glücklich von der Hand, so daß er wohl einsah, sein bleierner Kopf sey nicht zu verachten.

Um die Zeit wurde ihm von einem sehr reichen und mächtigen Ritter eine Fehde angekündigt. Peter ging in seine Rathsstube und hörte, was der Kopf dazu sagen würde. Dieser prophezeiete ihm alles Glück, nur schloß er seine Weissagung damit, er möchte nach geendigter Fehde schnell zurückkehren, weil er sonst in seinem eigenen Hause ein großes Unglück erleben könnte. Der Ritter versprach diesen guten Rath zu befolgen, versammelte alle seine Knechte und Reisigen und machte sich fertig, sein Schloß zu verlassen. Er hatte Mechthilden immer die Schlüssel zu allen Zimmern übergeben, ihr aber noch nie den goldenen Schlüssel anvertraut; heute aber hielt er es für unedel, gegen seine Geliebte mißtrauisch zu seyn; er übergab ihr daher auch diesen Schlüssel, verbot ihr aber bei seinem Zorn und bei seiner Ungnade, dieses Zimmer zu betreten. Mechthilde versprach es ihm feierlich, und der junge Peter reiste mit großer Zufriedenheit ab.

Indem sich Peter mit seinen Feinden herumschlug, untersuchte Mechthilde alle Zimmer der Burg, sie besann sich nicht lange, sondern ging auch in das Gemach, das zu besuchen ihr so strenge verboten war. Sie sah nichts Merkwürdiges im ganzen Zimmer und

wunderte sich über die Thorheit des Ritters, der mit diesem Zimmer gerade so geheim gethan hatte. Als sie sich genauer umsah, fand sie den Schrank mit dem kleinen bleiernen Kopfe. Die Sache kam ihr bedenklich vor, und sie betrachtete den Kopf sehr genau; es war im Zimmer etwas dämmerig, und sie wußte daher nicht, ob sie ihren Augen trauen solle, als es ihr vorkam, als wenn der Kopf seine Mienen veränderte. Sie hielt den goldenen Schlüssel in der Hand und legte ihn durch einen Zufall an den Kopf, indem sie fragte: Ich möchte doch wohl wissen, was der Ritter mit diesem kindischen Spielzeuge macht. — Er fragt mich um Rath, antwortete der Kopf sehr behende, denn ich weiß Alles und von mir ist viel zu lernen!

Mechthilde erschrak erst ein wenig; doch begriff sie bald das ganze Geheimniß. Sie wollte diese Entdeckung nicht ohne Nutzen gemacht haben, und fragte deswegen den kleinen Wahrsager nach ihrer Familie, nach der Zukunft, ob sie heirathen sollte und dergleichen, so daß der Kopf genug zu thun hatte, um nur die passenden Antworten hervorzubringen. Mechthilde vergaß über diese unterhaltende Conversation Mittags- und Abendessen, sie schloß sich in dem Zimmer ein und schöpfte unermüdet die geheimnißreiche Weisheit. Da sie merkte, daß der Kopf sehr gründliche Kenntnisse hatte, so ließ sie sich auch am Oberflächlichen nicht genügen, sondern fragte immer weiter nach und brachte es, als es gegen Mitternacht kam, dahin, daß sie klüger war, als ihr Lehrer. Ihr ging am Ende selbst der Kopf von dem wunderlichen Zeuge herum, ihr Geist, der plötzlich so gewachsen war, fühlte sich in ihrem Körper zu beengt, aber sie hörte doch nicht

eher auf, sich zu unterrichten, bis ihr Lehrer nicht mehr zu antworten wußte und bei allen Fragen stumm blieb, so daß sie wohl merken konnte, er habe sich nun mit seiner Weisheit erschöpft. Es war diesem Lehrmeister so gegangen, wie manchem Liebhaber, der sich gegen seine Geliebte ausgesprochen hat und kein Wort mehr zu sagen weiß, so daß Beiden nachher nothwendig die Zeit lang werden muß. Mechthilde legte sich nun schlafen und war in allen geheimen Künsten der Zauberei, so wie der Weltweisheit, wohl erfahren.

Am folgenden Tage kehrte der Ritter zurück; schon seit drei Tagen war der Feind aus dem Felde geschlagen, und er hatte sich nur noch auf dem Schlosse eines guten Freundes verweilt, wo er ein Fräulein hatte kennen lernen, das ihn die Rückkehr fast ganz hatte vergessen machen. Jetzt kam er wieder, um sich bei seinem Kopfe Raths zu erholen, ob er sie heirathen sollte, oder nicht. Er ging daher sogleich in das Zimmer, legte den Schlüssel an den Kopf und ihm die Frage vor. Er erstaunte nicht wenig, als der Kopf gar kein Zeichen des Lebens und Verstandes an sich spüren ließ, sondern ganz stumm und kaltsinnig die Frage anhörte. Er schlug mit der Wünschelruthe des Schlüssels an, aber vergebens; er wurde zornig und hielt den Kopf für tückisch und verstockt, daß er nur aus Eigensinn nicht antworten wollte, er berührte und schlug ihn daher mit dem Schlüssel ziemlich unsanft, aber Alles war umsonst. Er faßte endlich den Verdacht, daß Mechthilde ihm den Kopf möchte verdorben haben, da er sich überdies erinnerte, daß ihn die unterirdische Fee gewarnt hatte, nicht zu viel zu fragen, weil sich das Orakel sonst leicht erschöpfen möchte.

O, dies ist, rief er, das Unglück, vor dem mich der Kopf selber gewarnt hat! Nun ist es zu spät und ich bin verloren.

Er stürmte auf Mechthilden zu, die seine Wuth wohl vermuthet hatte. Nichtswürdige! schrie er heftig, schaff mir meinen Verstand, schaff mir meinen Rathgeber wieder! Seine Einsicht ist jetzt fort, er weiß kein einziges Wort mehr vorzubringen.

Er zog den Degen, um die Haushälterin zu tödten; Mechthilde fiel ihm zu Füßen. Warum bist Du in das verbotene Zimmer gegangen? schrie er laut.

Mechthilde bat um Gnade und versprach, es niemals wieder zu thun; doch damit war dem Ritter wenig geholfen. Er wollte ihr ohne weitere Umstände den Kopf abhauen, da sie ihn nur noch um eine kleine Geduld ersuchte.

Warum habt Ihr mich, sprach sie, so in Versuchung geführt? Wenn ich nicht hätte neugierig seyn sollen, so hättet Ihr mir auch keine Veranlassung zur Neugier geben müssen. Was kann ich dafür, daß ich so eingerichtet bin, wie es alle Frauenzimmer sind? Ihr selbst seyd jetzt an Eurem Unglücke Schuld. Konntet Ihr nicht Euren verwünschten Schlüssel behalten? Warum mußtet Ihr ihn denn mir in die Hände geben?

Weil ich Dir traute, sagte Peter.

Ihr hättet mir nicht trauen sollen, antwortete Mechthilde. Daß Weiber nicht neugierig seyn sollten, ist eben so unmöglich, als daß die Sonne kein Licht verleiht, daß der Tiger nicht auf Raub ausgeht, daß auf heute nicht Morgen folgen sollte, oder daß Ihr

einen Schimpf, den man Eurer Ehre anthut, geduldig einstecken könntet.

Also ist es Eure Natur so? fragte Peter besänftigter.

Allerdings! Und darum muß uns jeder vernünftige Mensch auch diese Neugier zutrauen. Wer aber seinen ganzen Verstand in einen bleiernen Kopf eingeschlossen hat, der verdient es freilich auch, daß er übel anläuft, und darum ist Euch in so weit ganz recht geschehn.

So verwünsch' ich Euer ganzes Geschlecht! rief Peter in der höchsten Wuth aus; so seyd Ihr nicht werth, daß Euch die Erde trägt, und ist es eine Wohlthat für alle Männer, Euch auszurotten. Ich will keiner von Euch mehr trauen, ich will so viele abstrafen, als mein Schwert nur erreichen kann, und mit Dir will ich den Anfang machen.

Mechthilde sagte ganz gelassen: Gebt Euch keine Mühe, denn dagegen habe ich eben von Euerm Kopfe Hülfsmittel gelernt. Wenn Ihr nicht mein guter Freund bleiben wollt, so weiß ich Euch wohl noch zu strafen.

Hiemit berührte sie seinen Arm, und Peter fühlte sich augenblicklich so ohnmächtig, daß er das Schwert fallen lassen mußte. Er sah Mechthilden verwundernd an, die über ihn lachte und sagte: Seht, Euer Kopf hat mich sehr gute Künste gelehrt; ich denke, wir versöhnen uns wieder.

Peter ging nachdenkend in sein Zimmer; er sah ein, daß mit Mechthilden nichts anzufangen sey, that sich aber selber den Schwur, sich dafür am ganzen weiblichen Geschlechte zu rächen.

Neuntes Kapitel.

Ein zweiter Besuch bei der Fee.

Peter war nun in der größten Unruhe, weil er durchaus nicht wußte, was er thun sollte, da sein Kopf ihm die Dienste aufgekündigt hatte. Er ging hin und her, bald durch die Zimmer des Schlosses, bald in den nahen Wald, und getraute sich nicht, irgend etwas zu unternehmen, weil ihm der gute Rath gänzlich mangelte. Er hoffte irgend einmal auf den alten Bernard zu stoßen; aber so oft er auch in die dunkeln, abgelegenen Büsche hineinging, kam dieser treue Freund doch niemals auf ihn zu. Bernard beschäftigte sich eben damit, den Plan recht zu überdenken, wie der Lebenslauf seines Lieblings verständig einzurichten wäre, und darüber vernachlässigte er den Ritter in dieser mißlichen Situation.

Peter lief oft verzweifelt nach jener Richtung, um den Felsenweg wieder zu finden, auf dem ihn Bernard zur unterirdischen Wohnung der Fee geführt hatte, aber er konnte auch keine Spur dieses Weges entdecken.

An einem heißen Nachmittage durchstrich er das Feld, und kam endlich an einen Wald. Er ging hinein, um der Hitze zu entfliehen und sich im Schatten abzukühlen. Er hatte den erschöpften und nunmehr unverständigen Kopf mitgenommen, und setzte sich unter einen Baum, indem er ihn genau betrachtete. Wie behende, sprach er dann wehklagend zu sich selber, ist nicht die Veränderung in dieser Welt? Worauf soll man sich noch verlassen, wenn selbst Klugheit

und Einsicht nichts Selbstbeständiges sind? Worauf soll sich der schwache, leicht veränderliche und Krankheiten unterworfene Mensch stützen, wenn es selbst dem Bleie nicht gegeben ist, die jugendliche Kraft der Phantasie, die frische Thätigkeit des Geistes zu behalten? Meinem Freunde hier waren nun die Nerven auf die Dauer gearbeitet, und doch muß er der Zerstörung der Zeit nachgeben; dennoch hat er sich überspannt, und muß vielleicht ein Bad und eine Stahlkur gebrauchen. O man tadle doch ja nicht mehr unsere alten abgelebten Dichter und Gelehrten, wenn es selbst den leblosen Dingen so geht. Es ist schlimm, daß die Vernunft sich eben so gut, wie jede andre Maschine, durch den Gebrauch abnutzt und der arme Mensch das Nachsehn hat; daß die Dummheit in uns wuchert und den Weizen gar zu leicht erstickt.

Solch Wehklagen trieb Ritter Peter, indem er seinen theuern Rathgeber mit heißen Thränen benetzte und die Augen gar nicht von ihm abwenden konnte. Er stand auf und irrte durch den Wald; bald wählte er diesen Fußsteig, bald jenen, und so geschah es endlich, daß er sich nicht wieder aus dem Labyrinthe der Eichen zurückfinden konnte.

Die Hitze war indessen vorüber, die kühlen Winde des Abends rauschten durch die Blätter. Peter verlor nun auch den Fußsteig, und mußte sich durch die dicht verwachsenen jungen Bäume drängen. Endlich erreichte er das Ende des Waldes, und die Sonne ging eben unter. Er stand auf einem Felsen, und vor ihm war eine tiefe, unabsehliche Bucht gerissen; die Strahlen des Abendroths fielen hinein auf die tausend Klippen und Felsenhügel, und dann auf die schroffe Wand, die

roth erglänzte und einen Wiederschein auf die dicht gegenüber stehende Felsenmauer warf. Der Wind ging in furchtbaren Tönen durch diese Kluft, und Peter setzte sich nieder und sah schwindelnd in den unermeßlichen Abgrund hinein.

Warum ist nun der alte Bernard nicht hier? dachte er bei sich selber. Nun schwindelt mir, so wie er es verlangt, und er würde mit mir zufrieden seyn.

Indem er noch hinuntersah, war es ihm, als wenn er die Gegend kennte, und nach einigem Nachdenken glaubte er, daß es die tiefe Schluft seyn müsse, in der die unterirdische Zauberin wohne. Je länger er den Abgrund betrachtete, je deutlicher ward ihm die Erinnerung, und er dankte endlich dem glücklichen Zufall und beschloß, in die Kluft hinabzusteigen. Wenn er die unermeßliche Höhe betrachtete, so grauete ihm innerlich, wenn er aber daran dachte, daß dadurch sein Kopf vielleicht wieder hergestellt werden könne, wenn er die alte Zauberin anträfe, so wurde sein Muth wieder fest, und er entschloß sich, den Versuch zu wagen.

Er fing also an, behutsam hinabzuklettern, indem er bald hinuntergleitete, bald von einer Klippe zur andern sprang, bald Fuß für Fuß auf den schlüpfrigen, steilen Abhang setzte. Als er schon eine Weile mit Gefahr seines Lebens geklettert war, hörte er Jemand oben, der aus vollem Halse schrie. Er sah hoch über sich, und Bernard stand auf der äußersten Klippe, und winkte ihn mit gewaltsamen Bewegungen zurück. Peter schüttelte stillschweigend mit dem Kopfe und senkte sich immer tiefer hinab, indeß Bernard oben ein Angstgeheul erhob, indem er seinen Liebling zwischen den Felsen hängen sah. Am Ende hörte Peter nicht

mehr die Stimme seines Lehrers, das Licht nahm ab, und in der Dämmerung konnte er seinen Weg kaum mehr sehn.

Er stand nun auf einem schmalen Steine still, und konnte nicht vorwärts und auch nicht zurück. Er wußte nicht, was er thun sollte, und bedachte sich lange, indem es noch finsterer wurde; nun erst vermißte er recht lebhaft seinen rathgebenden Kopf.

Er sah aber ein, daß er sich doch zu irgend etwas entschließen müsse, denn die Nacht ward immer finsterer, zurück konnte er nicht, folglich mußte er suchen, vorwärts zu gehen, so gut es sich wollte thun lassen. Er überließ sich also dem blinden Ohngefähr, gleitete hinab, und trat bald auf spitzige Steine, bald fuhr er wieder tiefer nieder, und so stand er endlich nach einer langen und unbequemen Reise unten auf dem Boden des Abgrunds.

Die finstre Nacht war indeß heraufgezogen, hell funkelten die Sterne am Himmel, und Peter stand unten und war in Verzweiflung, denn er wußte nicht, was er nun thun solle. Er sah die schroffen Felsenwände hinauf, und gab auf die Töne Acht, die in die verworrene Felsenwüstniß hinabfielen; ihm graute in der Einsamkeit und von den abenteuerlichsten Gestalten umgeben. Er wußte nicht, wo er die Wohnung der Fee suchen sollte, ja er wurde endlich ungewiß, ob er sich nicht gänzlich in seinen Muthmaßungen geirrt habe. Eulen und Fledermäuse flogen über seinem Haupte hinweg, und schwirrten mit traurigen Tönen durch die traurige Gegend. Peter tappte an den Felsen umher, um irgendwo einen Ausgang zu entdecken. Ein leiser Gesang erklang durch die Finsterniß:

In Gärten, im Feld,
Fernab in der Welt,
Stehn Blumen und lächeln
Und Westwinde fächeln
Durch Rosen und Nelken,
Die eilig verwelken,
Und wieder entstehen,
Und wieder vergehen.
Das blumige Land
Mir unbekannt.

So sitz' ich und spinne
Und webe und sinne,
Die Zukunft zu finden,
Die Nacht zu ergründen.
Im wüsten Felsenland
Von Niemand gekannt.

Nacht und einsamer Wind
Meine Gesellschafter sind.

Die wunderbaren Töne waren für den Ritter eine Erquickung; er ging dem Schalle nach. Er stieg einige Felsenstufen hinauf und wieder hinab, und stand nun wirklich vor der großen gläsernen Thür, die in das Gemach der Zauberin führte.

Er sah in die abenteuerliche Grotte hinein, die von einer kleinen schwachen Lampe erhellt wurde, welche in der Mitte des Gewölbes hing. Die Alte saß in einer Ecke des Gemachs in tiefen Gedanken, vor ihr stand ein Spinnrad, das sich von selbst drehte. Um den Schein des Lichtes sumsten in dichten Kreisen

Nachtschmetterlinge, und erfüllten mit ihrem Getöne das Gemach. Peter klopfte an die Thür und ging dann hinein. Die Alte wunderte sich anfänglich, ward aber bald wieder freundlich, indem sie den Ritter erkannte; er mußte sich niedersetzen und ihr die Ursach seines unerwarteten Besuchs erzählen.

Seht, sagte Peter, ich bin ein Mann, schlecht und recht, und Keiner soll mir nachsagen, daß ich krumme Wege gehe, den Weg ausgenommen, den ich heute zu Euch hieher gemacht habe. Doch was thut man nicht, um Euch nur wieder zu sehn? Euer Rathgeber aber, den Ihr mir so gütig mittheiltet, ist hin, völlig abgedankt ist er; er hat jetzt weit weniger Verstand, als ich, so daß ich ihn gewiß richtig beurtheilen kann.

Er erzählte ihr hierauf sein Unglück mit Mechthilden, und die Fee hatte großes Mitleiden mit ihm. Wir wollen sehn, antwortete sie, wie wir ihn wieder herstellen können, ruht indessen aus und nehmt mit dem vorlieb, was mein armes Haus vermag. Es ist jetzt gerade die schlimmste Jahreszeit, man kann hier nichts bekommen, Ihr müßt den Willen für die That nehmen.

Sogleich erschien ein Tisch, reichlich mit Speisen von aller Art besetzt, dazwischen standen Pokale mit dem besten Weine angefüllt. Peter aß und trank; bei dieser Beschäftigung vergaß er bald seine beschwerliche Reise, an den Rückweg dachte er gar nicht.

Als er sich mit Speise und Trank erquickt hatte, verschwand der Tisch wieder, und auf einen Wink der Fee erscholl eine äußerst liebliche Musik, die wie ein Wohlgeruch durch das Gemach zog, und leise an den

Felsenwänden klang. Euch zu Ehren, sagte die Alte, will ich Euch auch ein kleines Fest geben, Turnier und Ritterspiel, so gut es sich in der Eile veranstalten läßt; Ihr werdet selbst wissen, daß zu solchen Feierlichkeiten Zeit gehört.

In demselben Augenblick sah man Schranken und eine ebene Bahn, Alles wie zu einem Turniere zugerichtet. Etwas erhöht war ein prächtiger Söller, mit Teppichen behängt, für die vornehmsten Zuschauer. Auf den leisen, dröhnenden Schall einer Trompete entstand ein wunderbares Gewimmel, wie aus einem unkenntlichen Chaos entwickelten sich tausend und tausend Gestalten, die hieher und dorthin sprangen und ein verwirrtes Geschrei durch einander erhoben. Einzelne Haufen glichen den Heuschrecken, andre den Wieseln und Mäusen; dann erhob sich eine Katze, die mit aufgerecktem Buckel über die Andern hinwegsah; in der Mitte des Getümmels nahm man zuweilen kleine Figuren wahr, ohngefähr so wie Menschen gebaut, die über die Uebrigen lachten. Vögel flatterten durch die Luft und schrien alle zugleich ihre mannigfaltigen Gesänge durch einander, und Jeder schien sich zu bestreben, das letzte Wort zu erhalten. Dem Ritter schwindelte, als er in dieses lebendige Gewimmel sah, das keine feste Gestalt bekam, sondern sich unaufhörlich veränderte. Ihm war, als wenn sich alle lächerliche Traumgestalten aus seinen Kinderjahren ihm jetzt sichtbar vor die Augen drängten, um die Schauspiele nun wirklich vor ihm auszuführen, die sie sonst nur in seiner Phantasie begonnen hatten.

Ihr seht hier, sagte die Fee, die neugierigen Zu-

schauer, aber sogleich wird das Fest selbst seinen Anfang nehmen.

Es erklang ein stärkerer Trompetenruf, und das Gewühl stand nun still; in den buntesten Reihen sah man die prunkvollste Versammlung, das ganze Thierreich und alle Insecten und Vögel standen geordnet neben einander. Viele sprachen mit einander, oder wiesen nach der Kampfbahn hin, noch Andre stritten, Einige waren ganz still und blos der Neugier ergeben.

Jetzt wurden die Schranken eröffnet, und auf einem stattlichen Hahn ritt ein rothgefleckter Papagei hinein, und stellte sich in die Mitte. Auf einem andern Streitroß kam ein blaugepanzerter Uhu, der seine Lanze gegen den muthigen Papagei schwenkte, sie trafen auf einander und der Uhu war aus dem Sattel gehoben. Trompeten und Pauken verkündigten den Sieg des schönen Ritters, und oben auf dem Altan sah man, wie sich die Versammlung der Prinzessinnen freute, lauter bunte Tauben, die gegen einander mit den Köpfen wackelten, und sich Bemerkungen über die kämpfenden Ritter mittheilten. Ein Specht ritt nun gegen den Papagei und ward ebenfalls überwunden, und so ging es eben auch einer Rohrdommel und zwei Rebhühnern; der rothe Papagei blieb unüberwindlich, und eine grünliche Taube oben vergoß häufige Freudenthränen.

Der Papagei blieb als Sieger übrig, und er erhielt den Dank des Turniers, der in einer schönen Schärpe bestand, aus hundert Schmetterlingsflügeln gewebt. Der Papagei senkte sich ehrfurchtsvoll auf ein Knie nieder, indeß ihm ein anderer Ritter dieses kostbare Geschenk um den Leib gürtete. Dann stand ein

Hahn auf, der ein guter Barde war, und besang sein Lob in folgenden feurigen Versen:

Wessen Lob ist es, das die Sterne singen,
Von wem sprechen die künftigen Jahre und alle Zeiten?
Auf den Flügeln des Sturmwinds rauscht's daher
Und alle Völker horchen ehrfurchtsvoll.
Deinen Ruhm, Unüberwindlicher, singen
Sterne, Zeiten, Zukunft und Gegenwart,
Erden, Sonnen und tausend mal tausend Völker
Sprechen nur von dir, du bist der Rede einziger Inhalt.
Fielen nicht, rasch von deinem Arm getroffen,
Selbst die tapfersten Uhu's, Specht' und Sperber nieder?
Niemals hat die uralte Zeit, die seit lange
Denken kann, einen Mann, einen Helden gesehen,
Dir nur ähnlich.

Peters Sinne waren bezaubert. Die Figuren bewegten sich unaufhörlich, schienen zu reden und alle einen vernünftigen Sinn auszudrücken, und wenn er sich nur ein wenig besann, so schien ihm wieder Alles so unmöglich und erlogen, so kindisch und furchtbar zugleich, daß er in seinem ganzen Leben noch nie eine ähnliche Empfindung gespürt hatte. Denn wie in einem muntern Tanz stand hier die ganze Welt vor ihm, seine höchsten Wünsche flogen hier wie leichte Gespenster umher, Alles war albern, und führte eine ernste Meinung in sich, er fühlte es, daß er noch ein Kind sey, ob er gleich an Jahren zugenommen hatte.

Plötzlich verlief sich Alles wieder in die Dämmerung der Luft, und es blieb keine Spur von dem vorigen Schauspiele zurück.

Siehe, sagte die Fee, Dir zu Gefallen habe ich ein solches Spiel angestellt. Betrachte die lebendige wirkliche Welt, und es ist nichts anders. Ruhm und Unsterblichkeit ist auch nur ein Hahnengeschrei, das früh oder spät verschallt, das die Winde mit sich nehmen, und das dann untergeht. Alles will klingen und tönen auf seine Weise und rührt sich mit übermäßiger Emsigkeit, dann ist es aber bald vorbei, und eine unkenntliche Form bleibt zurück, und verschwindet nach und nach gänzlich. Und so fallen auch Schlösser und Berge ein, und der Mensch und die Natur arbeiten immer nur für den Anfang, immer bleiben sie bei'm Anfang stehn, und so wird man nichts als Vorsatz gewahr. Die Zukunft streift einst mit plumper, unbarmherziger Hand über Alles hinweg, und wischt es aus, wie eine unbedeutende, unrichtige Rechnung von einer Tafel; dann ist das verschwunden, was im Grunde nie war, und der leere Raum treibt mit der Vergessenheit da sein Spiel, wo sonst die irdischen Träume standen.

Sehr wahr, antwortete Peter, sehr wahr, aber auch eben so unverständlich. Indessen schadet das Unverständliche den Wahrheiten niemals, je dunkler sie sind, je besser kommen sie fort; sie wohnen gleich den Nachtigallen am liebsten in der Finsterniß, und so muß es mir denn auch schon recht seyn. Aber mit der Zauberei ist es denn doch wahrlich ein ganz gutes Ding, sie nutzt zu Allem, und wenn man nicht wüßte, daß es Zauberei wäre, so sollte man Alles so was

kaum begreifen können. — Was fangen wir nun aber mit dem Kopfe an?

Wenn Ihr immer dankbar seyn wollt, antwortete die Fee, so will ich diesmal schon Rath schaffen. Wir müssen ihn vor's Erste trepaniren, damit es ihm nur wieder möglich gemacht wird, Verstand zu bekommen.

Sie bohrte darauf ein kleines Loch in den Kopf, dann holte sie ein Fläschchen aus einem Schranke, davon goß sie einen Tropfen hinein; ein kleiner blauer Funke erhob sich, und sank dann in den Kopf zurück, worauf die Alte die Oeffnung schnell mit etwas geschmolzenem Blei verschloß. Nun ist er wieder, sagte sie, so klug, als er nur je gewesen ist.

Ist es möglich? fragte Peter.

Sehr möglich, war die Antwort. Ihr glaubt gar nicht, welche Kleinigkeit der menschliche Verstand ist, und welche Nichtswürdigkeiten ihn veranlassen und zerstören. In dieser Flasche, die nur so groß ist, wie mein kleiner Finger, ist Verstand für zwanzig Collegien, für eben so viele Consistorien und funfzig naturforschende Gesellschaften. Ja, was sag' ich? dreihundert Generale mit ihren Auditeuren und Compagniefeldscheren, so wie eine halbe Welt voller Amtleute würden für Kinder und Kindeskinder daran genug haben.

So laßt es mich, sagte Peter, schnell austrinken, und König werden.

Nein, antwortete die bedächtige Fee, Ihr würdet Euch sehr schlecht darauf befinden, denn keinem Menschen ist so viel Verstand gesund. Behelft Euch lieber so, Ihr würdet Euch sonst nur bei einem Theologen, Philosophen und Doctor zugleich in die Cur verdingen müssen, um nur etwas wieder zu menschlichen

Kräften zu kommen, Ihr könntet nicht Journale genug lesen, um wieder hergestellt zu werden, ja kaum Theatercritiken könnten Euch wieder etwas auf den rechten Weg lenken. Glaubt nur, daß diese Krankheit, am Verstande zu laboriren, die gefährlichste und unheilbarste sey. Ihr führt ein bequemeres und tugendhafteres Leben, wenn Ihr Euch gar nicht damit befaßt.

Peter dankte ihr für den guten Rath und versprach ihn zu befolgen; aber, schloß er seine Rede, gnädigste Frau Fee, nun habe ich noch eine unterthänigste Bitte.

Ihr habt nur zu befehlen, antwortete die Alte.

Nun, so seyd so gut, sagte Peter, und schafft mir einen tüchtigen, anständigen Bart. Die ältern Ritter spotten oft über mich, daß ich noch so wie ein Knabe herumlaufe, und mir bei aller meiner Tapferkeit noch immer dies äußere Zeichen der Männlichkeit fehlt. Glaubt mir nur, daß alle meine Thaten dadurch ihren besten Glanz verlieren, darum gebt meiner Bitte Gehör.

Ihr seyd nicht ganz weise, sagte die Alte, wie ich das schon längst an Euch bemerkt habe, sonst würdet Ihr nicht darum bitten. Ihr solltet dem Himmel danken, daß es Euch noch vergönnt ist, jung zu seyn, daß der Frühling von Euch noch nicht Abschied nimmt; wie könnt Ihr Euch schämen, jung, das heißt, glücklich zu seyn?

Das ist ganz gut, sagte Peter, nur etwas zu schwärmerisch und poetisch. Man achtet dann doch das Alter mehr, man bekömmt doch dann Weisheit

und Verstand, und das ist es, wonoch ich jetzt unermüdet trachten will.

Dazu habt Ihr ja den Rathgeber, sagte die Fee mit einigem Unwillen, der wird für Euch denken, und Ihr braucht Euch daher nicht selbst mit einer so gemeinen Beschäftigung abzugeben. Seyd und bleibt noch einige Zeit ein Jüngling, das träge, langsame Alter schleicht doch heran, man weiß nicht wie. Ihr dürft ihm nicht noch muthwillig entgegengehn, darum ist es am besten, wenn Ihr meinen Rath befolgt.

Ich weiß nicht, rief Peter aus, was Ihr so sehr dagegen seyd, daß ich einen Bart tragen soll, es ist doch nun einmal mein Beruf, und je früher ich ihn antrete, je besser ist es für mich. Ich begreife überhaupt nicht, was Ihr am Alter auszusetzen findet, da Ihr doch selber so steinalt seyd.

Unverschämter Dummkopf! schrie die Fee mit einer kreischenden Stimme auf; ist es an Dir, mir meine Gebrechen vorzurücken? Ich finde ein Vergnügen daran, alt zu seyn, und folglich hat sich Niemand weiter darum zu bekümmern. Und wie alt bin ich denn? Immer noch nicht alt genug, um Dich wegen Deiner Lästerung umzubringen. Aber zur Strafe sollst Du doch nicht von mir gehn; Du hast einen Bart von mir verlangt, gut, Deine Bitte sey Dir gewährt.

Sie berührte hierauf mit ihren Fingern sein Kinn, und augenblicklich schoß ein langer spitziger Bart hervor, der sich unten in einer kleinen Welle endigte. Peter war schon im Begriff, mit dieser Strafe sehr zufrieden zu seyn, als er mit Erschrecken bemerkte, daß dieser Bart ganz blau sey, und er also

schloß, daß dadurch sein Gesicht ein sehr wunderliches Ansehn bekommen müsse. Die alte Fee lachte laut auf, als er in dieser Gestalt vor ihr stand.

Wollt Ihr nun so gefällig seyn, sagte sie mit einem höhnischen Tone, Euch nach Hause zu bemühen, denn Ihr fangt sehr an, mir zur Last zu fallen. Ihr habt nun Weisheit und Verstand, wohin Euer lobenswürdiges Trachten gestanden hat; mit diesem schönen Bart im Gesicht werdet Ihr wohl nicht mehr darauf fallen, Euch Unglück mit Weibern zu wünschen. Ihr werdet nun nicht mehr einer Haushälterin Euer Glück anvertrauen und Euch so plump mit Eurer mächtigsten Beschützerin benehmen. Wenn ich dächte, wie manche Feen, so könnt' ich Euch in ein Einhorn, oder in irgend ein andres Ungeheuer verwandeln; aber dazu bin ich zu sanftmüthig; Ihr seyd gestraft genug, und da ich Euch wohl schwerlich wieder sehen werde, so wünsche ich Euch wohl zu leben.

Peter stand in der dummsten Unbefangenheit vor ihr, und wußte nicht, was er antworten sollte; sie aber öffnete ganz leise die Thüre der Grotte, und rieth ihm, denselben Weg zurück nach Hause zu gehn, den er einst mit Bernard gekommen sey, weil der andere über die Felsenmauer hinweg doch gar zu viele Unbequemlichkeit habe. Peter ging stumm zur Thür hinaus, und wußte noch immer nicht, was er that; er tappte mit den Händen an den feuchten Felsenwänden umher. So kam er wie träumend in das klingende Gemach, und suchte von dort den Weg zur Oberwelt.

Er kam endlich an die verschlossene Pforte und klopfte an; der wachhabende Hund fragte: Wer da? Blaubart, antwortete Peter im höchsten Grimme,

und sogleich öffnete sich der Felsen, und der Hund trat ehrfurchtsvoll aus dem Wege, als wenn er sich in Demuth vor der vorübergehenden Gestalt neige. Peter ärgerte sich über den Hund, weil er diese Ergebenheit nur für Ironie hielt; er fragte daher: Warum gehst Du so von der Seite? Soll man nicht, antwortete der Pudel, seinen Respekt bezeigen, wenn man Weisheit und Verstand so handgreiflich wahrnimmt? Wahrlich, ein schöner Bart, fuhr er knurrend fort, und ein so vortreffliches ächtes Blau! wie einem das in die Augen funkelt! Wenn man auch sonst nicht neidisch ist, so könnte man es doch hier mit leichter Mühe werden. Tragt Ihr aber diesen kostbaren Bart für alle Tage? Nein, wahrlich, das wäre Schade, und nur eine unnütze Verschwendung.

Solche Spottreden hielt der Hund, und Peter verließ ihn, äußerst aufgebracht. Als er auf seinem Schlosse ankam, erschrak Mechthilde vor seiner Gestalt, einige Knechte lachten, keiner konnte aus dem Vorfalle klug werden.

Es geht mancher nach Wolle, und kommt geschoren wieder nach Hause, sagte Peter zu sich selber, und legte sich schlafen.

Zehntes Kapitel.

Bernards Schmerz.

Peter betrachtete sich am folgenden Morgen im Spiegel, und da sein Schicksal nun nicht mehr zu ändern war, so gab er sich auch darüber zufrieden.

Man weiß nicht, ob es aus Mangel an Eitelkeit, oder aus herzlicher Eitelkeit entstand, daß er glaubte, als er noch eine Weile in den Spiegel sah, daß ihm dieser Bart unaussprechlich gut stehe, und daß, so wie ein rother Bart ein Zeichen der Falschheit sey, so sey der seinige, im höchsten Grade blau, im Gegentheil der Beweis eines fast überflüssigen Edelmuths. Er ließ daher den Bart zierlich beschneiden, und eine gute Einrichtung mit ihm treffen, daß er schön und ordentlich wachsen sollte, kurz, er erklärte diesen Bastard für ein rechtmäßiges Kind, und behandelte ihn ganz so, wie andre Ritter mit ihren gewöhnlichen Bärten umzugehen pflegten.

Für seinen Rathgeber beschloß er jetzt bessere Sorge zu tragen. Er ließ ihm daher oben auf dem Dache seines Schlosses einen eigenen Pavillon bauen, da setzte er ihn hinein, und vertraute Niemand den Schlüssel dazu. Da der Rathgeber nun mehr in Acht genommen ward, auch nebenher von oben eine schöne freie Aussicht hatte, so wuchs sein Verstand und seine Erkenntniß mit jedem Tage, so daß es eine ordentliche Freude war, sich mit ihm in Conversation einzulassen. Wir wollen nur eine ganz kleine zur Probe hersetzen, damit sich der Leser einen Begriff von dem Witz des Mannes machen könne.

Peter hatte im Sinne, das Fräulein von Bergfeld zu heirathen; er ging daher zu seinem Freunde hinauf, und legte ihm mit Anlegung des goldenen Schlüssels folgende Frage vor:

Soll ich heirathen?

Antwort. Ich mag weder ja noch nein sagen.

Das Fräulein von Bergfeld.

Antwort. Mit dieser wirst Du nicht sonderlich glücklich seyn.

Ich weiß es wohl, denn es ist mein Destinée; aber ich bin verliebt.

Antwort. So wirst Du auf meinen Rath nicht achten.

Rathe besser!

Antwort. Bessern Rath würdest Du den nennen, der Deinen Leidenschaften schmeichelte; ein solcher ist aber eigentlich gar kein Rath zu nennen.

Du willst nur nicht.

Antwort. Mir fällt es stets bequem, Dein Freund zu seyn.

Sie ist aber schön.

Antwort. Nicht Alles was schön ist, ist gut, nicht alles Gute ist schön; fändest Du auch Schönheit und Güte vereinigt, so ist diese Güte und Schönheit doch deswegen noch nicht für Dich.

Du bist und bleibst ein Narr.

Antwort. Schwerlich kannst Du es beurtheilen, denn Du bist verliebt.

Du mußt immer das letzte Wort behalten.

Hiermit ging Peter wieder fort und warf die Thür stark hinter sich zu, denn die Antworten des Kopfs gefielen ihm gar nicht.

Nach einigen Wochen begegnete Bernard seinem Freunde Peter. Sie grüßten sich Beide freundlich, und indem Peter den Helm abnahm, bemerkte Bernard die Veränderung im Gesichte des Ritters. — Was ist das? fragte er erstaunt.

O die Weiber! die Weiber! rief Peter aus; das Otterngezücht ist an allem Unheil Schuld. Ich ver-

liere alle Geduld, wenn ich daran denke, was ich schon jetzt von ihnen gelitten habe; und wenn ich mich erinnere, daß ich noch mehr leiden soll, so möchte ich lieber gleich in Verzweiflung fallen. Eure Fee, oder wie das Weib heißt, ist nichts als eine alte Hexe, wenn ich die Wahrheit sagen soll, und das will ich auch vor jedem Gerichte beschwören. Erst habt Ihr mir das Maul nach ihrer Macht und Gewalt wässerig gemacht, und was ist es nun, das ich davon trage? Nichts als einen blauen Bart! Eure ganze Familie ist nicht den Henker werth, denn Euren Rathgeber, den möcht' ich auch nur gleich einschmelzen und Suppenlöffel aus ihm gießen, damit man doch nur etwas Gesundes von ihm in den Mund bekäme.

Peter ging verdrüßlich fort, und Bernard sah ihm lange mit einem betrübten Gesichte nach. Indem strich die holdselige Almida durch die Luft, und grüßte ihren Nachbar Bernard. Wie geht's? fragte dieser; was macht Deine Adelheid?

Sie wird sich bald verheirathen, antwortete die Fee; ich will eben hin zu ihr.

Sie zog weiter, und ließ einen weißen Lichtstreif hinter sich, in den die Lerchen hineinflogen und ihre fröhlichen Lieder sangen.

Was ist nun anzufangen? sagte Bernard in der Einsamkeit zu sich selber. Ich will jeden Menschen von Gefühl fragen, ob es wohl schon irgend einmal einen Helden einer Geschichte mit einem blauen Barte gegeben habe? So sehr ich auch mein Gedächtniß anstrenge, so kann ich mich doch keines ähnlichen Falls entsinnen. Ist dieser nun das Ideal, das sich meine trunkene Phantasie entwarf? Almida hat

sich gleich auf die Idylle gelegt, und sie hat wohl daran gethan. Das läßt sich leicht übersehn, das läßt sich bequem in Ordnung halten. Die schönsten Gedanken bleiben mir im Kopfe stecken und schämen sich, herauszutreten, wenn ich mich erinnere, daß Peter einen blauen Bart hat. Wenn es nur möglich wäre, so möcht' ich Alles umarbeiten, und aus dem ganzen Dinge eine Geschichte nach dem Leben, oder gar einen komischen Roman machen; aber dazu ist es zu spät, die Einleitung ist zu pathetisch.

Eilftes Kapitel.

Friederike von Bergfeld.

Peter Berner war jetzt fast unaufhörlich in Fehden verwickelt, die er aber alle glücklich beendigte. Er faßte nun den Vorsatz, sich mit dem Fräulein von Bergfeld zu verehelichen, weil er einsah, daß sich sein Unglück doch nicht zurückhalten lasse.

Friederike von Bergfeld hatte aber gerade um diese Zeit einen andern Liebhaber, einen jungen, schönen Ritter, und deshalb mißfiel ihr der Antrag des blaubärtigen Peter sehr. Sie war in der höchsten Bedrängniß, denn sie wußte, daß ihr Vater den Peter Berner sehr begünstigte, weil dieser reich und angesehen war, ihr Liebhaber im Gegentheil arm und aus keiner altadlichen Familie. Als daher Peter angekommen, warf sie sich einst ihrem Vater zu Füßen, als sie mit ihm allein war.

Was willst Du, meine Tochter? sagte der alte Leopold.

Daß Sie Mitleid mit Ihrem einzigen Kinde haben, rief sie aus, daß Sie nicht mein Unglück wollen.

Wie kann ich Dein Unglück wollen? Wie kannst Du nur so albern sprechen?

O mein Vater, lassen Sie mich ausreden, und dann sprechen Sie mein Urtheil.

Rede, mein Kind, und vor allen Dingen steh' von der Erde auf.

Dieser Peter Berner ist hieher gekommen, um mich zu lieben und dann zu heirathen, aber weder das Erste, noch das Letzte ist mir wohlgefällig.

Weswegen nicht?

Weil ich schon liebe, mein Vater.

Das konnt' ich mir vorstellen. Wenn Ihr ohne Gängelband gehn könnt, so fangt Ihr auch schon an zu lieben, und eben so zuversichtlich darüber zu sprechen. Ihr redet über das Verliebtseyn und über's Theetrinken mit gleichem Eifer und seht Beides auf Eine Art an. Sprich mir nicht diese abgeschmackten Wörter aus, die Du gar nicht verstehst.

Aber Sie wollten mich ausreden lassen.

Nun so sprich; wer stört Dich denn?

Ich kann diesen Berner nicht heirathen, weil er mir zuwider ist. Sehn Sie nur seine Figur, sein ganzes Wesen, seinen häßlichen blauen Bart.

Possen, mein Kind, wer wird sich an so etwas stoßen? Denn bedenke nur den Umstand, daß ich sage: Du mußt! und dann geh' in Dich, gieb Dich für's Erste zufrieden, dann betrachte ihn genauer, dann lege Dein Vorurtheil gegen die blaue Farbe ab,

und so wirst Du Dich allgemach in ihn verlieben und ihn heirathen, Du weißt nicht wie, und dann ist er Dein Mann, und Du denkst so wenig daran, seinen Bart, als seinen Verstand zu untersuchen. Sieh', wenn ich ihn Dir zum Liebhaber bestimmte, so könntest Du mir mit Recht alle diese Einwendungen machen, aber so soll er Dein Mann werden, und mit Männern nimmt man's gar nicht so genau.

Ach! mein Vater, den Gesichtspunkt, den Sie mir da angeben wollen, werd' ich nie haben können.

Und warum denn nicht, Du eigensinnige Närrin? Zwing' ich Dich denn? Hab' ich Dich denn je schon zu etwas gezwungen? Und so kannst Du auch meinethalben jetzt thun, was Dich gut dünkt, ich will Dir wahrhaftig nicht im Wege seyn. Aber ich sage Dir nur so viel, daß ich Dir meinen schweren väterlichen Fluch gebe, wenn Du gegen meinen Willen handelst, daß ich Dich nicht mehr für mein Kind erkenne, daß ich Dich aus dem Hause stoße, daß Du Dein Brod vor den Thüren suchen und betteln kannst. Nun, heißt denn das in aller Welt zwingen? Antworte! Du kannst ja thun und lassen, was Du willst.

Grausamer Vater!

Das ist auch eins von den abgeschmackten Wörtern, womit Ihr keinen Sinn verbindet. Solcher Redensarten habt Ihr tausende, bloß nur die Luft anzufüllen und die Zeit hinzubringen. Ich fühle sie nicht, ich verstehe sie nicht, und ich sage Dir, bequeme Dich bald nach meinem Entschlusse, oder es soll Dich wahrlich gereuen. Ein närrischer Zustand, Vater zu seyn! Man macht die Bälge glücklich, und muß sie

noch obenein zu ihrem Glücke zwingen! Ich bin es überdrüßig, länger zu reden, Du weißt nun meine Meinung.

Er setzte sich hierauf nieder; um seine Mittagsruhe zu halten, und Friederike ging auf ihr Zimmer, um zu weinen.

Peter ließ indessen auf seinem Schlosse alle Anstalten zur Hochzeit machen, denn er hatte nun die Einwilligung des starrköpfigen Vaters erhalten. Mechthilde machte die prächtigsten Anstalten, indessen Peter sich gar nicht einmal die Mühe gab, die Gunst seiner Braut zu gewinnen.

Der Hochzeitstag rückte heran; Ferdinand, der Liebhaber Friederikens, war auswärts in einer Fehde verwickelt, so daß sie keinen Trost, keine Hoffnung hatte. Sie mußte mit ihrem Vater nach Berners Schlosse reisen, die Heirath ward vollzogen und ihr Vater reisete wieder ab.

O ich Unglückselige! klagte Friederike in der Einsamkeit. Wo ist nun so plötzlich mein Lebenslauf geblieben, auf den ich mich so sehr freute! Warum bin ich nicht vor dieser Zeit gestorben, als ein treues Mädchen, als die Geliebte meines Ferdinands? Dann hätte er auf meinem Grabe weinen können, und mich noch im Tode die Seinige nennen; aber nun bin ich von ihm abgefallen, ich komme mir selber als eine Nichtswürdige vor, und das ist mein innigster Schmerz; das ist das Gefühl, worüber mich nichts zufrieden stellen kann. Die Welt kömmt mir seitdem wie eine wüste, unangebaute Einöde vor, ich irre allenthalben umher, wie in einem fremden Hause, wo ich nicht

hineingehöre, wo Jedermann mit Verachtung auf mich sieht.

Sie weinte heftig, Peter trat herein und fragte, was ihr fehle.

Und Du kannst noch fragen? antwortete sie schluchzend. Du unbarmherziges, tigerartiges Geschöpf bist mein Unglück; Du hast mich dem ungetreu gemacht, dem ich ewige, felsenfeste Treue angelobt hatte. Du bist die Ursach, daß das beste, zärtlichste Herz nun mich und die Welt verflucht; daß er an einsamen Waldströmen sitzt, und seinen Schmerz in stürzenden Thränen ergießt; daß er sein Blut Tropfen für Tropfen und unter einer langsamen Pein verschütten möchte, um dieses Lebens nur los zu werden. Und kann ich Dich denn lieben? Nimmermehr, Du hast mir mein Glück geraubt, und meine Seele wendet sich mit Entsetzen von Dir zurück; nie werde ich mit Dir vertraut seyn können, ja nie werde ich Dir nur trauen können. Alle Gestalten meiner Furcht sehn aus, wie Du; so ein Bild, als das Deinige, hat mich schon in den Träumen meiner Kindheit erschreckt, und darum wirst Du ewig mein Abscheu bleiben.

Ich weiß wohl, antwortete Peter kaltblütig, daß ich mit meinen Weibern nie recht glücklich seyn werde; ich muß Dir sagen, daß das schon ein altes Orakel ist, das jetzt nur anfängt, in Erfüllung zu gehn. Und sieh, eben darum ist es auch nicht zu ändern; denn wenn Du mich auch anbetetest, wenn Du mich auch so liebtest, daß es mir, als einem ernsthaften Manne, selber zur Last fiele; schau nur, so wäre es doch nimmermehr zu ändern, daß ich mit Dir unglücklich seyn und bleiben müßte; eben dieses Unglück ist der Salat,

den ich wider meinen Willen zu allen Dingen essen muß. Da es nun aber nicht zu ändern ist, so müssen wir uns schon in diese Fügung des Schicksals ergeben; da es das Einzige ist, was wir hierbei thun können, so werden wir es schon deswegen thun müssen. Was übrigens Deinen Geliebten anbetrifft, so sitzt er gar nicht an einsamen Waldströmen und weint, sondern er hat eine ansehnliche kriegerische Mannschaft zusammengebracht, um mich damit zu überziehn, und aus dieser Ursach muß ich jetzt auch gegen ihn in's Feld gehn. Eben darum muß ich Dich auf einige Zeit verlassen; ich denke Dich aber bald wieder zu sehn, denn sobald er todt ist, hat das nichts weiter zu sagen; und sterben wird er hoffentlich wohl, denn er ist ein ganz junger, unbesonnener Mensch, der bei weitem nicht so kaltblütig ist, als ich es bin. Lebe wohl.

Er verließ seine Frau in den tiefsten Schmerzen. Was soll ich wünschen? rief sie aus. Und was würde es mir helfen, wenn meine Wünsche auch in Erfüllung gingen? Ich bin auf immer verloren, das ist bei der Verwirrung aller meiner Sinne das Einzige, was ich weiß; aber daran weiß ich genug. O wär' ich todt, daß ich diesen Jammer nur nicht empfinden dürfte!

Sie ging oben auf das Dach des Schlosses, und sah mit beklemmtem Herzen dem Ritter und seinem Heereszuge nach.

Zwölftes Kapitel.

Das Verbot.

Die Klagen Friederikens ermüdeten die Haushälterin Mechthilde sehr; sie suchte sie daher zu trösten, und sagte zu ihr in guter Absicht: Mein Kind, Du mußt diese Welt, in der wir leben, gar nicht für eine ordentliche, fertige Welt ansehen, in der wir uns nun auf- und abtreiben, und in der unser Bleiben eigentlich seyn soll; sondern unser ganzes Leben gleicht der eingesperrten Nachtigall, es ist ein ewiges Streben nach Freiheit und nach dem Gute, das wir nicht zu beschreiben wissen, und das wir mit unserer groben, unbeholfenen Sprache Glück benennen. Es ist daher unverständig, dieses Glück in diesem Gefängnisse zu erwarten; wir können höchstens nur davon träumen, und das sind unsre seligen Augenblicke, die sich aber immer von uns in einer scheuen Entfernung halten. Der Mensch wird darum geboren, um sich in das Entsagen einzulernen; die Kinder wimmern, die Männer seufzen, weil ihnen nichts recht ist, und noch der abgelebte Greis sucht aus den entferntesten, dunkelsten Winkeln seines Gedächtnisses Trostgründe hervor, um sich über sein Leben zu beruhigen. Was wir Leben nennen, ist nur Wunsch nach dem Tode, nach dem wir innerlich streben und uns geheimnißvoll darnach sehnen; aber äußerlich erschrickt wieder der arme Mensch vor dem schrecklichen Bilde, das sich ihm aus der Finsterniß entgegenstreckt. Drum müssen wir uns über Alles beruhigen; unsre Wünsche sind blos deswegen in uns, daß sie uns in einer lebendigen Thätigkeit erhal-

ten sollen, sie erfüllen sich aber nie, denn es wäre gerade so viel, als wenn man einen Traum im wirklichen Leben fortsetzen wollte. Trockne also Deine Thränen und laß der alten, gleichgültigen Mutter Zeit, die durch keine Klage gerührt wird, ihren Lauf, denn sie sieht sich auf ihrem Wege doch nicht nach den jammernden Menschenkindern um. Deine Seufzer verfliegen, Deine Thränen werden vertrocknen, Deine Leiden werden in Dir ersterben.

Du hast wohl nie gelitten, sagte Friederike.

Meinst Du denn nicht, daß ich gelebt habe? antwortete Mechthilde verdrüßlich. Ich habe geliebt, ich habe geweint, und Alles ist nachher doch nur wie ein albernes Possenspiel, indem die oft wiederholten Späße unser Ohr beleidigen. Damals hielt ich die Welt und das Leben für etwas Wichtiges, weil in mir das zarte Morgenroth der Empfindungen aufging, aber nun ist Alles versunken; ich kenne mich selber, und sehe auf meine Jugend wie auf eine gestorbene Freundin hin, von der die Zeit selbst die Liebe und die Erinnerung ausgelöscht hat. Ich mag über nichts trauern, nichts kann mich erfreuen; ich zucke über das wunderliche Gaukelwesen die Schultern und sehe, wie in jedem Menschen sich das alte Spiel wiederholt, und Jeder glaubt, nur in ihm sey es etwas Neues, es nehme in ihm seinen Anfang. Drum fange nur an, mit mir zu lachen, füge Dich in Deine Bestimmung, und gieb der Nothwendigkeit nach; daß es so seyn muß, sollte Dich beruhigen.

Eben das muß mich um so mehr niederschlagen, rief Friederike laut schluchzend aus. So kann mich denn nichts über meinen Jammer trösten? So ver-

steht denn das unerbittliche Schicksal nicht das Herz des Menschen? So leb' ich allein in einer dürren, ausgestorbenen Wüste, meine Liebe giebt sich mit Steinen und verbrannten Gesträuchen ab, meine unbegreifliche Sehnsucht geht nach dem giftigen Unkraut. Kein Klang, kein Gefühl antwortet mir, und das unverständliche Gesause dreht sich um mich herum, es nimmt mich mit, und läßt mich niemals wieder los; ich strecke die Hände nach Freundschaft aus, und es steht kein solches Wesen da. — O so kann ich ja nicht laut genug klagen, so giebt es ja keine Gebehrden der Verzweiflung, die es gehörig ausdrücken könnten, so möcht' ich mir mit diesem Dolche Luft machen und den nichtswürdigen Kerker zersprengen, so möcht' ich in Thränen zerfließen, und Augen und Leben hinwegweinen.

Du würdest einschlafen, antwortete Mechthilde kaltblütig, und nachher wieder eine stille Sehnsucht nach dem Leben empfinden, die Du Dir gerne nicht gestehn möchtest, die aber doch einmal in jedem Busen wohnt. Am meisten sollten wir darüber klagen, daß wir Menschen sind, daß wir uns nicht selber beherrschen, daß die kalte, todte Natur uns tyrannisirt, ja daß wir am Ende so nichtswürdig sind, diese Tyrannei heimlich zu lieben.

Ich will nicht, rief Friederike wüthend aus, ich will frei seyn! Ich will, sag' ich Dir!

Es kann seyn, daß Du es jetzt willst, sagte die Haushälterin; aber jetzt ist nicht immerdar, und kein einziger Augenblick hängt mit dem folgenden zusammen. Unser Wille wechselt; was wir jetzt selber sind, ist im nächsten Momente unser ärgster Feind, den wir verachten und hassen, und dann kehrt jenes Selbst wie-

der zurück, und so wanken wir hin und her, ein ewiger Aprilwechsel.

Du bist ruhig, antwortete Friederike gelassener, und ich leide unaussprechlich; und doch möcht' ich nicht Du seyn. Ich glaube an die unwandelbare Dauer meiner Gefühle, und möchte darum meinen Schmerz nicht gegen Dein bestes Glück austauschen. In der höchsten Seligkeit bist Du einsam und verloren, und ich finde im Unglücke doch Gott, die Tugend und die Liebe als Gesellschafter. Dein Lächeln ist Finsterniß, aus meinen Thränen lächelt noch Sonnenschein hervor; meine Klagen lobpreisen noch das Schicksal, wenn Dein Dankgebet den Himmel lästert. Nein, Mechthilde, wenn ich auch älter werde, so werde ich doch nie so seyn, wie Du; das fühl' ich so lebhaft, wie ich meine Seele fühle. — Sollte mir aber dieser letzte Trost auch noch entgehn, o, so will ich es hier auf meinen Knien demüthig und inbrünstig vom Himmel erflehen, daß er mich jetzt in der kindlichen Unschuld meines Herzens hinwegraffe, daß er mich niemals älter und klüger werden lasse, um mich zu verachten und eine schöne Welt zu verhöhnen. Laß mich an die Liebe glauben, gütiges Schicksal! und sollte der schreckliche Gedanke wahr seyn, wie es nicht möglich ist, daß einst mein Herz in mir vertrocknen müßte, noch ehe ich todt bin; sollt' ich mich einst so trösten können, wie diese hier, o so laß sogleich im ersten Augenblicke einen schrecklichen Mordgedanken über mich kommen, daß ich, ohne zu wissen, was ich thue, dieses nichtswürdige Herz durchbohre.

Du schwärmst, sagte Mechthilde.

Ich weiß wohl, daß Ihr es so nennt, antwortete

das begeisterte Mädchen. Ich will aber nicht kaltblütig seyn; ich will meine Phantasie und meine Gesundheit zerrütten, bis ich für den Tod reif bin; sieh, dicht und hell wie meine Erinnerung will ich mir das liebe Bild Ferdinands hinstellen, wenn ich untergehe, noch nach ihm zurücksehn, und im Tode in seine Arme stürzen, statt daß Dich die weite, trostlose Leere dann umgiebt und die Vernichtung alle ihre Hände nach Dir ausstreckt. Sieh, jetzt hast Du mich getröstet, aber so, wie Du mich gewiß nicht beruhigen wolltest; nun will ich ohne Zagen der Zukunft entgegensehn.

Nun, sagte Mechthilde, Ihr mögt es halten, wie Ihr wollt, aber Eure Hitze wird doch nicht lange währen; in Worte gebracht, nehmen sich dergleichen Empfindungen hübsch aus; wenn Ihr aber an der Seite Eures Gemahls liegt, so kommen sie Euch selber albern vor. Ich will Euch nächstens, wenn Ihr aufgelegt seyd, meine Geschichte erzählen.

Friederike blieb allein, und Peter kam sehr vergnügt aus dem Schlachtfelde zurück. Er erzählte, daß er Sieger sey, daß er viele Gefangene gemacht habe, aber vom Schicksale des jungen Ferdinands sagte er kein Wort. Friederike war in der peinlichsten Ungewißheit, sie mochte nicht fragen, um sich nicht vor der gewissen Nachricht seines Todes zu entsetzen; jeder Blick ihres Gemahls war ihr fürchterlich, sie hatte es noch nie so lebhaft empfunden, wie sehr sie ihn verabscheue.

Peter reiste am folgenden Morgen schon wieder ab, weil ihm ein andrer Nachbar Fehde angekündigt hatte. Er war sehr strenge gegen Friederike, übergab ihr die Schlüssel der Burg und auch den goldenen

Schlüssel, wobei er ihr sehr strenge verbot, das Gemach, das er eröffne, zu betreten. Er reiste fort.

Friederike weinte, als er fort war. O des Thoren, sagte sie, mit seinem albernen Verbote! Wenn ich an Ferdinand denke, soll mich da wohl die Neugier plagen, ein Zimmer zu betreten, in dem vielleicht alte Harnische liegen, oder bestäubte Familiendocumente aufbewahrt sind? Zu ihm möcht' ich fliegen, ihn an mein Herz drücken, und kein Verbot, keine Gefahr sollte mich zurückhalten. O es ist gut, daß die Menschen nicht das Herz des Leidenden verstehn, daß ihnen das Elend etwas so Fremdartiges ist, daß sie ihre Nichtswürdigkeiten so köstlich achten; denn sonst müßten die Engel selbst, wenn sie von oben herab den großen Haufen der Unglückseligen beachteten, in Seufzern vergehn und in Thränen zerschmelzen.

Sie sah aus dem Burgfenster, und trübe und schwermüthig floß der Strom ihren Blicken vorüber, alle Lust des Lebens erstarb in ihr, sie wollte sich hinunterstürzen, als sie ausrief: Sollt' ich ihn nicht noch einmal wiedersehn?

Plötzlich hielt sie inne. Dieser letzte Wunsch riß sie wie mit Riesenarmen wieder in's Leben zurück.

O Mechthilde hatte recht, dachte sie bei sich. Ich will es erdulden und gelassen erwarten, wie es mit mir werden will.

Dreizehntes Kapitel.

Mechthildens Geschichte.

Werd' ich ihn jemals wiedersehn? war der erste Gedanke, den Friederike am folgenden Morgen dachte. Aber wo? Wo ist die Möglichkeit? Er ist schon todt, und die ganze Folgezeit meines Lebens ist dürr und wüste; immer werd' ich ihn beweinen, aber nie sein tröstend Antlitz wiedersehn. — Wie? oder sollte er jetzt ein Gefangener meines Gemahls seyn? Sollte dahin sein Gebot zielen, jenes Zimmer nicht zu betreten? Vielleicht liegt Ferdinand dort und schmachtet nach meinem Anblicke. Warum sollt' ich mich denn zurückhalten? — Aber er würde mir in diesem Falle den Schlüssel nicht selbst gegeben haben. — Ich weiß nicht, was ich denken, wie ich mir rathen soll. Ich muß es wagen. Und doch, — wenn ich nun dort seinen Leichnam finde, wenn alle Hoffnungen, alle Wünsche dort zerrissen zu meinen Füßen lägen, — o dieses beängstigte, schweraufathmende Herz! Nein, ich kann nicht mehr.

Sie irrte hin und her durch alle Gemächer, immer noch unentschlossen, ob sie das verbotene Zimmer mit dem goldenen Schlüssel eröffnen solle. Sie traf auf Mechthilden, und setzte sich zu ihr. Heute, fing sie an, heute, Mechthilde, erzähle mir Deine Geschichte, wie Du mir versprochen hast, denn ich bin grade in der Stimmung.

Viel! läßt sich von meiner Geschichte nicht sagen, antwortete die Haushälterin, es ist die Geschichte von vielen tausend Menschen, die auch nach dem Glücke

strebten und im Kampfe unterlagen. Es ist etwas so Alltägliches, daß man gar nicht mehr davon reden sollte; es ist thöricht, sich über dasjenige zu verwundern, was sich von selbst versteht. Du bist heute in der Stimmung, zu hören, ich aber nicht, zu erzählen; wir wollen indessen den Versuch machen.

Mein Vater war kein Ritter, ich bin nur von bürgerlicher Herkunft. Von meiner Erziehung, von meinen Jugendjahren weiß ich Dir nichts zu sagen. Ein Tag verging wie der andre, dieselben Spiele, dieselben Gedanken kehrten wieder, die Zeit floß so unmerklich dahin, daß ich mich wunderte, als ich zusammenrechnete, und fand, daß ich schon sechszehn Jahr alt war. Einen Morgen werde ich nie vergessen, wenn auch Alter und Schwäche mein Gedächtniß einst matt machen und alle Erinnerungen ausbleichen sollten. Ich war gewohnt, immer früh aufzustehn, um die Blumen meines kleinen Gartens zu begießen. Wunderlich war's, daß ich an diesem Morgen weit früher munter war: es war im Sommer. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, die frühe Lerche stieg empor, und jauchzte ihr fröhliches Lied, das sonderbar in meinem Herzen wiederklang. Ich kannte mich in der neuen seltsamen Empfindung nicht wieder, und stand noch so träumend, als das Morgenroth immer glühender und glühender ward, und nun der holdselige Tag selber emporstieg, von Flammen und Glanz getragen. Wie die schönste Entzückung fuhr es durch die ganze Natur hin, rothe Wolken küßten sich, und die goldenen Wiederscheine flimmerten in den hellgrünen Bäumen. Ganz in der Ferne schimmerten Birken, von der sanften Luft gefächelt, und mein ganzes Herz that sich den Strahlen

auf, wie die Blumen zu meinen Füßen. Wie freut' ich mich auf mein Leben! Wie dankt' ich dem Himmel inniglich für dies schöne frohe Daseyn! Ich fühlte mich zum ersten Male so ganz glücklich in der Welt, ich wünschte mir und allen Geschöpfen alles Gute, und konnte an Haß und Feindschaft, an Neid und Zwietracht gar nicht glauben. — O könnten wir dieses schöne Gefühl durch unser ganzes Leben behalten, wie selig würden wir seyn! Aber die menschliche Natur wickelt sich aus diesem Gefühl wieder heraus, um dann in todter Dürre zu verschmachten.

Ich konnte nicht begreifen, wie sich mein Gemüth verändert hatte. So wohl mir war, so war ich doch still und nachdenklich; ich ging im einsamen Walde spazieren, und suchte den dichtesten Schatten, um mich tief in den Abgrund meiner Empfindungen zu versenken. Es war, als wenn wohlwollende heilige Geister mir zur Seite gingen, und leise von uralten, längst vergangenen Dingen sprächen, und dadurch in mir die tiefsten Ahndungen weckten. Plötzlich ward ich in meinen Träumen gestört; am Rande eines kleinen Bachs lag ein Jüngling und schlief, sein Schwert lag neben ihm im Grase. Er war noch sehr jung, seine Brust hob sich sanft, seine Wangen waren mit dem schönsten Roth gefärbt, über das der grüne Waldschatten hin und her zitterte. Ich stand und betrachtete ihn lange, ich konnte nicht wieder umkehren, ich sah ihn und sah ihn auch nicht, alle meine Besinnung war wie in eine tiefe Ferne geworfen. Endlich ging ich. Die Bäume traten zwischen uns und verdeckten mir seinen Anblick. Ich stand wieder still. Wie, wenn ihn jetzt eine Schlange stäche? sagt' ich

zu mir selber, und ich könnte ihn von dem tödtlichen Wurme erretten! Ich kehrte zurück, und er schlief noch wie vorher, keine Schlange ließ sich merken.

Ich mußte aber nach Hause gehn. Wie unruhig war ich in den engen Wänden unserer Wohnung! Wie widrig war mir jedes Geschäft! Ich fuhr zusammen, wenn mein Vater durch einen Zufall meinen Namen nannte, mir war, als hätte ich etwas Außerordentliches, ja Entsetzliches zu fürchten.

Nach kurzer Zeit ward mein Vater mit einem fremden Edelmanne bekannt, den er auch bald in unser Haus führte. Wie erschrak ich, als es derselbe war, den ich im Walde gesehn hatte! Nun standen die geliebten Augen offen, die verschlossen waren; wenn er mich ansah, wußte ich mich vor Verwirrung nicht zu lassen. Wie liebt' ich ihn! Ich hätte etwas thun mögen, um es ihm zu zeigen, ihn aus einer Gefahr erlösen, seinetwegen Schmerzen dulden.

Wir wurden bald mit einander bekannter, und es war meine größte Wollust, mit jedem Tage vertrauter mit ihm sprechen zu dürfen, ihm Alles zu sagen, was ich dachte und empfand. Er war so gut, er kam mir mit jeder Stunde liebenswürdiger vor; o ich hätte mein Glück mit keiner Königin ausgetauscht.

Laß mich nun davon schweigen, wie ich mich vergaß, und schwach, nur allzu schwach wurde, und wie er diese Schwäche mißbrauchte. Meine unschuldige Liebe war verschwunden, ich fühlte mich schwanger, und war in Todesangst, was mein Vater sagen würde. Seinem Zorne auszuweichen, wär' ich gern gestorben; es kostete mir daher nicht viel Ueberwindung, zu ent-

fliehen, das väterliche, mir so bekannte Haus auf immer zu verlassen.

Ich wohnte in einer einsamen Hütte, mein Gatte besuchte mich täglich, von meinem Vater hatte ich keine Nachrichten. Ich ward Mutter. O wie gut war ich damals! Wenn ich jener Zeit gedenke, — ach! muß es denn Alles so vorübergehn, was in uns ist — darf nichts zurückbleiben?

Plötzlich verließ mich mein Geliebter, ich hoffte mit jedem Tage, er sollte zurückkehren, an jedem Tage glaubt' ich, nun müßte er kommen; oft hört' ich ihn reden, oft vernahm ich den Klang seiner lieben Stimme. Ich Unglückliche täuschte mich selber, eben so, wie er mich getäuscht hatte.

Mein Kind lächelte mich an, und sah ihm so ähnlich, aus jedem Zuge redete Er zu mir. Ich konnte mich nicht mehr lassen. Ich machte mich auf, und durchstreifte die ganze Gegend; hier, dacht' ich oft, in diesem Hause muß er sein, und er war nicht dort. Ich hörte endlich, er habe sich verheirathet, er lache meiner und spotte über meine Schwäche. Erst konnt' ich es nicht glauben, aber es war wirklich. Nun gab ich mich verloren, ich verachtete mich von dem Augenblicke; alles Edle und Große schien mir Erdichtung, alle Schönheit Traum, ich sah die nackte Erde vor mir, alles Schmucks beraubt.

Ich war der Gegend nahe, in der mein Vater wohnte. Unwiderstehlich trieb mich ein wehmüthiges Gelüste, die Stellen wieder zu besuchen, wo ich als Kind gespielt hatte. Ich sah sie wieder, aber Alles kam mir so verändert vor. Ich ließ mir einfallen, in mein väterliches Haus zu treten; alles Geräth war

anders gestellt, meinen Vater fand ich sehr krank im Bette. Er kannte mich anfangs nicht, und erhob ein entsetzliches Geheul, als ich mich zu erkennen gab; er verwünschte und segnete mich; bald schloß er mein Kind in die Arme, bald stieß er es wüthend zurück; mein ganzes Herz ward zerschmettert. Mein Vater starb noch an demselben Tage.

Bald nachher verlor ich auch das Kind, und ich glaubte nun ganz von der Welt getrennt zu sein; ich wünschte zu sterben, und dachte, der Tod wäre mir nah. Aber bald empfand ich in meinem Herzen die elende Lust nach dem Leben, um morgen und morgen wieder die Luft des Himmels einzuziehn. Ich wünschte mir jene todte Gefühllosigkeit wieder zurück, die mich angefallen hatte; aber aller Muth, alle Größe des jugendlichen Leichtsinns war in mir untergegangen. So trieb ich mich denn auf und ab, war bald hier, bald dort, ich flehte das Mitleid meines ehemaligen Geliebten an, aber er wollte mich nicht wieder kennen.

Mir war es gleichgültig, wie ich lebte, wenn ich nur mein Leben davon trug. Ich lernte einige junge Ritter kennen, die mir sagten, daß sie mich liebten; ich that, als wenn ich ihnen glaubte. Bei allen traf ich dieselbe niedrige Gesinnung. Ich glaube, daß der Mensch so seyn muß, und darum bin ich eben so geworden.

Jetzt hab' ich mich darein gefunden, und mir ist wohl, wenn man es so nennen will. So bin ich endlich in die Dienste Deines Mannes gerathen, und ich denke auf diesem Schlosse zu sterben, wenn er mir die Ruhe hier gönnt. Er ist einfältig genug, so daß er beinahe gut ist.

Träume ängstigen oft meine Seele. Dann sehe ich meinen Vater, und was noch schrecklicher ist, im innersten Herzen erleb' ich oft die Empfindungen meiner frühen Jahre wieder. O wie ich mich dann vor dem Erwachen fürchte! — Doch Alles ließe sich noch ertragen; aber eine Erinnerung, eine, die letzte, die sich nie aus dem Gedächtnisse weglöschen läßt, selbst wenn ich froh bin oder arbeite, — nein, ich kann es nicht sagen.

Sie stand plötzlich auf, und ging fort. Friederike sah ihr erstaunt nach.

Friederike dachte wieder an ihren Geliebten. Wenn er in dem Zimmer wäre! sagte sie zu sich. Und was wag' ich denn, wenn ich hineingehe, da ich das Mittel in Händen habe, es zu erfahren? Mein Leben höchstens. Nun wohl, so werd' ich denn dieser drückenden Bürde los. Ich gewinne in jedem Falle. Welche Furcht kann mich also noch zurückhalten?

Als es Abend geworden war, nahte sie sich der verbotenen Thür und schloß sie leise und mit Vorsicht auf. Sie erstaunte, als sie hineintrat und ein leeres Gemach fand. Sie ging mit dem Lichte hin und her, und Alles war leer. Die Wand war von bunten, wunderbaren Tapeten bekleidet, die rothe Farbe und das Gold darauf schillerte, indem sie die Leuchte vorübertrug, und die grotesken Figuren schienen Leben und Bewegung zu bekommen. Es waren alte biblische Geschichten, von Schlachten und Verhören, die hier dargestellt waren; die häßlichsten Umrisse hoben sich durch die grellsten Farben heraus, und ein König David sah mit einem unwilligen, fürchterlichen Blicke nach Friederiken hin.

Sie erzitterte und spottete wieder selbst über ihre ungereimte Furcht; denn sie sah recht gut ein, daß sich im Zimmer gar nichts befand, wovor sie sich entsetzen könnte. Aber wider ihren Willen entwickelten sich die frühsten Erinnerungen aus den fernsten Kinderjahren, alle jene Schreckgestalten näherten sich, und wollten sich aus dem Nebel herausarbeiten, der sie umdämmerte und nur dadurch desto entsetzlicher machte. Zitternd setzte sie das Licht auf den Boden nieder, und konnte es nicht lassen, den furchtbaren David noch genauer zu betrachten, und sich noch inniger vor ihm zu entsetzen. Alle seine Züge wurden noch wilder und lebendiger, und wie ferne, bekannte und unbekannte Stimmen fing es an, hinter der Wand zu reden. Nun blickte sie nach ihrem Schatten um, der aufgebäumt an der Wand gegenüber stand. Schnell sah sie wieder zurück, und erwartete mit jedem Augenblicke, daß der alte König aus seiner Tapete heraustreten würde, und sie anreden, um Alles wissen und etwas Wunderbares und furchtbar Unverständliches dazu sagen.

Sie stand noch immer fürchtend da, und suchte den gräulichen Erinnerungen zu entfliehen, den Gestalten zu entkommen, die sie wie mit gräßlichen Spinngeweben umzingelt hatten, als sich die Thüre des Gemaches öffnete, und Peter Berner hereintrat.

Friederike fuhr vor dieser Gestalt mehr zusammen, als sie vor einem Gespenste würde gethan haben. Peter schien sich nicht zu wundern, eine kalte, entsetzliche Wuth hatte sich seiner ganzen Gestalt bemeistert. Friederike schrie laut auf und sank in Ohnmacht nieder; als sie sich erholte, sah sie sich in den Armen Peters und das entsetzliche Gesicht mit der schneiden-

den Kälte, das auf sie herunterblickte. Sie sank zu seinen Füßen nieder und umfaßte sie weinend, und bat um Gnade; aber Peter war unerbittlich, er hatte sein Schwert in der Hand und sagte ihr, daß sie sterben müsse. Friederikens Sinne waren in der größten Verwirrung und Kampf; sie konnte sich als eine Verwirrte nicht zu sich und zum Leben zurückfinden, alle Gestalten standen starr und unbeweglich vor ihren Augen, alle Schrecken kamen näher, alle Hoffnungen nahmen auf ewig Abschied. Noch nie als in diesem schrecklichen Augenblicke hatte sie es lebhaft empfunden, was das Wort Tod bedeuten wolle; sie hatte es so oft ausgesprochen und viel dabei gedacht, aber noch nie, nie das Wunderentsetzliche dieses Begriffes gefühlt.

Sterben? rief sie aus. — O warum sterben? Ist es nicht genug, daß mein ganzes Leben geschlachtet ist, soll ich selber auch noch dem Tode geopfert werden? — O Gott! wenn Du mich jemals geliebt hast, so vergieb mir; wenn Du jemals Deinen Eltern oder Geschwistern wohlgewollt hast, so laß es mir verziehen seyn; ja, wenn Dich nur ein Trunk in einer heißen Stunde, die Ruhe nach einem arbeitsamen Tage so recht erquickt hat, wie es den Menschen freut, o so gedenke nur an diese Stunden zurück, und sey auch menschlich gegen mich. Du hast dieselben Wünsche, die auch meinen Busen anfüllen, Dein Herz schlägt wie das meinige. Solltest Du mich dennoch Deinen wilden Grimm empfinden lassen, den ich nicht verdiene? O ich will nichts von Dir bitten, Du sollst mir nichts gewähren, nicht Geschenke, Theilnahme oder Liebe; nur laß mir dieses letzte, einzige Leben, über das Dir keine Gewalt gegeben ist. — Sieh, wie ich

elend bin, daß ich um mein Leben, als das einzige Gut bitten muß, das mir übrig geblieben ist.

Peter antwortete nicht und stand kalt und gefühllos da, und glich den bunten, abgeschmackten Bildern der Tapete.

Hast Du noch in keiner Stunde gefühlt, fuhr Friederike fort, wie sehr Du Dein Leben liebst? Wie innig der Wunsch der Selbsterhaltung Dir an die Seele geheftet ist?

Warum hast Du mein Gebot übertreten? rief Peter wüthend aus.

Und willst Du deswegen, sagte das geängstigte Geschöpf, jenes Gebot übertreten, welches Dir verbietet, kein Blut zu vergießen? Ach, die Reue kriecht doch einmal dem armen Menschen nach, wenn ihr Schritt auch noch so langsam ist; aber dann ist es zu spät. Dann wirst Du nach mir zurücksehn; dann wirst Du gern die jetzige Stunde zurückrufen wollen, um Alles ungeschehn zu machen; aber dann ist es unmöglich. Dann steht mein armes Bild vor Deinen verwirrten Augen, die Rache donnert von oben, und jedes Bewußtseyn entgeht Dir; nur die Erinnerung Deiner Schuld bleibt bei Dir zurück, um Dich zu peinigen. — Ist es nicht besser und kürzer, daß Du Dich meiner erbarmst, als daß Du nachher ein langes und qualenvolles Leben hinter Dir schleppst?

Halt ein mit Deinem Geschwätz, antwortete Peter grimmig, Du mußt nothwendig sterben, denn es ist mein Gelübde so.

Friederike hob sich vom Boden auf und sah ihn eine Weile stillschweigend an. Dann fuhr sie mit einem gräßlichen Tone auf: Nun so thu, vollbringe

Deinen Willen und ende mit mir. Ich denke eben jetzt daran, daß das Leben mir auch gräßlich ist, weil Du darin lebst und es verwüstest, und so viele Menschen Dir ähnlich sind. Da ich nun einmal sterben muß, so kümmert's mich auch nicht weiter, denn endlich, endlich muß ja doch die letzte Stunde herangeschlichen kommen, der ich nur jetzt, jetzt in diesem Momente ausweiche. Ich stehe auf dem letzten schmalen Ecksteine der Zeit, und stürze dann in den dunkeln Abgrund hinunter. Ich kann nicht anders, und ich biete Dir also Trotz, Dir und mir zugleich. Halte Dich aufrecht, mein Gemüth, und höre Du mich, Ferdinand, jetzt werden wir uns wiedersehn. Diese Hoffnung nehm' ich als ein großes Reisegeld mit mir. Du, Grausamer, fahre hin, fühle noch jetzt meinen Abscheu, und wie ich Dich von Grund meines Herzens verachte.

Peter wurde noch wüthiger und stieß ihr den Degen in die Brust, so daß sie sogleich todt niedersank.

Plötzlich rührte sich die Tapete, als wenn sie von einem Winde hin und her bewegt würde. Es arbeitete drinnen und emsige Stimmen redeten durcheinander. Ferne Instrumente klangen und kamen mit ihren wunderlichen Tönen immer näher und näher. Peter stand still, und wußte nicht, was aus dem Allen werden wollte.

Die Figuren im Teppich wurden größer, und wuchsen immer mehr vor seinen Augen. Plötzlich knisterte es, so wie wenn eine Kohle aus dem Feuer springt, und alle Helden des alten Testaments schritten mit lebendigen Beinen aus der alten Tapete heraus, die Bedienten und Kriegsknechte folgten ihnen,

und der Saal, der sowohl in den Linien als Luft-perspectiven nur schlecht gemalt war, blieb allein und leer zurück. Alle Figuren schwebten um den erstaunten Peter her, der nicht wußte, was er mit der seltenen Gesellschaft beginnen sollte. In der Verlegenheit grüßte er Jeden, und kaum hielten es einige Bedienten und Mohren der Mühe werth, ihm zu danken.

David stellte sich vor ihn hin und neben ihm Tobias mit seinem Hündlein, und alle Drei schüttelten sehr ernsthaft mit dem Kopfe. Peter war überzeugt, daß er die Tapeten, wenn sie gleich moralischen Inhalts waren, doch nicht dazu gekauft hatte, daß sie ihm den Text lesen sollten; er bezeugte ihnen daher auch nicht überflüßigen Respekt, sondern verließ sich im Nothfall auf sein gutes Schwert, das er in der Hand hielt.

Das bunte Gefolge ging in Zauberkreisen um ihn her, die Gewänder und goldenen Spangen schimmerten vor seinen Augen, und er bemerkte es deutlich, wie dem großen Saul öfter auf den nachschleppenden Mantel getreten ward. Am meisten fiel ihm der schöne Helm eines Kriegsknechts in die Augen, der hell und kriegerisch aussah und nach welchem er endlich ein inniges, unbegreifliches Begehren verspürte. Er war eben daran, den Knecht darum anzusprechen, als sich das ganze Gefolge wieder in die gewöhnliche beschränkte Lage zurückzog und als bloßes Gemälde an der Wand figurirte. Der Ritter tröstete sich damit, daß er am folgenden Tage mit eigenen Händen dem Soldaten den schönen Helm vom Kopfe herunterbrechen wollte.

Funfzehntes Kapitel.

Jakobine von Strahlheim.

Peter erwachte am folgenden Morgen mit einem sehr schweren Kopfe, und der gestrige Abend schwebte ihm nur noch dunkel vor dem Gedächtnisse.

Sieh, sieh, sagte er zu sich selber, nun kommt ja mein Weiberunglück in den allerbesten Gang; der gestrige Abend ist die beste Vorrede dazu geworden. Ja wohl hatte Mechthilde Recht, daß sie sagte, alle Weiber taugten nichts, und alle könnten die verfluchte Neugier nicht lassen. Ich habe es ihr damals nicht glauben wollen, aber es scheint sich doch nun wahrhaftig zu bestätigen. Dafür aber will ich auch keiner Einzigen trauen, sey es auch, welche es wolle. Das Beste bei der ganzen Sache ist, daß ich niemals außerordentlich verliebt zu werden scheine, und daß mir deswegen das Abstrafen immer noch so erträglich leicht wird. Ich darf mich auf kein Weib verlassen, das der Neugierde Raum giebt, denn ich weiß es schon, daß dieses Laster immer alle übrigen nach sich zieht; ein lasterhaftes Weib aber ist ein Abscheu in meinen Augen. Wenn ich dem Schicksale entgehn könnte, so möchte ich viel lieber gar nicht wieder heirathen; aber es würde nichts helfen, ich würde troß dem mit meinen Weibern unglücklich seyn, und darum will ich dem Fatum lieber so seinen Gang lassen.

Was hab' ich denn aber gestern im Kopfe gehabt, als ich drüben im Zimmer war? Wahrhaftig, die Zauberwelt muß mit mir ganz etwas Eigenes vorhaben, daß mir so sehr besondere Zufälle begegnen.

Wozu das Alles nutzen soll? Denn ich nehme doch keinen Zusammenhang und Menschenverstand darinnen wahr. Wenn ich nicht wüßte, daß Alles Zauberei wäre, so würde ich Alles platterdings nur für dummes Zeug erklären. So aber läßt sich mit dem Hexenwesen kein Spaß treiben, diese unsichtbaren Gewalten verstehn keinen Spaß, und nehmen Alles im äusserſten Grade ernsthaft.

Welch' ein wundersames Gelüste befiel mich gestern nach dem Helme des alten Kriegsknechtes! Als wenn ich nicht selber Helme genug hätte, und gewiß bessere. Da kommen die Leute nun und sprechen immer, es gäbe ganz und gar nichts Unbegreifliches. Begreift mir einmal dies Alles zusammen, und Ihr werdet gewiß eine tüchtige Arbeit vor Euch finden. Ich bin aber doch neugierig, die Tapeten bei'm hellen Tage wieder anzusehn.

Er ging wieder nach dem Zimmer hinüber und stellte sich mit verschränkten Armen und aufmerksamen Augen vor die Wand hin. Wunderlich, fuhr er fort, daß ich diese Tapeten schon so lange habe, und sie bis dato noch nicht auf ähnliche Streiche verfallen sind. Ich bin zu einer Art von Vexiermenschen gemacht, dem alles Wunderliche begegnen muß, was sich für die übrigen ordinären Sterblichen nicht schicken würde. Aber der König David hat sich seit gestern, seit der Anstrengung recht verfärbt, er ist viel blasser geworden, und hier vom Mantel ist die rothe Farbe abgesprungen, Wenn das noch öfter vorkömmt, so verderben mir die ganzen Tapeten. — Still! Ich gerathe auf einen Gedanken. Das Wesen und dieser Unfug ist vielleicht das, was die Maler immer das

Leben in einem Gemälde nennen. Ich habe oft einen Narren sagen hören: das Bild ist, als wenn es einen anspräche, als wenn es so eben vom Tuche herunter-steigen wollte. Nun so sind dies hier ganz deliciöse Stücke, denn sie steigen wirklich herunter, die Figuren treten so sehr heraus, wie ich noch bei keinem niederländischen oder italiänischen Künstler wahrgenommen habe. Und dann muß auch jeder Halbkenner zugeben, daß diese Gemälde viele Haltung, ja die größte Kontenance von der Welt haben, daß sie sich wieder an Ort und Stelle zurückverfügen, nachdem sie vorher in aller möglichen Freiheit herumgeschwärmt sind.

So philosophirte Peter vor seinen Tapeten, und ward nicht müde, alle einzelnen Figuren genau zu betrachten. Denn so bekannt sie ihm auch waren, so waren sie ihm doch durch den gestrigen seltsamen Zufall ganz neu geworden, und er machte immer neue Entdeckungen, die ihm ungemein wichtig waren.

Der Helm des Soldaten, der gestern seinen Neid erregt hatte, hatte eben nicht viel Besonderes. Es war ein gewöhnlicher Helm, der vorn mit einem Adler verziert war, die hintere Seite konnte man jetzt nicht sehn, weil sie dermalen im Gemälde steckte. Peter konnte immer noch nicht begreifen, was er an dem Helme so Sonderliches hatte finden können, und sagte endlich: Seht, so kann man wieder zum Kinde werden, wenn man es am wenigsten denkt; die Kleinen greifen auch nach gemalten Figuren, und ich bin seit der unendlich langen Zeit auch noch nicht klüger geworden. Weisheit hin, Weisheit her, die alte Fee hat Recht, der Verstand der Menschen steht auf gar schwachen Füßen. —

Peter, der die Ruhe nicht vertragen konnte, durchstreifte nach dem Tode seiner Frau das Land weit und breit, um Abentheuer aufzusuchen. Es stieß ihm aber nichts auf, das der Erzählung würdig wäre, als daß er sich an einem Abend verirrte und auf der Burg des Ritters Strahlheim einkehren mußte.

Strahlheim war einer von den äußerst seltenen Rittern, einer von denenjenigen, die vielleicht in keinem einzigen der zu häufigen Ritterromane vorkommen und dort beschrieben werden. Denn er war klein von Person und dick, und mußte sich in der Jugend als Liebhaber ungemein lächerlich ausgenommen haben; jetzt aber war er in denen Jahren, in denen die Leute von selbst ehrwürdig sind, denn er war Vater, und eine seiner Töchter hieß Jakobine. Die Hauswirthschaft war wunderlich genug beschaffen, denn der Vater glaubte Alles allein zu regieren; und doch kümmerte sich im Grunde Niemand um ihn; er tadelte sich in manchen Stunden selbst über seinen zu großen Despotismus, und nahm sich vor, sich zu bessern; und doch ward er beständig von seinen Töchtern tyrannisirt, er mußte thun, was sie haben wollten, und sie bekümmerten sich nie um seine Einwilligung. Vor allen übrigen war Jakobine herrschsüchtig, und hatte den meisten Willen im Hause. —

Der Verfasser bittet sich die Erlaubniß aus, hier nur eine ganz kleine Anmerkung zu machen.

Ich bin nämlich in Gefahr, daß mir hier viele Leser viel zu viel Verstand und Scharfsinn zutrauen und nach ihrem eigenen Scharfsinne den ganzen Pfiff zu merken und mich ungemein gut zu verstehen glauben. Sie meinen nämlich im Stillen, ich

vertappe mich hier in die Allegorie hinein, und werde das Ganze nachher äußerst witzig, aber für die Staaten auch eben so gefährlich enden. Das Mädchen heiße natürlicherweise nicht umsonst gerade Jakobine, und man werde nachher schon gewahr werden, daß ich (der Verfasser nämlich) zu den hellen Köpfen gehöre, die u. s. w. — Andre Schriftsteller führen häufige Klagen, daß sie einen Leser haben, von dem sie nicht verstanden werden; ich klage im Gegentheil darüber, daß ich von dem meinigen viel zu gut verstanden werde. Wo ich zu denken aufhöre, fängt er sein rechtes Denken erst an, und macht es mir vielleicht eben dadurch möglich, im ganzen Buche geistreich zu bleiben, was ich gar nicht einmal anfangs gewünscht habe. Denn einem Buche, wenn es gefallen soll, sind die schlechten Stellen, (wenn man die Sache genau nimmt) eben so nothwendig, wo nicht nothwendiger, als die guten. Der Beweis ist leicht zu führen: Wir sehn es alle Tage, daß Bücher von allen Lesern mit der größten Begierde gelesen werden, die kaum zwei bis drei erträgliche Stellen aufzuweisen haben; daß im Gegentheil unsere klassischen Autoren, die vortrefflich sind, nur daß sie den Fehler haben, daß sie so gar nicht auf schlechte Stellen ausgegangen sind, ungelesen bleiben. So oft ich über Göthe's Werke urtheilen höre, wird es mir deutlich, ja die Menschen sagen es mir fast mit dürren Worten, wie sie sehr schlecht damit zufrieden sind, daß es durchgängig gut ist. Noch weit schlimmer ergeht es Richtern, in dessen Mondschein- und Zauberbüchern die Leser gerade die schönsten Stellen überschlagen und blos deswegen behaupten, Vieles in ihm sey geschmacklos, damit

sie doch für sich selber einen hinreichenden Grund auf=
finden, warum sie ihn lesen.

Uebrigens, um wieder auf meine eigentliche Ma=
terie zu kommen, so bekenne ich hier frei und offen,
daß ich bei diesem unschuldigen Buche gar nichts Ge=
fährliches im Schilde führe, daß es überhaupt wohl
endlich Zeit wäre, daß die Leser der witzigen und un=
witzigen Anspielungen überdrüßig würden. Ich muß
immer darüber lachen, wenn ein Schriftsteller viel auf
sich selber hält, wenn er es durch Schimpfen und hin=
längliche Demokratie in seinen Büchern dahin bringt,
daß ihn die arme unschuldige Lesewelt für einen ge=
fährlichen Menschen erklärt. Die Leser wollen dadurch
blos ausdrücken, daß sie sein übermäßiges Winken
verstanden haben; da aber unter den Lesern selbst
Niemand, wie bekannt, gefährlich ist, wie steht es denn
da um seine eigene Gefährlichkeit? —

Peter verliebte sich bald in Jakobinen und ward
von ihr eben so heftig wieder geliebt. Sie hatte von
je das Seltsame dem Gewöhnlichen, das Einfältige
dem Verständigen vorgezogen; beides fand sie in Pe=
tern vereinigt, ihr Herz flog ihm daher sogleich bei'm
ersten Anblick entgegen. Peter machte seinen Antrag
bei'm Vater, der aber viel dagegen einzuwenden hatte,
und ihm endlich die Tochter gänzlich abschlug. Peter
ward zornig darüber und klagte Jakobinen sein Un=
glück; diese gestand ihm schnell ihre Liebe, und eine
zärtliche Umarmung beschloß die Unterredung.

Jakobine ging sogleich zu ihrem Vater, der eben
von einem kleinen Schlummer erwacht war, weil er
die meiste Zeit damit zubrachte, sich zu erholen, so wie
einige Schriftsteller fast nichts als Nebenstunden ge=

schrieben und dabei eben nichts anders vorgenommen haben. Der Vater fing an:

Mein Kind, der fremde Ritter da hat so eben bei mir um Dich angehalten, aber ich habe Dich abgeschlagen, und ich denke, Du wirst mit meinem Willen zufrieden seyn.

Warum nicht, lieber Vater? denn Sie wissen ja doch am besten, was mir dienlich ist.

Natürlich, mein Kind, denn ich bin alt, ich habe Erfahrung, ich liebe Dich. Sieh, da kömmt bei mir Alles zusammen, weswegen ich Dein Glück am besten verstehn muß.

Was haben Sie aber gegen den Fremden?

Ich weiß nicht. Er gefällt mir nicht.

Er ist aber reich.

Ja, darin magst Du wohl Recht haben, das kann ich Dir in der That nicht abstreiten.

Er sieht gut aus.

So ziemlich, er sieht in der That ziemlich gut aus, wie Du da so eben sehr richtig bemerkt hast. Er sieht gut aus, das ist wahr, aber ich weiß doch nicht —

Was meinen Sie?

So ein gewisses Wesen hat er doch; der Bart da steht ihm nicht ganz gut, er hat ihn sich zu künstlich verschneiden lassen, so im holländischen Geschmack, den ich gar nicht liebe. Er kann nicht dafür, das ist freilich wohl wahr.

Er liebt mich.

Richtig, das hat er mir auch gesagt; das war just sein nämlicher Ausdruck.

Eine solche Parthie findet sich nicht alle Tage.

Darin magst Du auch wohl Recht haben.

Und ich liebe ihn ebenfalls.

Nein, mein Kind, hör' auf, mich zu bitten, denn es ist vergebens, da kann nun und nimmermehr etwas daraus werden. Schlage Dir diese unnützen Gedanken aus dem Sinne, oder, es thut mir sehr leid, aber im entgegengesetzten Falle muß ich das Vergnügen haben, Dir zu sagen, daß ich Dir meinen väterlichen Fluch gebe.

Gleich sind Sie mit dem Fluch bei der Hand.

Ja, wie soll ich Euch denn sonst bezwingen?

Aber, liebster Vater, sollten Sie denn mein Unglück wollen?

Gewiß nicht, Kind, gewiß nicht, da müßt' ich ja ein sogenannter grausamer Vater seyn; aber was den Ritter betrifft — —

Ich sterbe, wenn er nicht mein Mann wird.

So wird mir Deine Beerdigung sehr viel Umstände machen; bis jetzt ist noch aus unsrer Familie Niemand als eine Jungfer gestorben, und da Du die Erste wärst, so müßte es sehr prächtig dabei zugehn.

Ich sage Ihnen ja aber, daß ich nicht sterben will, sondern ihn heirathen, und durchaus will ich es, durchaus!

Also gänzlich durchaus? Da hilft keine Widerrede? Nun, liebe Tochter, hätte ich gewußt, daß es Dein ernster Wille wäre, so hätte ich Dir gleich meine väterliche Einwilligung gegeben, ohne weitere Umstände. Gieb Dich also nur zufrieden, Du sollst ihn haben, und ich will Dir auch meinen Segen geben.

Er segnete sie hierauf und fuhr dann fort: Ja, Du hast Recht, er ist ein vortrefflicher Mann;

ich hatte diese Parthie auch schon im Stillen überlegt, und es freut mich, daß Du so ganz als eine gehorsame Tochter meinem Willen gehorchest.

Wie konnten Sie aber so grausam seyn, mir sogleich mit Ihrem Fluche zu drohn?

Ich sehe es freilich recht gut ein, ich muß Anstalten treffen, mir diese verdammte Hitze abzugewöhnen, die mich immer so unvermuthet überrascht. Man ist nicht immer Herr über sich, mein Kind, aber ich will mich bessern, Du kannst Dich darauf verlassen, vergieb mir nur diesmal.

Sie umarmten und versöhnten sich völlig; die Verlobung der beiden Verliebten ward noch an eben dem Abend vollzogen. Der alte Strahlenberg ging vergnügt zu Bette und schlief sehr ruhig.

Jakobine hörte bald nach der Hochzeit auf, den Blaubart zärtlich zu lieben, aber an die Stelle der Liebe trat die Eifersucht. Es ist gar nicht nothwendig, daß derjenige, der eifersüchtig ist, auch liebt, so wie der, der wirklich liebt, nicht immer eifersüchtig ist. Sie quälte daher den guten Ritter unaufhörlich mit den Fragen: ob er sie auch wirklich liebe? Ob er ihr nicht ungetreu sey, oder noch werden könnte? Petern fielen diese Besorgnisse sehr zur Last, und er kam ihr am Ende mit seinen Betheuerungen der ewigen Liebe immer schon entgegen. Sie aber fragte jedesmal von neuem: Liebst Du mich auch wirklich?

Peter sagte unwillig: Theuerste Gemahlin, ich liebe Dich unaussprechlich, aber eben deswegen laß mich in Ruh, weil es mir fatal ist, beständig davon zu reden.

Aber ist es nicht Dein Scherz? Liebst Du mich so, wie ich es verdiene?

Ich scherze fast niemals, mit der Liebe vollends nicht, und daß ich Dich wirklich liebe, siehst Du ja daraus, daß ich Dich wirklich geheirathet habe.

Das ist eine schlechte Versicherung. Man sollte in jeder Stunde sein Herz fragen, ob es auch etwa noch nicht im Begriff sey, zu erkalten, denn nichts ist in der Seele des Sterblichen so zart und eben darum auch so vergänglich, als die Empfindung der Liebe. Man glaubt oft noch diesen schönen Gast zu beherbergen, wenn die kalte Gleichgültigkeit in unserm Herzen ihr Lager aufgeschlagen hat. Darum, überlege wohl, was Du sagst.

Ich kenne mich und rede nicht in den Wind.

Nun so wirst Du mir auch meine Bitte nicht abschlagen, an der mir so viel liegt.

Nenne sie.

Schaff' die Haushälterin ab, schaff' Mechthilden fort; denn wenn sie auch älter ist, als ich und Du, so kann ich sie doch nicht mit ruhigem Auge betrachten.

Peter versprach es, gerieth aber mit seinen Gedanken in große Verlegenheit, denn er fürchtete die Macht Mechthildens, die er schon hatte kennen lernen. Er glaubte, Jakobine würde mit der Zeit wohl ihrer Bitte vergessen, und es hernach überdrüßig werden, ihn öfter daran zu erinnern.

Durch diesen Zufall aber kam Peter seit langer Zeit wieder zum ersten Male darauf, Mechthilden genauer zu betrachten. Er erinnerte sich bei der Gelegenheit, daß sie einst seine Geliebte gewesen sey, und sie

fing an, ihm von neuem zu gefallen. Er sprach öfter mit ihr, er erinnerte sie an die ehemaligen zärtlichen Empfindungen, die sie für einander gehegt hatten, und der scharfsichtigen Jakobine entging kein Gespräch, kein Blick. Ja, als sie an einem Abend wahrnahm, daß der Ritter die Haushälterin küßte, konnte sie unmöglich ihren Zorn länger zurückhalten; sie beschloß, sich an Mechthilden zu rächen.

Die Rache bestand in jenem barbarischen Zeitalter selten, wie bei uns, in einer Verläumdung oder in einem verächtlichen Gruß, oder darin, daß man gar nicht grüßte, sondern jene Menschen in dem sogenannten Mittelalter (das daher auch für Romanenskribenten an interessanten Situationen sehr reichhaltig ist,) trieben gewöhnlich eine etwas handfestere Rache. Jakobine war nämlich ohne weitere Umstände fest entschlossen, ihre Nebenbuhlerin aus der Welt zu schaffen. Sie hatte bemerkt, daß man den lästigen Fliegen und Ratten Gift zu streuen pflegte, und wollte diese Gewohnheit auf die Haushälterin anwenden.

Mechthilde merkte bei aller ihrer Weisheit nichts von diesem Vorsatze, und Jakobine war heimtückisch genug, sich freundlich gegen sie zu stellen, um ihr jeden Argwohn zu benehmen; als sie aber an einem heißen Nachmittage über ihre Weinflasche ging, um nach den Regeln der Diät sich durch ein hitziges Getränk etwas abzukühlen, empfand sie bald schreckliche Schmerzen in der Brust. Peter kam zu ihr, sie zu besuchen, und erstaunte, da er sie krank fand. Mechthilde war im Begriff, den Geist aufzugeben, als sie sich zum Glück noch plötzlich auf kräftige Gegengifte besann, und sie eben so schnell mit ihren geschickten

Händen zubereitete. Sie trank sie gierig ein und rettete dadurch ihr Leben; aber ein anderes, weit größeres Wunder ging nun vor Peters Augen vor. Durch die Gewalt des Giftes, das nicht ganz gedämpft werden konnte, verwandelten sich alle Züge im Angesicht der Haushälterin, ihr Auge fiel zurück und wurde matt, ihre Wangen sanken ein, die Arme wurden dünne, sie wurde eine kleine, alte zusammengebogene Figur, mit einem Höcker auf dem Rücken und einer langen Nase.

Peter schlug zu wiederholten Malen vor Erstaunen die Hände über den Kopf zusammen und konnte sich in der Begebenheit gar nicht zurecht finden; Mechthilde besah sich stillschweigend im Spiegel, und brach dann seufzend in die Worte aus: O wie gerecht ist das Schicksal!

Sechszehntes Kapitel.

Die Versuchung.

Peter blieb nachdenkend für sich und sagte: O wie sehr wird es mir doch zur Last, daß mich meine Gemahlin so übermäßig liebt! Wohl ist es wahr, daß Alles sein Ziel haben will. Ich wollte, ich wäre ihrer erst wieder erledigt, da sie überdies so boshaftig ist und mir meine getreue Haushälterin gänzlich verdorben hat. Da sie mich aber so sehr liebt, wird sie der Versuchung mit dem Schlüssel gewiß widerstehen; sie ist ganz ohne Zweifel tugendhaft, und dann muß ich meine ganze Lebenszeit mit ihr aushalten. Auf den Fall wäre ich gewiß übel gebettet. Ach! Unglück mit

Weibern zu haben, ist kein so leichtes Unglück, das seh' ich jetzt wohl ein, ich hätte mich doch besser bedenken sollen, die Feinde hätte ich mir schon so wollen vom Halse schaffen. Aber nunmehr ist alles Klagen zu spät.

Er reiste hierauf wieder fort, und gab Jakobinen den goldenen Schlüssel, mit dem strengen Befehl, das Gemach ja nicht zu eröffnen. Sie versprach es.

Mechthilde hatte mit ihrer äußern Gestalt zugleich ihren ganzen Charakter verändert; sie war boshaft und heimtückisch geworden, und nahm sich vor, sich an allen Menschen, zuerst aber an Jakobinen zu rächen. Der Ritter war daher kaum fort, als sie das Gespräch auf das verbotene Zimmer lenkte und bei der Frau daher bald den Argwohn erregte, daß irgend eine Geliebte Peters sich dort versteckt halten könne, und daß er es deswegen so strenge verboten habe, das Zimmer zu eröffnen. Jakobine konnte nicht widerstehn, sie ging hinein, und Mechthilde verwandelte den goldenen Schlüssel in einen schwarzen, so daß der Blaubart das Vergehn sogleich entdeckte, als er zurückkam.

Siebenzehntes Kapitel.

Peters Gespräch mit Bernard.

Nach meinem Urtheil ist es in vielen Rücksichten ein übles Gewerbe, Schriftsteller oder Schauspieler zu seyn. Kein Mensch fragt nach der Stimmung, in der sich der spielende oder schreibende Mensch befindet;

sondern er muß den Gang fortgehn, der ihm vorge-
schrieben ist, die traurigsten Sachen darstellen, wenn
er fröhlich, die lustigsten, wenn er schwermüthig seyn
möchte. Wenn ein Romanenschreiber in dem genau
berechneten Plane seines Werkes eingespannt liegt,
und sich, wie ehemals Trenk aus dem Magdeburger
Gefängnisse, schon zur Hälfte durchgearbeitet hat, und
nun nicht weiter kann; wenn er fortfahren muß
witzig zu seyn, und es ist ihm ein Unglück begegnet,
oder er hat sich gerade an Witz erschöpft, oder er
möchte gern einen pathetischen Schriftsteller nachah-
men; man denke sich die schreckliche Lage eines sol-
chen Mannes, der nun weder vor-, noch rückwärts
kann! Er hat Alles motivirt und begründet, er hat
sich alle Mühe gegeben, die Ver- und Entwickelung
zu präpariren, er hat zu seiner eigenen Qual einen
höchst scharfsinnigen und durchdachten Plan ersonnen,
von dem er nun nicht abweichen darf, ohne sein vor-
treffliches Werk zu verderben — und doch kann er die
Stimmung, die Lust, den Muth nicht wiederfinden,
mit dem er es bis dahin geführt hatte. So wie der
Mensch einer Situation überdrüßig werden kann, die
sonst sein höchster Wunsch gewesen war, so kann ihm
auch ein Buch fatal werden, das er mit dem größten
Eifer zu schreiben angefangen hatte.

Sind deswegen wohl jene liebenswürdigen Schrift-
steller zu verachten, die sich niedersetzen und schreiben,
um ganz Deutschland zu unterhalten, und dabei nicht
ein Jota eines Plans im Kopfe haben? Sie ma-
chen sich aus ihrer Arbeit einen Spaziergang durch
Blumen, durch schattige Wälder und sonnige Ebenen,
sie amüsiren sich selbst über ihre Schreiberei, und ver-

wundern sich mehr, als der Leser, über die eintreten- den Vorfälle. Ihre Erfindungen gehn unmittelbar vom Kopfe auf's Papier, sie machen vorher keine Skizzen ihres Werks, keine Studien, die sie nachher ausführen, sondern ein Wort giebt das andre, ein Held lockt den andern hervor, und der deutsche Leser liest es und freut sich, er kümmert sich eben so wenig um die regelge- rechte Pedanterie, als der Verfasser, genießt eben so ohne Nachdenken, das ihn nur stören würde, und ist mit sich und dem Dichter sehr zufrieden.

Ist es einem Menschen, der sich bilden möchte, daher wohl zu verdenken, wenn er sich diese Leute als Muster vor die Augen stellt, und ihnen ohne weitere Umstände nachahmt? Ich bin aufrichtig genug, zu er- klären, daß ich es so gemacht habe, und darum habe ich mir eben unter so vielen tausend Geschichten, die ich nehmen konnte, gegenwärtige ausgesucht, weil sie meinem Humor am besten zusagte. Charaktere treten auf und verschwinden wieder schnell, ohne daß sie die närrische und lästige Prätension machen, daß man sie genau beibehalten und durchführen soll; denn der scharf- sinnige Leser wird es ohne Zweifel wohl von selbst verstanden haben, daß Jakobine nunmehr auch umge- kommen ist; und wenn ich nicht über jeden Todesfall die Glocken läuten lasse und den Leser dadurch zu ei- ner viel zu großen Rührung und Theilnahme zwinge, so muß der Leser mir eben darum manchmal auf mein Wort, ohne weitere Umstände glauben, daß der und jener gestorben sey. Denn so sind auch schon manche Leute, die ich nicht namhaft gemacht habe, in den Fehden umgekommen, die Peter immer glücklich zu Ende führt.

Ich muß den Leser versichern, daß mir wirklich die Geschichte an manchen Stellen zu grausam wird; denn ich habe auch so ein närrisches Ding von weichgeschaffenem, edelmüthigem Herzen in mir. Aber ich stecke nun einmal in der Erzählung, die zwar mannigfaltig genug ist, dabei aber doch immer Mord und Todtschlag zur Hauptsache macht. Wenn man sich niedersetzt, ein solches Buch auszufertigen, so interessirt den Schreiber der Gegenstand, ohne daß er es sich deutlich denkt, was eigentlich das Umkommen seiner Personen alles auf sich habe; jetzt ist es zu spät, und ich muß mich nun schon gefaßt machen, alle die Rührungen zu überstehn, die ich in diesem Buche noch zu erleben habe. Wenn ich es nur dahin bringe, daß der Leser sich Exempel nimmt, spiegelt und in diesem oder jenem Puncte bessert, so will ich meine Haut gerne dran setzen und alle die Erschütterungen nicht achten, die etwa noch vorfallen dürften. Der Leser hat es darum sehr gut und bequem, weil ich das Wichtigste immer auf mich nehme und den besten Theil des Pathetischen vertusche: solches geschieht aus bloßer Liebe gegen den Leser, damit auch schwächliche und nervenkranke Personen ohne Nachtheil ihrer Gesundheit diese Geschichte lesen und verstehen mögen.

Peter war sehr verdrüßlich und ging im Walde auf und ab, als ihm nach langer Zeit wieder einmal der alte Zauberer B e r n a r d begegnete. Bernard freute sich, ihn zu sehn, und fragte ihn dann, ob er zufrieden sey.

Gar nicht, antwortete Peter.

Ihr seyd selber Schuld, sagte Bernard, ich betrübe mich, so oft ich an Euch denke. Eure Lebens-

zeit vergeht, es geschieht nichts, und ich hatte so große, so übergroße Dinge mit Euch vor. Ich hatte Euch zum Helden einer wunderbaren, fast unglaublichen Geschichte auserlesen; Alles, was Alexandern, Cäsarn, Hannibaln und die übrigen schon einzeln groß machte, hatte ich in Euch vereinigt, daneben war Euer Leben mit den interessantesten Verwickelungen angefüllt, Eure Liebe ging mit Euren großen Thaten immer Hand in Hand, und in Eurer Geliebten hatte sich die höchste Schönheit und der größte Geist vereinigt. Ich wollte Euch dann Episoden interessanter Nebenpersonen herbeischaffen, die Euch als Hauptperson noch mehr emporhöben; ich habe auch aus dieser Ursach mit einigen Rittern Bekanntschaft gemacht, die dazu gut genug taugen, aber nun habt Ihr mir das ganze Concept verdorben, und ich möchte darüber in Verzweiflung fallen.

1) Seyd Ihr an Euch selbst ein uninteressanter Charakter, der keine hervorstechende Seiten hat und keinen Leser besonders anziehn kann. Doch davon kann man mir die meiste Schuld beimessen, denn ich hätte in der Wahl des Helden etwas vorsichtiger seyn sollen.

2) Habt Ihr Euch mit Eurer Beschützerin erzürnt, und Ihr habt nun gleichsam keinen festen Grund, auf dem Ihr fußen könnt. Eure Geschichte wird nimmermehr einen recht brillanten Schluß bekommen können. Daran seyd Ihr selber Schuld.

3) Seyd Ihr einfältig und habt gar einen blauen Bart. Ich frage Euch um's Himmels willen, wo Ihr dergleichen in Eurem Leben gehört, oder auch nur gelesen habt. Ihr dürft mir Friedrich mit der gebissenen Wange nicht anführen, denn ein Biß in

der Wange ist von einem blauen Barte immer noch sehr verschieden, und dient nur dazu, jenen Mann individuell, nicht aber komisch zu machen. Er ist auch außerdem bei weitem nicht so dumm, als Ihr es seyd. Das sind sehr wichtige Unterschiede, mein Freund, auf die Ihr etwas mehr Acht geben müßt. Auch den Dummkopf Hasper a Spada könnt Ihr mir nicht einwerfen, denn es kommt bei der Gelegenheit doch viel vor von den Brückenketten, vom Burgverließ und so weiter, wovon aber bei Euch nimmermehr die Rede ist.

4) Nehmt Ihr gar nichts Merkwürdiges vor, Fehden und immer Fehden, lauter unbedeutende Kleinigkeiten, um die sich kein Mensch bekümmern möchte. Ihr thut nichts Großes, Ihr rettet Niemand das Leben, Ihr besteht keine große Gefahr, Ihr begeht nichts Eigenthümliches, Ihr seyd nicht im mindesten originell.

5) Ist gar keine Einheit in Eurer Geschichte, und das ist einer der schlimmsten Vorwürfe, die man Euch machen kann. Ihr werdet mir einwenden, daß man dasselbe von vielen Helden des Alterthums sagen könne, wie z. B. von dem unbekannten Buche: Hiero und seine Familie. Ihr müßt aber so gut seyn, zu bemerken, daß hier im Titel schon die ganze Entschuldigung liegt, daß man den Verfasser eben so wenig, wie eine alte Muhme anklagen könne, die nicht bei Einer Person stehn bleiben können, wenn sie uns versprechen, von einer ganzen Verwandtschaft Nachrichten zuzutragen. Dabei müßt Ihr nicht vergessen, daß dieses Buch mehr geschrieben ist, daß Fürsten sich darnach bekehren und bessern, als daß es von unfürst-

lichen Lesern gelesen und verstanden werden soll. Eine gleiche Absicht hat die Bibliothek, die uns der Verfasser des Marc-Aurel mitgetheilt hat, und Ihr dürft daher diesen Helden so wenig als den Theodot oder Gelon anführen, um mir beweisen zu wollen, daß der Hauptheld ein Dummkopf seyn dürfe. Steift Euch auch nicht auf den Joseph in den Pyramiden, denn dieses Buch enthält eine geheime Geschichte und so viele Anspielungen, daß man es schwerlich verstehn wird; dieser Joseph kann kaum von seinen Brüdern wieder erkannt werden. Wenn Ihr mir aber einige Personen des Veit Weber einwenden wollt, so weiß ich Euch darauf freilich nicht zu antworten; nur halte ich es immer für gefährlich, wenn Ihr Euch nach denen bilden wollt. — Also, mir ist es gar nicht recht, daß Eure Weiber kommen und verschwinden, man weiß nicht wie; das müßt Ihr Euch abgewöhnen.

6) Seyd Ihr ein grausamer, roher Mensch, ein unmoralischer Charakter. Legt diese Untugenden ab; denn ich will Euch nur zu bedenken geben, in welche Gefahren Ihr Euch dadurch muthwillig stürzt. Ich will gar nicht einmal davon sprechen, daß Ihr als ein edlerer Mensch zufriedner leben würdet und bei andern mehr Interesse erregen, sondern ich will Euch nur auf die bekannte poetische Gerechtigkeit aufmerksam machen, die es gewiß am Ende erfordern und verlangen wird, daß Ihr zum Nutzen der Moralität auch umkommt. Vor dem Tribunal gilt kein Apelliren, und selbst ich, ja sogar Eure ehemalige Beschützerin, könnten Euch davon nicht erretten; denn thäte ich es auch, so fiele die ganze Schmach der verletzten poetischen Gerechtigkeit auf mich, und es wäre ein

Glück für mich, wenn ich selber der Todesstrafe entginge. Bessert Euch, bessert Euch, es ist die höchste Zeit. —

Ihr kommt mir fast närrisch vor, erwiederte Peter verdrüßlich, laßt mich mit meinem Lebenslaufe in Ruhe.

Mit nichten, sagte Bernard hitzig, denn Ihr müßt wissen, daß Ihr kein gewöhnlicher Mensch seyd; Ihr seyd gleichsam ein abstracter Begriff, eine Vereinigung und Mixtur, aus allem dem zusammengesetzt, was man an den übrigen Menschen wahrnimmt. Denkt Ihr denn, mein Freund, daß Ihr ein unidealisches Leben führen dürft? Ihr werdet mich am Ende dahin bringen, daß ich Euch mit Gewalt zum Anders- und Bessersehn zwinge, so wie es dem Attila ergangen ist, der auch so ein Starrkopf war, wie Ihr seyd; derselbe ist in seinem eigenen, fast ganz dialogisirten Leben in ein reines Vernunftprinzip verwandelt, zum Warnungsexempel und Schrecken für alle ähnliche eigensinnige Bösewichter.

Haltet Ruhe mit Eurem Geschwätz, sagte Peter erzürnt, ich weiß so nicht, wo mir der Kopf steht.

7) Fuhr Bernard ungestört fort, taugt das Zauberwesen in Eurem Leben gar nichts, es grenzt gar zu sehr an's Kindische und Abgeschmackte. Aber Ihr seyd Schuld daran, weil Ihr die Fee böse gemacht habt, so daß nun gewiß keine interessante Geistererscheinung weiter auftritt.

Peter wandte sich stillschweigend um, und wollte nach Hause gehn, aber Bernard hielt ihn mit Gewalt zurück. — Nun, was hattet Ihr mir denn zu sagen? fragte er freundlich.

Herr Bernard, sagte Peter, ich höre alle Tage, daß alle Menschen sterben müssen; ist das wahr?

Nichts ist so sehr wahr, sagte der Alte. Alle sind bis jetzt gestorben, und es wird uns auch so ergehn.

Aber wir sind doch noch nicht todt, fuhr Peter fort, wir können ja also nicht wissen, ob mit uns nicht eine Ausnahme gemacht wird.

Verlaßt Euch darauf nicht, rief Bernard aus, denn es ist äußerst unwahrscheinlich.

Also Ihr meint nicht, daß unser eins davon käme?

O, das ist ja eine Narrenhoffnung.

Es ist aber doch schrecklich, so zu sterben. Nicht sowohl, weil ich mich vor dem Tode fürchte, als daß ich es gerade seyn soll, der sterben muß, es thut mir nur um meine Person leid.

Ihr fangt an, toll zu werden, sagte der Alte ergrimmt, so daß freilich meine Warnung sehr unnöthig war, daß Ihr Euch vor den Tollen hüten solltet.

Nein, versteht mich nur recht, sagte Peter, versteht's nur so, wie ich es meine, so ist es ein ganz verständiges Ding. Seht, man sagt das Wort Tod oft, man spricht oft vom Sterben, und giebt den ganzen Satz zu; aber man denkt nie daran, was, was er eigentlich zu bedeuten hat. Wenn ich in der Nacht allein bin, und mir fällt es auf's Herz, daß das Wesen, das so dicht an mir im Bette liegt, das eben Niemand, Niemand anders ist, als ich, daß dieses in die feuchte, kalte Erde soll eingegraben werden, von Wandrern zerstampft, von Würmern zernagt; daß ich da liegen soll, wo keine Sonne zu mir kömmt, wo ich keine Trompete und kein Siegsgeschrei mehr

höre; wo Menschen über mir sind, die mich nicht kennen, und von denen ich nichts weiß, — bedenkt einmal, ob mir dann nicht Alles soll jämmerlich und verächtlich vorkommen, was ich jetzt thue und worüber ich mich freue. Wenn ich denn doch einmal sterben muß, warum sterb' ich nicht jetzt? Warum ward ich nur je geboren? Was wollen sie mit mir, daß ich so in die Welt hineinkam, und daß ich mich nun ablebe, und es denn doch irgend einmal aus und ganz vorbei ist? Seht, darin liegt eben kein Menschenverstand, und das macht mich so betrübt. Wenn Ihr es überlegt, daß im ganzen Menschenleben kein Zweck und Zusammenhang zu finden ist, so werdet Ihr es auch gern aufgeben, diese Dinge in meinen Lebenslauf hineinzubringen.

Wahrhaftig, Du hast Recht, sagte Bernard, und Du bist wirklich verständiger, als ich dachte.

Ich bin vielleicht klüger als Ihr, sagte Peter, ich lasse mir nur selten etwas merken.

So wäre also, sagte Bernard tiefsinnig, das ganze große Menschendaseyn nichts in sich Festes und Begründetes? Es führte vielleicht zu nichts, und hätte nichts zu bedeuten, Thorheit wäre es, hier historischen Zusammenhang und eine große poetische Composition zu suchen; eine Bambocchiade oder ein Wouvermanns drückten es vielleicht am richtigsten aus.

Das kann wohl seyn, sagte Peter, aber helft mir doch gegen meinen Gram. Gebt mir irgend eine Medicin, die mir das kalte Grauen vertreibt, wenn ich manchmal meinen Körper betrachte; macht, daß ich meine Sterblichkeit vergesse und so leben kann, als wenn Heute immer Heute bleiben würde, als wenn

kein Morgen dahinter stände, und wieder ein zweites Morgen und so ein Tag dem andern die Hand gäbe, und mich endlich als einen Gefangenen dem letzten gräßlichen Tage überlieferte.

Eine Medicin dagegen? fragte Bernard verwundert. Ich sage Euch ja, daß diese Gemüthsstimmung Euren Verstand ausmacht, Euren Werth.

Hol der Teufel den Verstand! sagte Peter, er ist mir äußerst ungelegen. Ich merke, man kann in dieser Welt nicht dumm genug seyn, um fortzukommen.

Aber wolltet Ihr denn ewig leben? fuhr der Alte heraus.

Warum nicht?

O pfui, über die Unverschämtheit! Immer wieder und immer von Neuem durch unendliche Zeiten das alte Spiel zu beginnen, und nie, nie ein Ende zu ersehn! Wie nichtswürdig müßte der Mensch werden, wenn er nicht endlich von sich selber erlöst würde! — Lebt wohl, es ist mit Euch nichts anzufangen.

Sie schieden verdrüßlich von einander.

Achtzehntes Kapitel.

Caroline.

Peter fragte seinen bleiernen Kopf wieder um Rath, ob er sich verheirathen sollte, der von Neuem Nein sagte. Du hast gegen Alles etwas einzuwenden, rief Peter aus, und hältst Dich immer für den Klügsten; aber Dir zum Possen will ich es dennoch thun,

und wenn auch alle Weiber nichts taugen sollten, so will ich eben deswegen eine nach der andern heirathen, um sie umzubringen.

Er hatte ein Mädchen gesehen, das sein Herz gefesselt hatte. Sie war die Tochter eines sehr armen Edelmanns, und der Vater gab deswegen gern seine Einwilligung. Caroline hatte den Ritter mit ihren zärtlichen Blicken erobert, und er hatte sich eingebildet, daß er nur allein solche Blicke bekäme; Caroline aber sah jeden Mann so an, der noch unverheirathet war, und kannte keine größere Freude, als recht Viele dahin zu bringen, daß sie in sie verliebt wurden.

Als Peter sie geheirathet hatte, fing sie sogleich an, ihre ganze Lebensart abzuändern. Es war ihr etwas Neues, Geld ausgeben zu dürfen, und sie ließ es also daran nicht fehlen. Peter ließ sie gewähren, weil er ihr nicht gleich die ersten Wochen des Ehestandes verleiden wollte. Caroline gab daher große Gesellschaften, zu denen sie meistentheils Frauenzimmer bat und in denen ihr Mann auch nicht erscheinen durfte.

Beide Verehlichte sahen sich nachher sehr selten, und Peter stellte mit ihr, als er wieder einmal abreiste, auch die Schlüsselprobe an. An demselben Tage war bei ihr eine große Theegesellschaft von vielen Damen, und nach mancherlei Gesprächen und Verläumdungen ließ Caroline auch den goldenen Schlüssel herumgehen, und jedes Frauenzimmer betrachtete ihn sehr genau.

Das Kleinod sollten Sie auf der Brust tragen, sagte die Eine.

Oder in einen Ring fassen lassen.

Man könnte es auch in den Haaren tragen, bemerkte die Dritte.

Jede hatte einen Vorschlag, und Alle bewunderten den schönen Schlüssel. Caroline erzählte ihnen, daß es ihr verboten sey, das Zimmer zu eröffnen, zu dem er gehöre.

Und Sie kehren sich daran? fingen Alle mit Einer Stimme an.

Ich muß wohl, mein Mann —

Ei, was Mann? Wenn man Alles thun wollte, was die Männer verlangen —

Ja wohl, man muß es ihnen gar nicht in den Kopf setzen, daß sie etwas zu befehlen haben.

Ich wollte meinen Mann führen, wenn er sich so etwas herausnähme.

Alle. Es wäre himmelschreiend, wenn uns die Männer so behandeln wollten.

1) In dem Zimmer müssen doch Heimlichkeiten seyn.

2) Die Sie nicht wissen sollen.

3) Er macht vielleicht Contrebande.

4) Oder zitirt Geister.

5) Oder hat sein Geld da liegen.

6) Es ist schlecht, daß er Ihnen etwas verschweigt.

Alle. Sie müssen's nicht leiden.

1) Ich bin sonst nicht neugierig, aber ich möchte wissen, was in dem Zimmer wäre.

2) Ich wollte es gewiß nicht weiter sagen.

3) Ich auch nicht.

4) Er würde es uns vielleicht von selbst zeigen, wenn er zu Hause wäre.

5) Vielleicht Seidenstoffe.

6) Oder Juwelen.

Alle. O, seyn Sie so gut und zeigen Sie uns das Zimmer.

Caroline hatte genug zu thun, sie abzuhalten, daß sie nicht mit Gewalt hineindrangen; aber sie hatte Muth genug dazu, weil sie doch den strengen Befehl ihres Mannes fürchtete. Die Weiber verließen sie endlich, und waren Alle sehr aufgebracht, daß sie ihnen eine solche kleine Gefälligkeit abgeschlagen hatte; sie erklärten die Frau und den Mann für gleich große Narren, und also für ein Paar, das für einander geschaffen sey.

Neunzehntes Kapitel.

Bernards Monolog.

Aber die Weiber haben nicht Unrecht, sagte Caroline, als sie allein war. Mein Mann handelt nicht so gegen mich, wie es seine Pflicht wäre, er vernachlässigt mich, er verachtet mich. Warum hat er Geheimnisse vor mir? Und warum gebietet er mir so strenge, wie einer Sclavin? Er hätte mich bitten sollen, so hätte ich ihm gehorcht, aber jetzt sehe ich keine Nothwendigkeit dazu. Der Tyrannei muß ein freies Gemüth nie gehorchen.

Aus Verdruß gegen ihren Mann eröffnete sie das Zimmer, und erstaunte nicht wenig, als sie den Schlüssel hernach in eine eherne Schlange verwandelt fand.

Ueber ihren Tod lassen wir, um den Leser zu schonen, wieder den Vorhang fallen.

Bernard wußte sogleich diesen ganzen Vorfall.

Ist es nicht eine Schande? rief er aus; nein, es ist nichts mit ihm anzufangen, und er bessert sich auch nicht. Was soll ich mit einem Solchen beginnen? Kein Streben nach der Größe, nach dem Edelmuthe, nach dem Idealischen liegt in ihm; alle meine Mühe ist vergebens, er erlebt nichts, und ich erlebe keine Freude an ihm. Ich wette, daß seine einfältige Geschichte noch einmal ein altes Weibermährchen wird; daß man seinen Namen gebraucht, um unruhige Kinder in den Schlaf zu bringen. Noch einen Versuch will ich machen, gelingt der nicht, so ziehe ich meine Hand von ihm ab.

Zwanzigstes Kapitel.

Peter faßt einen Vorsatz.

Bernard war entschlossen, seinen Liebling noch einmal aufzusuchen, und den letzten Versuch anzustellen, ob er ihn nicht bessern könnte. Er traf ihn in dem Wäldchen an, das an die Burg stieß.

Seyd Ihr noch nicht besser entschlossen? fragte er den Ritter.

Nimmermehr, antwortete Peter ergrimmt, alle Deine Reden sind umsonst, ich lebe fort, wie es sich eben fügen will, und weiter bekümmere ich mich um nichts.

Sie gingen neben einander, und Peter suchte seinem Helden die Reize einer romantischen Lebensart recht anlockend darzustellen, um ihn für seinen Plan zu gewinnen.

Ihr sprecht immer, rief Peter aus, und wißt nicht, was Ihr wollt. Hat sich da was romantisch zu seyn, wenn sich die Gelegenheit dazu nicht finden will. Wo soll ich die interessanten Situationen, Verwickelungen, Empfindungen und dergleichen denn nun vom Zaune brechen? Es sollte für Euch selber ein Kunststück seyn, einen solchen Lebenslauf zu führen, ob Ihr Euch gleich für so außerordentlich klug haltet.

Jetzt, sagte Bernard, fändet Ihr zwar da die schönste Gelegenheit, etwas aus Euch zu machen.

Wie so?

Erinnert Ihr Euch vielleicht noch der kleinen Adelheid, die mit Euch auferzogen wurde?

O ja.

Sie ist von ihrer Kindheit an von der Fee Almida beschützt worden, die sich eine Freude daraus macht, sanfte Ruhe und Stille, liebliche Heiterkeit über jeden Lebenslauf zu verbreiten. Diese Fee ist in allen Sachen die Feindin von jener unterirdischen, die Ihr die Ehre gehabt habt, kennen zu lernen. Sie wohnt auf einer weit entlegenen Insel in einem Palaste, der mit lauter Gesang und Sonnenschein angefüllt ist, kein Sterblicher naht ihrer Behausung, kein lautes Geräusch ertönt auf der Insel.

Was geht mich das Alles an? fragte Peter.

Adelheid, die sie beschützt, wird sich in Kurzem verheirathen; entführt sie, so habt Ihr eine Braut und eine Fehde mit dem Bräutigam, zugleich ist dies ein Mittel, jene uralte Fee wieder zu versöhnen.

Das Ding sollt Ihr mir nicht zweimal sagen, rief Peter aus; Adelheid war überdies meine Geliebte, als ich noch klein war.

So gefallt Ihr mir, sagte Bernard, dadurch wird also auch noch zugleich das Interesse der Empfindung erregt.

Sie überlegten hierauf, auf welche Art sie ihren Vorsatz am besten ausführen könnten.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Peter geht auf Abenteuer aus.

Es war nun der Tag gekommen, an welchem Adelheid mit ihrem Bräutigam, dem Ritter Löwenheim, verheirathet werden sollte. Es war ein großes Fest in den Dörfern angestellt, und Löwenheim wollte mit einem fröhlichen Zuge die Braut von ihrem Landsitze abholen, und sie so dem seinigen zuführen, der nicht weit davon lag. Bernard hatte alle Anstalten und die Gelegenheiten auskundschaftet, und gab von Allem seinem Freunde, dem Blaubart, sichere Nachricht.

Peter zog mit einer gerüsteten Mannschaft aus und legte sie in den Hinterhalt, er selbst kletterte auf einen hohen Baum, der die Gegend übersah, um das Brautpaar zu erwarten.

Hier sitze ich nun wie ein Vogel in den hohen Lüften, sagte Peter, wie ein Jäger, der auf Raub ausgeht, und nachher mit seiner Beute fröhlich nach Hause kehrt. Ich wiege mich in den Wipfeln, und warte auf ein Abenteuer. Wahrlich, Bernard hat Recht, wenn er sagt, daß ein solches Leben mehr werth ist, als jenes andere ruhige. Wie schön ist es, wenn man so hoch sitzt und über viele Sachen hin-

wegsehn kann, die einem sonst im Wege sind. Mich wundert, daß die Vögel nicht deswegen eine sehr stolze Nation werden, weil sie in ihrem Fluge gar nicht die Irrthümer begehn können, in denen wir auf unsern Reisen immer leben.

Ueber solche Gedanken schlief Peter oben ein und merkte es nicht, daß sich der Zug der Neuvermählten näherte.

Es war ein heller, warmer Frühlingstag, und Löwenheim zog jetzt mit seiner Braut durch den sonnenbeglänzten Wald, in dem Nachtigallen lieblich sangen und Finken aus ihren Nestern schrieen. Voran gingen Spielleute mit fröhlichen Schalmeien, Flöten und Waldhörnern, geputzte Dorfleute folgten mit Tänzen und einigen geschmückten Gästen. Die Heiterkeit leuchtete auf allen Gesichtern, und Alle überließen sich der Fröhlichkeit, als plötzlich Peters Hinterhalt hervorbrach und unter die musicirenden und singenden Hochzeitsleute hineinstürzte. Alle waren erschrocken, Alle kamen in Verwirrung, es entstand ein großes Geschrei, Viele entflohen, Löwenheim setzte sich zur Wehr. Ueber das Getöse erwachte Peter oben im Baum, er kletterte schnell hinunter, da er den Krieg wahrnahm, und sprang und fiel in das Gefecht hinein, wo es am hitzigsten war. Peter bemächtigte sich sogleich der Adelheid, und eilte mit ihr fort, er setzte sie auf ein Pferd und nahm den Weg nach seinem Schlosse. Löwenheim bemerkte anfangs im Gewirre den Verlust seiner Braut nicht; aber kaum vermißte er sie, als er einen Knecht vom Pferde stieß und dem Räuber nacheilte. Peter hatte sich auf einer Wiese, nicht weit von einer Schäferhütte gelagert, um die ermüdete und

aus ihren Sinnen geschreckte Adelheid rasten zu lassen. Löwenheim stürzte auf den Blaubart zu und es entstand ein hartnäckiger Kampf, in dem anfangs der Bräutigam zu unterliegen schien; aber dieser raffte alle seine Kräfte zusammen und überwältigte endlich Petern, dieser fiel unter einem heftigen Blutverlust zur Erde. Löwenheim nahm seine Geliebte und führte sie zurück; unterwegs aber traf er auf einige von Berners Knechten, mit denen er kämpfen mußte. Plötzlich senkte sich während des Getümmels ein dunkler Schatten vom Himmel nieder und schwebte wie eine leichte Wolke immer näher und näher zur Erde hinab, wickelte sich um Adelheid wie ein Gewand, und sie verschwand darin in dem blauen Himmel.

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Peter unter den Schäfern.

Der verwundete Peter ward von dem Schäfer und seiner Frau in die Hütte aufgenommen, wo sie seine Wunden verbanden und freundlich für ihn Sorge trugen. Unter ihrer Pflege erholte er sich bald, besonders da die Tochter Magdalene, ein gutes, unschuldiges Mädchen, fleißig für ihn Sorge trug. Er fühlte, daß man in dieser Lage ein recht angenehmes Leben führen könne, und sagte: O wohl hat der alte Horatius Flaccus Recht, wenn er sagt: Beatus ille, qui procul negotiis etc. — Ich habe bisher diese stille Lebensart immer verachtet, aber ich finde, daß sie angenehmer ist, als ich mir vorstellen konnte. Hier lebt

sich's so ruhig fort, kein Unfall stört uns, der Schäfer treibt seine Heerde aus und kömmt am Abend sicher zurück, er verschließt sie in den Ställen und legt sich dann selber ohne Furcht zu Bette. Kein Feind macht ihn besorgt, kein plötzlicher Ueberfall reißt ihn vom Schlafe. Niemand beneidet ihn, er haßt Niemand, seine frommen Lämmer spielen unschuldig um ihn her, und er kennt sie alle; ein Tag vergeht wie der andere, und er nimmt jede Gabe des Himmels mit inniger Dankbarkeit an. O wenn es mir vergönnt wäre, ein solches Leben zu führen! all' dem wilden und ungestümen Ritterwesen Lebewohl zu sagen, und in der ruhigen Einsamkeit das zu finden, was ich seit so lange vergebens gesucht habe! Dann nähm' ich hier ein Weib, wie ein Bauer, und freute mich meiner gesunden Kinder; so würde ich alt, die Zeit ginge mir schnell vorüber, ohne daß ich ihre Flüchtigkeit bedauerte; dann trüge ich keine Wunden, keine Stöße und Hiebe davon; dann müßte mich der unkluge Bernard in Ruhe lassen, der offenbar nur meinen Untergang will. — Vielleicht aber, wenn ich ein Schäferleben führte, möchte ich von Neuem das tolle Ritterwesen wieder anfangen. Das Unzufriedene steckt schon im Menschen, und davon wird ihn keine Arznei befreien können.

Er sprach viel mit Magdalenen und lernte ihre Schäferlieder; dann sprach er mit dem alten Martin von der Bebauung des Landes und der Viehzucht, und ward so unvermerkt mit jedem Tage gesunder und froher.

Löwenheim suchte seine Braut in der weiten Welt und konnte sie nirgend finden, nirgend hatte

man sie gesehn, Keiner wußte Nachricht von ihr zu geben. Er durchirrte Wälder, Dörfer und Städte, aber alle seine Nachforschungen waren vergeblich.

Adelheid war in der dunkeln Wolke aufgefahren, und alle Besinnung hatte sie sehr bald verlassen. Sie erwachte wieder zum Leben, und fand sich in einem goldenen Wagen, den schneeweiße Schwäne durch den Luftraum zogen. Wolken segelten unter ihr hinweg, und sie sah die Welt mit ihren Städten, Thürmen und Schlössern weit unten in einem weißen Nebel eingeschleiert. Ihr Blick schwindelte, als er so ungeheuer tief hinabfiel, und sie hielt sich ängstlich auf ihrem Sitze fest.

Nach einiger Zeit senkte sich der Wagen, warme Lüfte umflossen sie und schmeichelten ihrer Wange. Ihr Herz that sich auf, und eine unbeschreibliche frohe Empfindung erfüllte ihre ganze Brust, alle Leidenschaften, alle Unruhe, alle Beängstigungen verschwanden wie das Dunkel vor der Sonne, sie fühlte, daß sie sich einem glücklichen Aufenthalte nähere.

Und vor ihren Augen lag eine liebliche Insel da, von hellem Grün bekleidet, von süßmurmelnden Bächen durchflossen, mit schattigen Gebüschen und Wäldern, durch welche süße Töne irrten und ein hellerer Himmel den elysischen Aufenthalt umfing. Die Schwäne ließen sich sanft nieder, und Adelheid stieg vom Wagen. Ohne Furcht durchirrte sie die einsamen Gänge und Gebüsche, eine ferne, liebeathmende Melodie zog sie mit Gewalt nach. Ein Gesang rieselte durch die Blumen hin, und die unbeständigen Schmetterlinge saßen auf den Rosen still und aufmerksam, und wiegten ihre breiten himmelblauen Flügel nach dem Takte

des Gesanges, die Nachtigallen hielten sich schweigend, die Blätter rauschten nicht.

Adelheid kam näher und ging bei silbernen Lilien vorüber, die größer waren, als sie, und wie zum Gespräche ihre prächtigen Häupter gegen einander neigten. Jetzt sah sie eine dämmernde Laube vor sich, von Geisblatt durchschlungen und von Rosen durchwachsen, die wie rothe Sonnen durch das dunkelgrüne Laub blickten. Eine Gestalt, wie die eines freundlichen Engels, saß auf dem Rasen, und Blumen aller Art keimten zu ihren Füßen hin, liebliche Genien standen umher. Es war Almida, die in ihrem Lande die Frühlingsfeier beging; sie sang aus der Laube heraus:

Blumen küssen
Sich mit Tönen;
Zu den Füßen
Ihrer Schönen
Liegen seufzend, liegen schmachtend
Alle glückliche Geliebten,
Die die Edle nie betrübten,
Nur nach Gegenliebe trachtend.

Es tönt im Haine,
Im Sonnenscheine
Fliegt muthig hin
Gesang mit Scherz und fröhlichem Sinn

Durch rauschend Gebüsch
Gehn Quellen so frisch,
Und sprechen heimlich in grüner Nacht
Von Liebe, von des Frühlings Pracht.

Geht der Abend durch die Wiesen,
Seh' ich Mondschein golden fließen,
Auf des Baches Wellen flimmern,
Bleiche Schatten magisch schimmern.
O so finde ich den trauten
Gatten tief im Tannenwald,
Wandeln einsam dann, und Lauten
Klingen ungesehn, es schallt
Liebeston aus allen Klüften,
Und uns wiegen in den Lüften
Lieb' und trunkne Phantasei,
Nachtigallenmelodei,
Mondenschein und Zauberei.

Als Adelheid näher kam, stand die Fee auf und ging ihr entgegen. Adelheid war vom Glanz der Schönheit geblendet, aber die Fee schloß sie liebreich in die Arme. Sie sagte zu ihr: Ich habe Dich gerettet, Adelheid, um Dich Deinem Geliebten zurückzugeben.

Schweigend gingen sie nach dem Palaste, und süße Melodien folgten ihnen allenthalben gleich Dienern, alle Papageien auf den Bäumen neigten sich, und rothgesprenkelte Vögel mit grünen Schwingen flogen gleich Herolden vorauf.

Im Palaste setzten sie sich in Sessel nieder, und Adelheid erquickte sich an schönen Früchten, die von Genien in kristallenen und goldenen Schalen aufgetragen wurden; dann schlief sie, von der lieblichsten Musik und von dem Geschwirre der Bäume eingewiegt, die vor dem Fenster standen und einen grünen, kühlenden Schatten im Gemache verbreiteten.

Jetzt war es Abend geworden. Die Sonne ging so schön unter, wie es Adelheid noch nie gesehen hatte, das Purpurroth erfüllte den ganzen weiten Himmel und regnete in Westen mit goldnen Strahlen nieder, die beglänzten Bäume schüttelten voll Freude ihr Haupt, alle Nachtigallenzungen wurden gelöst, und die süßen Gesänge gaukelten und scherzten durch die Lindenblüthen, die weißen Nachtschmetterlinge erwachten, der Mond zog roth herauf.

Als er höher stieg, begann auf der Insel das Fest und die Andacht der Geister. Ein runder Platz war zubereitet, den schöne Palmen umgaben, von einem Baum zum andern waren Blumenkränze gehängt, die süß dufteten und hin und wieder wankten, scherzend von der leisen Abendluft angerührt. Golden sah der Mond durch die Baumgipfel herab, und ein heiliges Feuer brannte auf einem Altar in der Mitte des Platzes. Alle Feen und Geister faßten sich bei den zarten Händen und tanzten umher, indem sie ihre wunderbaren Gesänge absangen, und der Schimmer des Feuers und das Licht des Mondes seltsamlich auf ihren Antlitzen wechselte. Dann standen Alle plötzlich still, das Opfer war niedergebrannt, die Bäume fingen an zu klingen und melodische Töne erzitterten fernab unter der Erde. Nun erhob sich das Spiel der Gewässer und Bäche, die sich alle gleich lustigen, springenden Brunnen in die Höhe richteten, und plätscherd und rieselnd die lauen Lüfte kühlten, und in schönen Bogen golden im Mondschein funkelten. Hierauf verliefen sich die Geister in die Dunkelheit des Waldes, einige flogen in die Luft empor, einige kletterten die springenden

Bäche hinan, und sanken mit dem Wasser unter. Adelheid war allein geblieben.

Die tiefe Nacht des Tannenwaldes lockte sie an sich, um da ihren Begebenheiten, ihrem Gefühle recht nachzuempfinden. Wie von einer Traumwelt ward sie von den dichten Schatten empfangen, ganz in der Ferne hörte sie leise Lieder gehn, tausendfarbige Schimmer hingen in Blumenkränzen oben in den dunkeln, zackigen Tannen. Adelheid war ihrer Erinnerungen nicht mehr mächtig, ihre Besinnung versank in den wunderbaren Erscheinungen, sie hörte kaum noch die leisen Tritte der Geisterwelt um sich her, den flötenden Gesang, der alle Blätter einschläferte, das Geplauder der Nachtigall, kaum sah sie noch die Regenbogenschimmer, den Mond und die glänzenden Quellen; sie wollte sich niederlegen und schlafen, um von ihren Empfindungen auszuruhn, als sie in der Ferne einen dunkeln Schatten wandeln sah; er kam näher; sie erkannte ihren Geliebten, nun war ihr Glück zum innigsten Gefühl geworden. Beide dankten in ihren Entzückungen der wohlthätigen Fee, Beide fragten sich erstaunt, wie sie dorthin gekommen. Die Königin kam jetzt zurück, sie sanken zu ihren Füßen nieder und flehten: O Gütige, da Du uns Deines Schutzes gewürdigt hast, so laß uns nun auch hier bleiben; wie werden wir von jetzt das Leben auf der Erde aushalten können? Laß uns in Deinem Glanze wohnen, diese liebe friedliche Luft einathmen, diese Lieder um uns spielen.

Nein, sagte die Fee mit der süßesten Stimme, Ihr müßt zurück, aber nach Eurem Tode treffen wir uns Alle hier wieder an. Ihr werdet auf der Erde,

in irdischen Träumen gefangen, Alles, was Ihr hier seht, für Traumgestalt halten, aber die Erinnerung dieser Empfindungen wird mit Euch gehn, und auf Euer ganzes künftiges Leben eine stille Heiterkeit verbreiten.

Sie schieden, und Löwenheim kam mit seiner Braut am Morgen zur Erde und zu seinem Schlosse zurück.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Magdalena.

Peter war nun von seinen Wunden wieder hergestellt, er fühlte sich frisch und munter, und dachte darauf, nach seinem Schlosse zurückzukehren. Er hatte indeß Magdalenen täglich gesehn, und gestand es sich, daß er in sie verliebt sey.

Warum sollt' ich, sagte er zu sich selber, mich von den Vorurtheilen meines Standes zurückhalten lassen? Hat man mir denn nicht neulich das Kind der Liebe vorgespielt, wo Alles, was ich vorbringen könnte, so gründlich von dem liebenswürdigen Prediger widerlegt wird? Bei'm Bürgerstande wohnt noch die ächte Tugend, dort beherrscht der Edelmuth noch die Herzen. Bin ich denn darum Fürst, daß ich elend seyn soll? — Ja so, ich bin nur ein simpler Edelmann. Ich merke, die verdammten Tragödien liegen mir zu sehr im Kopfe. Des Landlebens hier bin ich überdrüßig, ich bin daher fest entschlossen, Magdalenen als meine Frau mit mir zu nehmen, und

glücklich zu seyn. Sie ist die Unschuld selbst, ein äch-
tes Original zur anbetungswürdigen Gurli. Ic
weiß nicht, warum ich mich noch länger bedenke. Ic
wollte, ich hätte meinen verdammten langweilige
Rathschläger hier; gegen diese Parthie würde er gewi
keine Einwendungen machen.

Indem kam Magdalene über's Feld gegangen
aufgeschürzt und mit einem hochrothen Leibchen gezier
Als sie herankam, that sie ihre Schürze aus einande
und überschüttete den Ritter mit einer Menge schön
großer Krebse, die sie für ihn gefangen hatte. Er e
staunte und fragte, was die Thiere bedeuten sollten
Meine Liebe sollen sie bedeuten, antwortete Magdalen
lachend; seht nur, wie groß sie sind.

Aber sonst, sagte Peter, pflegen sich Geliebte ei
ander mit Blumen, aber nicht mit Krebsen zu b
streuen.

Was können Blumen helfen? rief Magdalen
aus, ich mag die Eßwaaren lieber; aber zum Ang
denken Eures Namens Peter will ich jetzt gehen un
Petersilie pflücken, und dann will ich sogleich die Kreb
beisetzen. Gebt indessen auf die Thiere Acht, daß s
nicht wieder davonlaufen.

Sie ging schnell fort, und ließ den Ritter a
Hüter der Krebse zurück, der bald diesem, bald jenen
wehren mußte, daß er nicht die Gränzen überschrit
Welche unnachahmliche Unschuld! sagte er, indem e
einem Verwegnen auf den Kopf schlug; wo finde
man noch solche Natur? O Du Muster und Vo
bild zu einem Kalender der Musen und Grazien, ic
will Dich mit mir nehmen und besser einbinden lassen
so bist Du das Modell zu einer Venus. Bei D

werde ich gar nicht mehr nöthig haben, die Probe mit dem Schlüssel anzustellen, denn Du, liebliche Tochter der Natur, kannst Deine Neugier gewiß bezähmen, Dir gnügt an meiner Liebe. Aber ich weiß nicht, was die Krebse für verdammte Thiere sind, sie laufen über und durch einander, und ich kann sie nicht im Zaume halten. — Wie wohl wird mir seyn, wenn ich nun völlig der goldenen Ruhe genieße, wenn alle meine Wünsche in Erfüllung gehen, wenn der tolle Bernard mich zufrieden läßt, wenn ich ganz so leben kann, wie ich will; und das Alles habe ich dann Dir nur zu danken, süße Magdalene! — Magdalene, ich kann die Krebse nicht mehr bezwingen, sie werden mir zu gewaltig; es scheint Zeit zu seyn, daß sie gekocht werden. Dein liebes Geschenk ist gar zu munter auf den Beinen, befreie mich von der Obhut.

Ihr seyd auch zu gar nichts zu gebrauchen, sagte Magdalene, und sammelte die Krebse wieder in einen Topf, um sie auf's Feuer zu stellen. Sie wurden nachher in holder Eintracht verzehrt.

Der Ritter hielt noch an demselben Tage um Magdalenen bei den Eltern an, die sie ihm zusagten; die Hochzeit wurde auf dem Dorfe gefeiert, dann zog Peter nach seinem Schlosse und war sehr glücklich.

Er vergaß es beinahe ganz, daß er einen goldenen Schlüssel besaß, und erinnerte sich nur von ungefähr daran, als ihn ein benachbarter Ritter zu Gevatter bat. Er vertraute das Kleinod Magdalenen mit dem gewöhnlichen strengen Verbot, und reiste dann ab, völlig überzeugt, daß er diesesmal nicht nöthig habe, besorgt zu seyn.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Sonderbares Verhör.

Peter kam vom Gevatterschmause zurück, und brachte einige Gewissensbisse mit sich, da er nach langer Zeit zum erstenmale wieder in einer Kirche gewesen war. Die Kruzifixe und Gemälde hatten ihn melancholisch gemacht, und er beschloß, sich mit der ersten Gelegenheit zu bessern. Sollt' ich nicht auch einmal, sagte er, auf das Heil meiner Seele denken, da ich oft auf so erzdummes Zeug denken muß? Meine Seele, mein' ich, ist denn doch auch nicht gänzlich zu verachten, wenn sie gleich besser seyn könnte, es ist doch immer ein Stück von mir, das ich in Ehren halten muß, sie kann sich noch bessern, und mir selber nachher Ehre machen. Man muß sich auch nicht so unbesehen dem Teufel in die Hände liefern, denn sonst möchte am Ende die Waare für ihn zu gut seyn. Es giebt aber immer noch Menschen, die weit ruchloser sind, als ich, das kann mich beruhigen, und wenn die Christen sind, so gehöre ich auch mit darunter. Ich will eine Wallfahrt nach dem gelobten Lande vornehmen, mich von allen Sünden zu reinigen, und damit ist denn, mein' ich, dem Himmel mehr als genug geschehn; indessen soll es mir darauf nicht ankommen.

Er wollte vorher aber die Meinung seines getreuen bleiernen Kopfes vernehmen, ging deshalb nach dem Pavillon herauf, erinnerte sich aber, daß er den Schlüssel nicht bei sich habe, der dem eigensinnigen Rathe nur die Zunge öffne, so wie es auch bei vielen wirklichen Räthen der Fall ist, so daß ich ungewiß

bin, wer hier wohl dem andern nachahmen dürfte. Sogleich stieg er die Treppen wieder zurück, und suchte Magdalenen auf, die eben in der Küche bei'm Feuer stand.

Gieb mir doch, geliebte Gattin, sagte er mit sehr sanfter Stimme, den goldenen Schlüssel, den ich Dir anvertraute.

Da hab' ich jetzt Zeit, schrie die geliebte Gattin Magdalene, mich mit Deinem einfältigen Schlüssel abzugeben, der Hase würde indessen verbrennen.

Ich muß ihn aber jetzt haben.

Und ich sage, daß ich ihn Dir jetzt unmöglich geben kann!

Magdalene, Du wirst mich böse machen.

Sey so böse, als Du immer willst, ich kann doch den Braten nicht verderben lassen.

Es liegt mir nicht am Braten, rief Peter ungeduldig aus, ich will nach dem gelobten Lande ziehn, und dazu brauche ich nothwendig den goldenen Schlüssel.

Mir kann es recht seyn, antwortete Magdalene, indem sie sich noch immer bei'm Feuer beschäftigte; so zieh' meinetwegen dahin, wo der Pfeffer wächst.

Nun verlor der Ritter die Geduld; aus der ruhigen niederländischen Familien- und Küchenscene ward nun plötzlich ein historisches Gemälde voller großen Affekte, denn Peter gerieth in Wuth, Magdalene stemmte die Arme in die Seite, und der unschuldige Hase verbrannte wirklich.

Ich habe Deinen dummen Schlüssel gar nicht! sagte endlich Magdalene in der höchsten Ungeduld, und glaubte dadurch dem Zanke ein Ende zu machen.

Du hast ihn nicht? rief Peter aus.

Nein, sagte Magdalene, der Teufel weiß, wo er hingekommen ist; wer kann auf solche Lappalien so genau Acht geben, vielleicht hat ihn gar die Katze verschleppt.

O Magdalene! Wo sind meine goldenen Erwartungen geblieben? Ist dies das schöne häusliche Glück, das ich mit Dir zu genießen dachte?

Habe ich Dir denn aber nicht vorhergesagt, daß der Hase verbrennen würde?

Ach was Hase! schrie Peter mit den Zähnen knirschend, von meinen hohen idealischen Träumen ist hier die Rede, von meinem Schwung der Phantasie, von Allem, was dem menschlichen Herzen so unaussprechlich theuer ist.

Nun seht den Narren, rief Magdalene dazwischen, verlangt da Dinge, die es in der Welt gar nicht giebt.

Sprich, Falsche, nahm Peter das Wort und faßte sie hart an, bist Du nicht in dem verbotenen Zimmer gewesen?

Nun ja, sagte die Gattin, wenn Du es nun doch durchaus wissen mußt.

Peter stand erstaunt. Ist es denn Keiner gegeben, sagte er, ohne Neugier zu leben? Keiner? Auch die können sie nicht lassen, die so einfältig sind, daß sie vor sich selber nichts wissen; die aus den Winkeln herausgerissen werden und die dann eines Glücks genießen, auf das sie niemals rechnen konnten? O was soll ich dann von den Menschen denken! Sie stoßen Glück und Leben, Alles, was sie haben und wünschen, von sich, um eine nichtswürdige Leidenschaft zu befriedigen, den elendesten von allen Affekten,

einen Appetit, den der vernünftige Mensch gar nicht kennen sollte. Aber Alle, Alle haben sie das verfluchte Trachten, von dem verbotenen Baum zu essen, blos weil er ihnen verboten ist. So muß ich Alles, was lebt, für meinen Feind erkennen, nichts geht freundlich mit mir um; meine Liebe, Dein Leben war Dir nichts gegen die Wuth, dieses verbotene Zimmer zu sehn!

Aber welch' Lärmen um nichts! Es ist ja nichts einmal im Zimmer darin, als die leeren Wände; ist es der Mühe werth, deswegen in solche Wuth zu gerathen?

Es ist nicht dies, Dummkopf, sagte Peter mit unterdrücktem Grimme. Wo ist der Schlüssel?

Ich sage Dir ja, daß ich ihn nicht habe, schrie Magdalene, und fing an zu weinen.

Wo ist er?

Ich habe ihn weggeschickt.

Weggeschickt? — Bekenne mir Alles und schnell, denn sieh, dieser Degen soll sogleich Deine Brust durchbohren, wenn Du mir nicht Alles sagst.

Er machte bei diesen Worten so wüthende Gebehrden, daß Magdalene anfing zu zittern. Ich will Alles gestehen, sagte sie schluchzend. — Da ich das Zimmer so hübsch geräumig fand und gar nichts darin, da ich auch bemerkt hatte, daß Du so wenig, wie Jemand anders hineingeht, so nahm ich mir vor, es für mich selber zu bewohnen. Ich schickte deshalb den Schlüssel an Hans, daß er sich in das Schloß schleichen, die Stube aufschließen und dort bleiben sollte.

Wer ist der Hans?

Du willst auch Alles wissen: mein alter Liebster!

Peter trat einige Schritte zurück; dann rief er mit lauter Stimme aus: O, Asträa! so bist Du es denn nicht allein, die der Teufel von der Erde weggeholt hat, sondern auch die ländliche Unschuld? O, woran soll man nun noch glauben? Aus dem Regen bin ich in die Traufe gerathen, denn das hat doch noch keine von meinen vorigen Weibern gewagt. Verflucht sey das Landleben, verflucht sey alle ländliche Natürlichkeit! Zum Henker mit der Gurli, wenn es so um solche Charaktere steht!

Magdalene wurde von Neuem unwillig. Wozu soll das Gelärme? sagte sie beherzt. Bist Du der einzige Mensch, dem man gut seyn soll? Bist Du so schön, daß Du so etwas verlangen kannst? Den Hans habe ich eher gekannt, als Dich, und ist doch wohl noch ein Mensch, der solch eine kleine Stube und etwas Liebe von mir verdient.

Wir wollen nicht weiter streiten, sagte Peter. —

Ach! ich muß hier die Feder vor Rührung aus der Hand legen, denn am folgenden Morgen war auch sie, die Gute, nicht mehr. Zärtliche Schäfer und Schäferinnen weinten ihrem Andenken manche Thränen, und erzählten sich von ihr in den trauten Abendstunden; und ich kann es nicht unterlassen, auf den Blaubart immer böser zu werden. Ich hoffe, er soll seiner Strafe nicht entgehn.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Streit zwischen Bernard und Peter.

Es traf sich wieder, daß Bernard und Peter auf einander stießen, und sich nach den ersten zärtlichen Umarmungen heftig mit einander zankten. Es war nichts weiter, als die alte Ursach des Streites, daß Peter keinen Lebenslauf führe, der interessant genug sey. Beide stritten über den Begriff des Interessanten und sahen ein, daß sie niemals einen Vereinigungspunkt finden würden.

Peter war gröber als gewöhnlich, denn er hatte sich vorgenommen, endlich vor dem lästigen Bernard Ruhe zu bekommen, sey es auch, auf welchem Wege es wolle.

Bernard wiederholte die alten Klagen, und Peter wurde endlich ungeduldig. Ich sage Euch, laßt mich gehen, rief er aus, oder Ihr macht mich wahrlich noch böse.

Aber ich verlange ja nur ganz etwas Billiges, sagte Bernard dagegen. Ihr sollt ja gar keinen neuen Plan anknüpfen, sondern nur den alten fortsetzen, der muß Euch ja ganz bequem fallen, und es ist nothwendig, damit doch nur etwas Einheit in Euer Leben kömmt. Ihr dürft die Adelheid so nicht aufgeben, Ihr müßt sie nun weiter lieben, Ihr müßt sie dem Löwenheim abzukämpfen suchen, sie entführen, so bleibt von nun an in Eurer Geschichte ein stets lebendiges Interesse.

Gehorsamer Diener! rief Peter aus, ich habe ein Haar darin gefunden, und ich bedanke mich für sol-

ches Interesse. Nennt Ihr das ein lebendiges Interesse, wenn man mich beinahe todt geschlagen hätte? Nein, so dürft Ihr mir nicht wieder kommen. Ihr habt da gut schwatzen, denn Ihr habt nichts von den Wunden gefühlt, die man mir beibrachte, Ihr habt nicht bluten dürfen, aber mir ist alle Liebe zu Adelheid aus dem Herzen herausgeschlagen; ich bin davon kurirt, das glaubt mir nur.

Ihr solltet diese Liebe wieder anknüpfen.

Nein, nein, es war für's erste Mal gut genug. Ich bedanke mich für eine solche Liebe, wo ich meine Haut dran setzen soll. Nein, mein lieber Freund Hexenmeister, solche Forderungen müßt Ihr Euch aus dem Sinne schlagen. Ich mag die Liebe gern so, daß sie mir nicht viele Unbequemlichkeiten macht, das ist so für meinen Geschmack die beste Sorte von Liebe; wenn ich mich aber deswegen auf Tod und Leben herumschlagen soll, so laß ich lieber das ganze Lieben bleiben.

Ihr seyd ein roher, prosaischer Mensch, rief Bernard aus.

Schimpft nur, so viel Ihr wollt, sagte Peter kaltblütig, Ihr bekehrt mich doch nimmermehr zu Euren Narretheien.

Ihr werdet in allen gelehrten Zeitungen schlecht recensirt werden.

Das mag seyn, aber ich werde mich darum nicht kümmern.

Die Nachwelt wird Euren Namen mit Verachtung nennen.

Was Nachwelt? Meint Ihr, weil es bis Dato so Mode gewesen ist, daß die Vorwelt eine Nachwelt

gehabt hat, daß das mit uns auch der Fall zu seyn braucht?

Lebt wohl! rief Bernard sehr verdrüßlich aus, ich lasse Euch nunmehr gänzlich laufen, ich bekümmere mich nicht mehr um Euch, Ihr mögt nun anfangen, was Ihr wollt, Ihr seyd mir im höchsten Grade fatal!

Das ist es gerade, rief Peter zurück, warum ich Euch schon längst habe bitten wollen. Ich wünsche, daß wir uns nimmer wieder sehn.

So gingen sie aus einander. Bernard warf noch einmal einen wehmüthigen Blick nach seinem ehemaligen Helden zurück; dann bogen Beide um eine Ecke und sahen sich seitdem nicht wieder.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Höllenbreughel. — Peters Kampf mit Hans.

Ich betrachte mit Vergnügen die Werke des wunderlichen Höllenbreughel. Die Figuren ziehn mich an, die seltsame Composition nimmt meine Phantasie gefangen und versetzt sie in einen traumähnlichen Rausch. Man kann nicht gut darüber streiten, ob er sich in seinen Gemälden als Dichter zeigt, aber gefühlt habe ich es jederzeit. Der widersprechende Unsinn, die Tollheiten und Unnatürlichkeiten sind grade das, was er ausdrücken wollte und was er nicht weglassen durfte, wenn er Gemälde von diesem ungeheuern Charakter liefern wollte. Einfachheit und Schönheit wären hier sehr am unrechten Orte gewesen.

Der Leser erlaube mir, hiervon eine Anwendung auf mein Buch zu machen, und verzeihe es mir nachher. Kein einziger Leser kann es so sehr fühlen, als der Verfasser, daß es gänzlich an guter Simplicität Mangel leide, daß es gar kein Ziel und keinen Zweck habe, und sich in jedem Augenblicke widerspreche, daß es nur der geringste Unsinn sey, wenn der Blaubart nicht lesen könne, und doch eine Stelle aus dem Horaz citire. Warum, geliebter Leser, soll es aber nicht auch einmal ein Buch ohne allen Zusammenhang geben dürfen, da wir so viele mit trefflichem, dauerhaftem Zusammenhang besitzen? Soll es denn dem wunderbaren Geschöpfe, Schriftsteller genannt, nicht irgend einmal vergönnt seyn, Sattel und Zaum von sich loszuschütteln? Lieber Leser, Du sprichst so viel von der Einheit, vom Zusammenhange in den Büchern, greife einmal in Deinen Busen, und frage Dich selber; am Ende lebst Du ganz so, oder noch schlimmer, als ich schreibe. Bei tausend Menschen, die zugleich christliche und geschmackvolle Leser sind, nehme ich in ihrem Lebenslaufe lauter abgerissene Fragmente wahr, keine Ruhepunkte, aber doch einen ewigen Stillstand, keine lebendige Fortschreitung der Handlung, obgleich viel Bewegung und hin und wieder Laufens, kein Interesse, obgleich ängstliche Verwickelung, keine Originalität, aber wohl gesuchte Seltsamkeit, keine Empfindung, sondern Schwulst oder Reminiscenzen aus Dichtern, von denen jetzt die armen Menschen so viel zu leiden haben, daß sie deswegen nicht nach ihrem eigenen Geschmacke empfinden können.

Nehmt Ihr es nun bei gedruckten Büchern so genau, warum nicht mit Eurem Leben, das ein so

vortreffliches, für die Ewigkeit bestimmtes Werk werden könnte? Ihr seht es den Versen an, ob sie für die Nachwelt taugen werden, und vergeßt darüber Eure eigene unsterbliche Seele, die ewige Harmonie in Euch selber, die für Folgezeiten bestimmt ist. Duldet also mein Buch und ich will Euer Leben dulden, wie ich es bisher geduldet habe und dulden mußte, wenn ich es gleich nicht wollte.

Doch, um wieder auf ernsthafte Dinge zu kommen, so hatte Peter jetzt einen Zweikampf mit dem eben erwähnten Hans vor; denn so uninteressant der Blaubart ist, so liegt er dem Leser doch immer noch mehr am Herzen, als der Leser sich, und darum wird er auch hoffentlich obige Stelle überschlagen. Hans war nämlich gesonnen, den Schlüssel wieder herauszugeben, wenn sich der Ritter dazu verstehn wollte, sich mit ihm zu schlagen; er hatte ihn daher auf einen Messerkampf nach Holländischer Weise gefordert.

Beide Duellanten kamen auf einer Wiese bei'm Mondschein zusammen, jeder mit einem langen Messer bewaffnet.

Ich kann diesen Kampf nicht weitläuftig beschreiben, weil die Beschreibung doch unmöglich in's Heroische fallen könnte. Genug, Peter siegte, indem er geschickter Weise dem Hans ein Ohr abschnitt und dadurch seinen Schlüssel wieder gewann. Sie schieden darauf als ziemliche Freunde, und Peter machte sich auf den Weg, um nach seinem Schlosse zurück zu gehn.

Er überlegte unterwegs, daß es doch besser sey, nicht nach dem gelobten Lande zu reisen, weil der Weg weit und beschwerlich sey, es auch auf dieser Straße sehr an guten Wirthshäusern fehle.

Indem er noch mit diesem Gedanken beschäftigt war, gesellte sich ein kleines Wesen zu ihm, und ging mit ihm eine Straße. Der Ritter verwunderte sich über die seltsame Gestalt, und wußte nicht, was er aus dem kleinen Burschen machen sollte; dieser redete ihn endlich an, und sagte mit einer feinschnarrenden Stimme: Herr Ritter, braucht Ihr keinen Diener?

Warum? wolltest Du mir dienen?

Gern.

Wie heißest Du, wer bist Du?

Eine Art von Satan, ein kleiner Auszug aus dem Teufel, die Leute nennen mich Kobold. Ich bin jetzt ohne Herrn, und da möcht' ich Euer Brod am liebsten essen. Womit sich der Teufel nicht selbst abgeben will, weil es ihm zu geringe ist, das habe ich zu besorgen, denn ich bin ein eben so großer Freund alles Mikrologischen, als er ein geschworner Feind davon ist. Ich hetze die Gelehrten an einander, ich erfinde die Lesarten und Conjecturen, um die sie nachher so laute Kriege führen, ich bin derjenige, der die Stellen in die alten Autoren hineinhext, in denen die größten Männer hängen bleiben, ich erfinde die Abhandlungen über Nichts, ich wäre mit einem Worte ein wahrer Teufelskerl, wenn ich nicht gewissermaßen der Teufel selber wäre.

Ich kann Dich also nicht brauchen, sagte Peter, ich habe auch schon eine Haushälterin, ihr würdet euch schlecht mit einander vertragen.

Außerdem kann ich auch noch andre Künste, fuhr der Kobold fort, denn die Gelehrsamkeit ist freilich nicht mein einziges Fach. Ich kann zum Exempel, was auf dem Boden steht, in den Keller tragen, die

Fässer aus dem Keller trage ich im Gegentheil gern auf den Boden, meine größte Freude aber ist eigentlich das Rumormachen, daß ein Spectakel um nichts entsteht, daß ich großen Lärmen mache, und man nicht weiß, was herauskommen soll, und am Ende auch wirklich gar nichts herauskommt, daß es weit in die Welt hineintöset, und doch gar nichts zu bedeuten hat.

Herr Kobold, sagte der Blaubart, das sind alles brodlose Künste, Ihr müßt Euch mehr auf das eigentliche Praktische legen, sonst findet Ihr schwerlich Dienste.

Aber zum Henker, kreischte der Kobold auf, ist denn das nicht genug? Was verlangt Ihr mehr, und was thut Ihr Menschen denn mehr? Ich habe ja eben dies dumme Wesen von Euch gelernt, um mich bei Euch beliebt zu machen. Ihr seyd undankbares Volk, und so altklug, daß Euch gar nichts recht ist, wenn Ihr es nicht selber thut.

Seyd nur nicht böse, sagte Peter, kann ich Euch jetzt nicht brauchen, so findet sich wohl ein andermal Gelegenheit, es ist noch nicht aller Tage Abend.

Der Kobold verließ ihn hierauf, und es währte nicht lange, so rasselte es hinter Petern her, wie ein schwerbeladener Rüstwagen, so daß der Ritter auf die Seite trat, um das Fuhrwerk vorüberzulassen; aber nun war von dorther der Wagen wieder hinter ihm, Peter wandte sich wieder anders um, wo er auch stand, war ihm der rasselnde Wagen mit den schnaubenden Pferden im Rücken. Peter verlor die Geduld und kletterte auf einen Baum, um das Ungethüm nun endlich vorüber zu lassen; aber als er oben saß, war es, als wenn sich Holzhauer unten fertig machten, den

Baum zu fällen, er hörte die Axt klingen, er hörte bei jedem Hiebe den nachgebenden Baum krachen. Er fing daher schnell an, hinunterzuklettern, aber je eiliger er abwärts kletterte, je höher kam er, so daß er zuletzt oben in dem höchsten Wipfel saß. Nun fing der Baum an sich zu neigen und hin und her zu schwanken, und Peter kam, ohne daß er begreifen konnte, wie es geschah, von einem Baum auf den andern, so daß es schien, als wenn ihn der Wald sich zuwürfe, und alle Bäume Ball mit ihm spielten. Der letzte Baum an der Waldecke ging endlich gar mit ihm fort, und setzte ihn dicht vor einem Sumpfe nieder. Die ganze Gegend war ihm fremd, er konnte durchaus nicht entdecken, wo er war, als viele tausend Lichter vor seinen Augen erschienen, als wenn eine große hellerleuchtete Stadt in der Ebene läge. Er ging dem Schimmer nach und gerieth wieder in einen Sumpf. Unter langem Hin- und Herirren ward es endlich Morgen, die Hähne krähten, die Gespenster verkrochen sich, und er sah, daß er vor seinem Schlosse stand.

Nun, sagte der ermüdete Peter, diesmal mit einem Gelehrten umgegangen und nie wieder; dies Studium ist nicht meine Sache.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Sophie.

Das hätte mir noch gefehlt, sagte Peter nach einigen Tagen, daß ich mir eine neue Zauberei auf den

Hals geladen hätte; ich habe an der alten genug zu tragen, und wenn ich doch etwas leiden muß, so ist es immer noch am besten, ich nehme mir wieder irgend eine Frau, und das will ich auch thun. Vorher aber will ich nur sehn, ob der Rathgeber noch lebt.

Er ging hinauf, berührte den Kopf und fragte: Soll ich heirathen?

Antwort. Nein.

Nein und immer nein, rief Peter aus, zu Allem, was ich vorhabe; das ist mir unausstehlich, und ich verliere fast die Geduld.

Kopf. Du willst nie etwas Kluges.

Peter. Was ist klug?

Kopf. Das, wovon Du keinen Begriff hast.

Peter. Halt inne mit Deinen Grobheiten! Gebe ich Dir darum Lohn und Brod?

Sie trennten sich wieder, und Peter that, was er wollte, und der Kopf dachte, was er wollte.

Nicht weit von Peters Schlosse lebte ein Mädchen, das Sophie hieß. Sie war von einer Tante erzogen, das heißt, sie war in deren Hause groß geworden; denn sonst hatte sie nicht die mindeste Bildung. Sie war eines von denen Geschöpfen, an denen man selbst mit dem schärfsten Auge keinen Charakter wahrnehmen kann; sie wollte nichts, sie wußte nichts, Alles war ihr gleich. So wie es die Umstände gaben, war sie gut oder schlecht, großmüthig oder nicht, sie that Alles, was man verlangte, und unterließ, was ihrem Willen überlassen blieb. Diese hielt Peter für geschickt genug, seine Frau zu werden, er hoffte, daß sie am wenigsten den Schwächen der übrigen Weiber unterworfen seyn würde.

Die Hochzeit wurde bald vollzogen, und Peter übergab ihr auch bald nachher den Schlüssel. Sie dachte nicht daran, in das verbotene Zimmer zu gehn, und verträumte den ganzen Tag; Mechthilde aber war sehr unzufrieden damit, daß diese aus Dummheit die Tugendhafteste seyn sollte; sie fragte sie daher, warum sie nicht in das Gemach ginge, da es doch schwerlich so viel auf sich haben könne, und sogleich ging sie hinein, ohne die mindeste Neugier zu haben.

Sie starb, wie die Uebrigen.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Catharine.

Von dem Charakter Sophiens ist nicht viel anzumerken; es läßt sich nichts weiter von ihr sagen, als daß sie gelebt hat. Peter vergaß sie auch sehr bald, wie er denn überhaupt nicht das beste Gedächtniß hatte.

Er ritt und jagte, und vertrieb sich mit Zänkereien mit seinen Nachbarn die Zeit. Unter diesen Umständen lernte er Catharinen von Hohenfeld kennen, die in einem Kloster auferzogen wurde. Sie war kränklich und nervenschwach, und Peter wollte es auch einmal mit einer solchen Frau versuchen.

Catharine hatte von Jugend auf viel von einer trüben, melancholischen Phantasie gelitten, von jeher hatte sie sich gern mit betrübten und seltsamen Gegenständen beschäftigt, viel geweint, Legenden von Heiligen gelesen, und überhaupt ihr ganzes Gedächtniß mit den wunderlichsten Gegenständen angefüllt.

Sie hatte schon im Kloster von Peter und seinen vielen Weibern gehört, und sie war sehr neugierig, diesen sonderbaren Mann, der in der ganzen Gegend unter dem Namen des Blaubart bekannt war, näher kennen zu lernen.

Es fügte sich dies, indem sie einen Oheim besuchte, und Beide gefielen sich gleich so sehr, daß sie sich ohne weitere Umstände die Ehe versprachen. Peter hatte ein lustiges Wesen angenommen, womit er am geschicktesten seinen heimlichen Grimm zu verdecken glaubte.

Catharine war sehr begierig, sein Schloß und die ganze Einrichtung näher kennen zu lernen; sie versprach sich vielen abenteuerlichen Genuß, und darum folgte sie ihm freudig dorthin.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Mechthilde erzählt eine Geschichte.

Catharine stand gewöhnlich in der dunkeln Nacht auf, und sah aus dem Fenster der Burg, um sich an den wunderbaren Gestalten der Wolken zu ergötzen, die dazwischen glänzenden Sterne zu sehn und zu hören, wie der feuchte Nachtwind über die einsame Haide ging.

So stand sie auch nachdenkend in der einen Nacht, und sahe von ferne her sich ein Lichtlein bewegen, das gleichsam gebückt auf der Erde schlich. Sie heftete ihre Aufmerksamkeit darauf, und sie glaubte auch dar-

unter Figuren in der Ferne zu bemerken, die hin und wieder schwankten.

Es war Mitternacht vorüber und die heiligste Stille lag über der Natur ausgebreitet, da hörte sie ganz deutlich fernab ein klägliches Gewinsel, wie einen traurigen Todtengesang. Sie wußte nicht, was das Alles zu bedeuten habe, und ein stilles Grauen bemeisterte sich ihrer.

Nun kam der Zug näher, er stand jetzt unten an der Burg. Es war ein schwarzes Gefolge, voran ging eine betrübte, jämmerliche Gestalt, wie die des Todes, und trug ein kleines Laternlein in der Hand, und das Licht brannte bläulich. Dann folgte ein Sarg und ein Chor von schwarzen eingehüllten Figuren, die so kläglich sangen, daß schon ihr bloßer Ton den Menschen hätte wahnsinnig machen können, so höchst trübselig war es anzuhören.

Jetzt wurde der Leichnam in die Erde gesenkt, und der dröhnende Todtengesang schwieg auf einen Augenblick still, da faßte sich Catharine ein Herz, und redete die fremden Leidtragenden an und fragte: Wen begrabt ihr da? Der Tod nahm seine Laterne vom Boden auf, und hielt sie in die Höhe, so daß sie ganz deutlich sein nacktes Gebiß und seine leeren Augenhöhlen sehn konnte, und antwortete: Wir begraben hier Catharinen, die Frau des Blaubart; Ihr müßt es aber noch Niemand sagen.

Catharine fing an zu zittern, sie erwiederte mit bebender Stimme: Diese Frau lebt ja noch. — Nein, sagte der Tod und winselte, sie ist gestorben, wir begraben sie hier. Catharine war verrückt geworden,

und schrie zum Fenster hinaus: Ihr irrt Euch, lieben Leute, denn ich bin es ja selber.

Nun, seht ihr, sagte der Tod, daß wir eine ganz falsche Leiche hatten, ich dacht' es gleich; kommt, wir wollen uns nun die rechte holen. — Und nach diesen Worten sprangen sie Alle sehr ämsig nach der Burg zu, und die kleinen Gestalten wurden plötzlich ungeheuer groß, und der Tod konnte mit dem Kopfe zum Fenster hineinreichen. Catharine lief wahnsinnig zurück, und verbarg sich in ihr Bette; kein Schlaf kam in ihre Augen, sie lag in einer Fieberhitze.

Am Morgen reiste Peter fort, und gab seiner Gattin den Schlüssel, um sie zu erforschen. Du willst gehn? rief sie aus; o bleibe hier, ich kann jetzt nicht ohne Dich seyn, ich sterbe, noch eh' Du zurückkömmst. Ich kann es Dir nicht beschreiben, welche Schrecken mich umgeben, aber ich weiß es gewiß, Du siehst mich nicht wieder.

Wie ist Dir, Catharine? fragte Peter.

Wunderlich, entsetzlich, antwortete sie. Wo ich hinblicke, seh' ich Gräber, wider meinen Willen drängen sich gräuliche Empfindungen zu mir hinan. Schatten gehn um mich herum, die ich nicht kenne, sie winken mir, sie gebieten mir, und ich darf nicht auf ihre Befehle hören. O bleibe hier, damit ich nicht mitten unter den Gräßlichkeiten umkomme.

Peter schien selber beklemmt zu werden, er wandte sein Haupt scheu von der Seite und sagte: Nein, ich kann nicht hier bleiben, Catharine, aber sehr bald komme ich zurück.

Er ging und ließ Catharinen trostlos zurück; sie hatte ihn mit der Furcht angesteckt, und es währte

eine geraume Zeit, bis er die trüben Vorstellungen a
seinem Gemüthe verbannen konnte. Catharine ir
durch alle Gemächer des Schlosses, sie glaubte imm
sie müsse dem Tode zu enteilen suchen, der ihr na
strebe und sie als seine Beute mit sich führen woll
Sie hörte ihn an den Thüren rasseln, wie er die Kl
ken bewegte, um zu ihr zu kommen. Sie traf a
die alte Mechthilde, und bat diese um ihre Gesellscha
Mechthilde war nicht im Stande, ihre Angst zu v
mindern, es wurde Abend und Nacht, und Cathari
zitterte immer noch.

Ein Gewinsel schlich um die Burg, und in
Luft erklang es, wie ein fernes Glockenläuten; Cath
rine fuhr zusammen und hörte dann nachdenkend d
auf hin. O Mechthilde! rief sie aus, was ist das?

Nichts, antwortete Mechthilde ganz kaltblütig.

Nein, es ist wohl nichts, sagte Catharine dan
komm, setze Dich zu mir nieder, und verkürze n
durch Erzählungen die trübseligen Stunden, damit
die Zeit hintergehe. Nimm ein wunderbares Mährch
und Gedicht der Phantasie, womit wir die schwerm
thige Wirklichkeit übertäuben.

Ich weiß nichts, sagte Mechthilde.

Du mußt erzählen, fuhr Catharine auf, Du mu

Weil Ihr denn also wollt; aber Ihr müßt m
nem schlechten Vortrag verzeihen.

Mechthilde fing an:

Es wohnte ein Förster einmal in einem dick
dicken Walde; der Wald war so dick, daß der So
nenschein nur immer in kleinen Stückchen hinunterf
len konnte; wenn das Jagdhorn geblasen ward,
klang dies fürchterlich. In der dichtesten Gegend

Forstes lag nun gerade das Haus des Jägers. — Die Kinder wuchsen in der Wildniß auf und sahen gar keine Leute, als ihren Vater, denn die Mutter war schon seit lange gestorben.

Um eine gewisse Jahrszeit traf sich's immer, daß der Vater sich den ganzen Tag im Hause eingeschlossen hielt, und dann hörten die Kinder ein seltsames Rumoren um das Haus herum, ein Winseln und Jauchzen, in Summa: ein Gelärm, wie vom leibhaftigen Satanas. Man brachte dann die Zeit in der Hütte mit Singen und Beten zu, und der Vater warnte die Kinder, ja nicht hinauszugehn.

Es traf sich aber, daß er auf eine Woche, in die der Tag gerade fiel, verreisen mußte. Er gab die strengsten Befehle; aber das Mädchen, theils aus Neugier, theils weil sie den Tag aus Unachtsamkeit vergessen hatte, geht aus der Hütte heraus. — Nicht weit vom Hause lag ein grauer, stillstehender See, um den uralte verwitterte Weiden standen. Das Mädchen setzt sich an den See, und indem sie hineinsieht, ist es ihr, als wenn ihr fremde, bärtige Gesichter entgegensehn; da fangen die Bäume an zu rauschen, da ist es, als wenn es in der Ferne geht, da kocht das Wasser und wird immer schwärzer und schwärzer; — mit einemmale ist es, als wenn so Frösche darin umher hüpfen, und drei blutige, ganz blutige Hände tauchen sich hervor, und weisen mit dem rothen Zeigefinger nach dem Mädchen hin. —

Sie erschrickt und weiß sich nicht zu lassen, sie will fortlaufen, aber sie wird am Boden festgehalten, und indem sieht sie sich um, und ein kleiner Zwerg,

mit einem ungeheuern Kopf, steht freundlich hinter ih
und sagt:

Liebst Du mich?
Liebst Du mich?
Komm mit mir.
Geh mit mir.

Und dabei machte er die wunderlichsten Gebehrden, s
daß man nicht sagen konnte, ob es fürchterlich, ode
ob es lächerlich war. Indem sich das Mädchen noc
bedachte, schwimmt eine alte Frau oben auf dem Se
die ihr zuruft, sie solle nicht mit dem Ungeheuer gehn
denn es würde sie erwürgen, damit es sich aus ihre
schönen Knochen Spielsachen für sich und seine Kin
der machen könnte.

Die Kleine sehnte sich nach ihrem Vater, abe
er war nicht da; sie sah nach der Hütte, es war s
finster geworden, daß sie sie mit den Augen nicht wie
derfinden konnte. Da war sie allein und ganz ohn
Hülfe, und wußte nicht, was sie thun sollte.

Traue Keinem! traue Keinem! sang es kläglich vor
Baume oben herab, sie sind Beide Wütheriche, sie sin
Mann und Frau, und sie haben ihre eigenen dre
Kinder gefressen, nur die Hände sind übrig geblieben

Es war ein weißer Vogel, der so rief, er sa
fast aus, wie ein Storch, nur daß er ein ordentliche
menschliches Antlitz trug, mit einem langen Barte
Hilf mir! schrie das Mädchen und weinte. Klettre z
mir herauf, sagte der Vogel. Die Alte drohte ih
der Zwerg wollte sie zurückhalten, aber sie faßte ei
Herz, und stieg auf den Baum zum wunderbare
Vogel hinauf. Willkommen! sagte derselbe. Sie setzt
sich auf einen Zweig und der graue See unten ve

schwand, und die verwitterten Weiden tanzten rund umher, und auf dem Boden des Sees lag die Alte und konnte sich vor den drei blutigen Händen nicht retten, die ihr unaufhörlich nachliefen und sie gewaltig ängstigten.

Plötzlich ward der Vogel zum Zwerg, der unten gestanden hatte, und die alte Seemutter fing darüber heftig an zu lachen. Nun konnte sich das Kind nicht mehr halten, verrückt sprang und fiel es den hohen Baum hinunter, und fing an zu laufen; die Alte schickte die blutigen Hände nach, um es fest zu halten. Das Mädchen schrie und weinte, und rannte nach der Hütte zu, wo es seinen Vater drinnen beten hörte und sagen: Wäre nur meine arme Tochter hier! — Gottlob, daß ich hier bin! schrie sie auf und stürzte in die Hütte; aber der Vater war nicht darin, sondern an den Wänden saßen ganz fremde eisgraue Männer umher, und ein Todtengerippe, mit bunten Bändern geschmückt, sprang in der Stube lustig hin und her, woran sich die Alten sehr ergötzten. Das Mädchen rannte wieder hinaus, und Wald und Alles war verschwunden, und der Vogel stand riesengroß da und riß sich Federn aus, aus denen Eulen wurden. Das Kind sah durch's Fenster in die Stube hinein, und wie erschrak sie, als sie sich drinnen mit dem Todtengerippe tanzen sah, sie aber stand draußen als eine steinalte Frau. — —

Genug, genug, schrie Catharine auf, der Kopf schwindelt mir schon, ich weiß mich nicht mehr zu lassen. Welchen ungeheuern Unsinn häufst Du zusammen, um mich in eiskaltes Entsetzen unterzutauchen? Sprich von Wirklichkeiten, damit ich nur wieder zu mir kommen kann.

Soll ich Euch von mir selber erzählen? sagt
Mechthilde.

Ja, ja, rief Catharine, nur nicht jene Schreck
lichkeiten.

Ach meine eigne Geschichte, fuhr Mechthilde for
ist schrecklich genug. Wenn Ihr es mir auch jetz
nicht anseht, so gab es doch eine Zeit, in der ich liebte
in der ich wieder geliebt ward.

Sprich nicht so, sagte Catharine; o welche m
lancholischen Rückerinnerungen! Was ist denn d
Mensch? Was ist denn die Liebe?

Hört nur weiter, sagte Mechthilde. Mein Lie
haber ward mir ungetreu, er wollte mich nicht wied
kennen, ich war durch ihn Mutter gewesen. O mein
Verzweiflung überstieg damals alle Grenzen! Wen
ich noch jetzt daran denke, o so tritt mir alles Bl
kalt vom Herzen zurück. Ich sah ihn, und schütte
heimlich ein starkes Gift in sein Getränk. Es währ
nicht lange, so spürte er die Wirkungen meiner Rach
Wie er sich wand, wie er endlich bewußtlos z
meinen Füßen niedersank, wie alle seine lieben verfü
rerischen Züge entstellt waren! Ach, nun kam plötzli
die Reue in mein zerrissenes Herz, und es war z
spät! Ich wußte mich selber nicht mehr zu lassen,
knirschte mit den Zähnen und krampfte sich auf de
Boden umher, und so starb er.

Mechthilde fuhr wie rasend auf. — Ach! wo i
er? rief sie laut. Soll ich ihn noch wiedersehn? We
den nun so plötzlich alle meine Träume erfüllt, w
ich es niemals denken konnte?

Sie stürzte auf Catharinen zu und schloß sie i
ihre Arme; dann wurde sie still und nachdenklich, un

ging so aus dem Zimmer, als wenn sie sich auf etwas besånne.

Catharine war wieder allein. Sie konnte unmöglich einschlafen; nach allen diesen Erschöpfungen der Phantasie dachte sie an den Schlüssel und an das verbotene Zimmer. Eine unbeschreibliche Lüsternheit ergriff sie, sich mit etwas neuem Wunderbaren zu såttigen; sie konnte sich nicht långer zurückhalten, sie ging und schloß auf.

Bei einem matten Kerzenschimmer lag eine weibliche Leiche auf einem Paradebette, schwarze verhüllte Gestalten saßen als Wåchter umher und scheuchten die Fliegen zurück; die Figuren aus den Wandtapeten standen auf und winkten ihr, daß sie still seyn und nicht die heilige Ceremonie stören sollte. Sie schlich leise nåher und erkannte sich selber, denn sie lag im Sarge, und einer von den Eingeschleierten stand auf und schlug sein Gewand zurück, es war der schreckliche Tod, den sie schon vorher gesehn hatte. — Sieh, sagte er feierlich und nahm sie bei der Hand, nun haben wir Dich ja doch eingeholt, da ist kein Entrinnen nütze.

Sie sank nieder und blieb todt im Gemache liegen.

Dreißigstes Kapitel.

Bernard begiebt sich zur unterirdischen Fee.

Bernard hatte jetzt einen festen Entschluß gefaßt; er ließ sich eines Morgens bei der Fee Almida melden, als diese eben Kaffee trank. Verzeihung, sagte er und trat hinein, daß ich hereintrete; ich wollte mir

die Erlaubniß ausbitten, ein Paar Worte mit Ihnen zu sprechen.

Die Fee setzte ihm einen Stuhl hin, und schenkte ihm eine Tasse ein.

Sie wissen, sagte der Alte, daß Herr Peter Berner bisher mein Held war, an dem ich lenkte, erzog und schob. Das ganze Werk ist aber leider ganz anders ausgefallen, als ich es mir nur je konnte träumen lassen; er ist ungelehrig und hat mir meinen ganzen schönen Plan verdorben, so daß ich nun nicht weiß, was die gelehrte Welt dazu sagen wird. Das Beste ist noch, und das tröstet mich einigermaßen, daß es gar nicht meine Schuld ist. Sie haben sich der Adelheid und des Herrn Löwenheim angenommen, und ihre Geschichte schreitet immer so still und ruhig fort, daß man sie gleich in den häuslichen Gemälden könnte abdrucken lassen. Ich komme nun eben deswegen her, um Ihnen eine Proposition zu machen. Wie wär' es, wenn wir uns nun Beide zusammen thäten, um diese Lebensgeschichte fortzusetzen? Mir gelingen vielleicht die erhabenen, starken Stellen mehr, Ihnen aber die sanften, zärtlichen, und so könnte das Werk vielleicht ausnehmend und klassisch werden. Wir wären auch nicht das erste Beispiel einer solchen Alliance, denn so haben zum Exempel Beaumont und Fletcher manche Stücke mit einander geschrieben, so daß man noch jetzt nicht herausfinden kann, was einem Jeden gehört; mehrere Maler haben sich oft, wie Rubens mit andern, zusammengethan, um in Gesellschaft etwas zu Stande zu bringen; der eine malte die Liebeshistorie, der andere das Federvieh. — Nun, was sagen Sie dazu? schloß er, indem er die Tasse umstülpte

und dadurch hieroglyphisch zu verstehen gab, daß er nicht mehr zu trinken begehre.

Ich habe Ihnen, lieber Freund, antwortete die liebreiche Fee, schon oft meine Gesinnungen darüber zu erkennen gegeben, aber Sie scheinen mich immer mit Vorsatz nicht zu verstehen. Ich kann mich auf dergleichen literarische Spekulationen durchaus nicht einlassen, und ich rathe Ihnen ebenfalls, daß Sie sich endlich zur Ruhe setzen, da Sie schon so alt sind, und sich nicht mehr Zeit und Laune von solchen Hauptcharakteren verderben lassen, die sich doch nie so fügen werden, wie Sie es wollen.

Hohl's der Henker, gnädige Frau, sagte Bernard, Sie haben Recht, vollkommen Recht; ich habe nach meinen vielen schriftstellerischen Arbeiten wohl die Ruhe verdient, ich kann ja nun auf meinen Lorbeeren einschlafen. Ich habe so ein superbes unterirdisches Landgut, dorthin will ich mich jetzt begeben, um mit meiner Gränznachbarin, der alten Fee, in einer holden Eintracht zu leben.

Er beurlaubte sich hierauf, und ging nach der Wohnung der alten Fee. Einen guten unterirdischen Tag! sagte er. Nun Gottlob, die Geschichte ist endlich zu Ende.

Schon? sagte die Alte.

Ja, höchstens kann es noch ein Paar Kapitel geben, aber dann hat meinen bisherigen Helden wahrscheinlich der Teufel geholt, und mir ist deshalb ganz leicht um's Herz. Jetzt will ich nun in Ruhe leben und Sie öfters besuchen. — Sie halten doch nicht etwa die Literaturzeitung?

Nein.

Nun gut, ich denke, wir bleiben gute Freunde.

Er empfahl sich, um seine Güter in Ordnung zu bringen, auf die sein Sohn, ein ruchloser Zaubergeist, viele Schulden gemacht hatte.

Ein und dreißigstes Kapitel.

Exekution des Kopfes.

Es war nun die Zeit gekommen, daß Peters Sinn gänzlich geblendet ward, und daß er mit raschen, verdoppelten Schritten seinem Untergange zueilte. Er hatte Agnes, die Schwester des Ritters Anton von Friedheim, gesehn, und beschlossen, sie zu heirathen. Und ich glaube in der That, daß, wenn es nicht Verfasser und Leser überdrüßig würden und dem Blaubart endlich ein Ziel setzten, so wäre es dem Blaubart recht, wenn man einen großen Folioband von ihm schriebe, in welchem beständig wiederholt würde, daß er sich von Neuem verheirathet hätte.

Er ging zum Rathgeber, und fragte ihn wieder, ob er heirathen sollte: Nein, antwortete der Kopf; indeß war dem Ritter das schon etwas Altes, er kehrte sich daran nicht, sondern nannte dem Kopf den Namen Agnes, worauf der Bleierne winselte und sagte: Heirathe nicht in diese Familie, denn es ist Dein Untergang. Ein toller Bruder von ihr, Simon —

O, nun bin ich es endlich überdrüßig, rief Peter in der höchsten Wuth aus; darfst Du Dich unterstehn, von allen Menschen schlecht zu sprechen? Der Mann ist wohl klüger als Du, keine Spur von Tollheit ist an ihm, an der Du einen so großen Ueber-

fluß hast. — Und wo hast Du Dich denn nun bis jetzt, mein Freund, vernünftig bewiesen? Was hast Du mir denn für vortrefflichen Rath gegeben? Lauter Narrenwesen ist es mit Dir, und ich will Dich jetzt auch endlich abdanken. Ist es wohl der Mühe werth, daß ich Dich so weit aus dem Mittelpunkt der Erde heraufgeholt habe? Fort mit Dir!

Er faßte den bleiernen Kopf, der sich vergeblich mit Händen und Füßen sträubte, und warf ihn gewaltig oben von der Burg herunter. Er fiel auf einen spitzigen Stein und sprang in mehrere Stücke; eine kleine Schlange schoß aus dem Kopfe hervor, lief eine kleine Strecke, und arbeitete sich dann mit großer Emsigkeit in den Boden hinein.

Es war, als wenn sie von der Hinrichtung des Kopfes der Unterwelt die schreckliche Nachricht überbracht hätte; denn kurz darauf sah man, daß die ganze Erde lebendig ward; sie that sich auf, und Wiesel und Mäuse, Insekten und andres Gewürme versammelten sich um den todten Kopf, und winselten und wehklagten laut. Dann wurde eine Bahre mit einem köstlichen Sarge aus der Erde gebracht, vier Hunde trugen die Leiche und trockneten sich die Thränen mit weißen Tüchern bei jedem Schritte; vorn ging der Pudel, der am Felsen der Fee Wache hielt, als Marschall mit einer Trauerfahne und einer Citrone in der Hand, dann kam unter einem kläglichen Gesange das Heer der unterirdischen Thiere, dann folgten in einer Trauerkutsche, die um und um mit Spinnweben behängt war, Bernard und die alte Fee, die Pferde waren mit Decken von Spinnweben behangen, dann folgten Prediger und Küster.

Die Leidtragenden stiegen aus, als man an Ort und Stelle gekommen war; man hielt dem Kopfe die Parentation, und das Heer der kleinen Thiere schloß einen Kreis um den Pudel, die Maulwürfe, Wiesel und Hamster zurückwiesen, die sich etwa zur heiligen Ceremonie drängen wollten. Es war kläglich, den Schmerz der Tiefbetrübten anzusehn, die Wehklagen der Fee, die Theilnahme des alten Bernard, den Jammer des Pudels.

Jetzt war er eingesenkt, und ein dumpfer Schmerz folgte auf den lauten. Ein prächtiges Grabmal ward dem verblichenen Verdienstvollen gesetzt, mit dieser Inschrift:

> Steh, Wandersmann! Hierunter liegt die große Seele, die sich ganz dem Studium der Weisheit ergab, und nur den Kopf, als den edelsten Theil ihres Körpers, ausbildete.

Das Trauergefolge versank wieder in die Erde, und lange Zeit geschahen von Rathsbedürftigen Wallfahrten nach diesem Grabmale; nachher ward ein Rathhaus hingebaut, und über den Gebeinen des Verstorbenen steht der Rathskeller. Noch weht dort ein leiser, begeisterter Hauch und erinnert die Sterblichen an den großen Mann, den sie verloren haben.

Zwei und dreißigstes Kapitel.

Agnes. — Beschluß dieser Geschichte.

Der Blaubart war an die Erscheinungen der Zauberwelt so gewöhnt, daß ihn dieses rührende Leichenbegängniß gar nicht einmal in ein merkliches Er-

staunen versetzte. Er glaubte, dem Rathgeber sey nun genug geschehen, so daß er sich bei dieser großen Ehre wohl über seinen Tod zufrieden geben könnte.

Er heirathete nun die Agnes von Friedheim wirklich, und ich freue mich, daß ich die Geschichte nun bis zu dem Zeitpunkte geführt habe, wo Herr Lebrecht den Faden aufnimmt, und sie dramatisch beschließt.

Ich habe also auch nicht nöthig, hier noch etwas hinzuzusetzen, weil ich voraussetze, daß jeder meiner Leser den Blaubart gelesen hat, und es mir also sehr bequem fällt, dieses letzte Kapitel zu schreiben, in welchem ich nichts darzustellen brauche. Peter kam endlich von der Hand Simons um, und die gottlose Mechthilde stürzte sich aus dem Fenster und starb.

Wir lassen den Vorhang vor diesen betrübten Scenen fallen, und wollen den Leser bitten, nur noch in ein einziges, kleines Kapitel hineinzutreten; dann mag er gehn, wohin es ihm beliebt.

Drei und dreißigstes, oder letztes Kapitel.

Abschied vom Leser und dem Herrn Peter Lebrecht.

Selbst ein Buch, das keinen Zusammenhang hat, muß wenigstens einen Beschluß haben; und so geht es nun auch wahrhaftig mit diesem Werke. Es ist mir rührend, Abschied davon zu nehmen, und mir die Leser zu denken, die mit Thränen in den Augen das Buch zumachen und bedauern, daß es schon geschlossen wird. Ich empfehle mich hiermit dem günstigen Leser, und will mich nur noch mit ein Paar Worten an den Herrn Lebrecht wenden.

Ich habe unmöglich, wie Sie einsehn werden, Herr Lebrecht, den Totaleindruck der Geschichte beibehalten können, den sie bei Ihnen macht, ich mußte mehr darauf ausgehn, die etwanigen dunkeln Parthie in ein deutliches Licht zu setzen.

Ich habe Sie hier mit dem Leser zusammengestellt, um Ihnen allen Beiden ein Kompliment zu machen; Sie werden es einsehn, und mir dafür danken. Sie wundern sich vielleicht selbst darüber, Herr Lebrecht, wenn Sie Manches in der Geschichte nun deutlicher einsehn, was Sie vielleicht vorher nicht so genau gewußt haben; es macht eine seltsame Empfindung, wenn man in manchen andern Büchern die Personen als Nebenrollen wiederfindet, von denen man ein Buch so eben gelesen hat, in denen sie die Helden vorstellen, oder wenn man umgekehrt eine episodische Person als Hauptcharakter antrifft. So erwähnen Sie, werthgeschätzter Herr, gar keines Bernards und keiner Fee, die Mechthilde ist dunkel gelassen, warum die Hauptperson einen blauen Bart hat, weiß man nicht, eben so wenig, warum sie die Weiber so haßt; ich schmeichle mir, daß ich alle diese Umstände in das beste Licht gesetzt habe, und nenne mich außerdem noch

meines hochzuverehrenden Herrn Lesers
und des Herrn Lebrechts

Ergebensten,
der Verfasser.

Leben des berühmten Kaisers
Abraham Tonelli;

eine

Autobiographie

in drei Abschnitten.

1798.



Erster Abschnitt.

1.

Habe hier in meiner Einsamkeit und mitten unter meinen Regierungsgeschäften vernommen (weil mich auch stets für Literatur interessire), daß man sich sehr um wunderbare Begebenheiten in Deutschland, meinem lieben Vaterlande, bekümmert. Aber noch ist kein König oder Kaiser aufgestanden und hat seine Memoirs oder Confessions niedergeschrieben, so daß mir dieses vorbehalten scheint, in diesem Fache der Erste zu seyn. Ich schreibe also mein eignes, wahrhaftiges Leben für den Druck und für die Nachwelt nieder, weil dergleichen Denkwürdigkeiten oft eine nützliche Nacheiferung veranlassen, und so der Weg der Tugend und der wahren Größe immer mehr ausgetreten und gangbarer wird. Daneben ist meine Geschichte so anziehend, so sehr mit Wunderwerken und Gespenstern angefüllt, daß sie zugleich eine überaus angenehme und anmuthige Unterhaltung vorstellen kann. Ich kann mir's vorstellen, daß man neugierig seyn wird, und darum will ich lieber sogleich zum Anfang schreiten.

2.

Ich bin nur von geringem Herkommen und nicht sonderlicher Erziehung. Meine Eltern wohnten in der

Nähe von Wien; es waren arme Handwerker, die mich zu einem Schneider in der Stadt in die Lehre thaten. Mein Taufname war Abraham Anton, und ich wurde von meinem Meister und den Gesellen gewöhnlicherweise nur Tonerl genannt.

Die Stadt Wien ist eine große Stadt und liegt an der Donau; das hab' ich dazumal mit meinen eignen Augen gesehn, und kann es daher auch um so dreister behaupten. Man nannte sie auch zu meiner Zeit die Residenz; auch soll sie die Hauptstadt von ganz Oesterreich seyn. Will manchmal, wo's paßt, Statistik und dergleichen einfließen lassen. Ist um Politik und alle Kenntniß gut Ding.

Ich fühlte bald, daß ich zu größern Dingen bestimmt seyn müßte; denn ich merkte keinen sonderlichen Trieb zur Arbeit in mir. Ich wünschte mir immer zaubern zu können, oder ein König zu werden, und vertiefte mich dann mit meinen inwendigsten Gedanken oft in delikate Gerichte, so, daß man mich ordentlicherweise mit der Elle wieder in die Richte messen mußte, wollt' ich nicht gar darüber einschlafen.

Hört' ich nun vollends von wunderseltsamen Hexenkünsten, von Geistern und unterirdischen Schätzen, so konnte oft davor den ganzen Tag kein Auge zuthun; schlief dann aber in der Nacht desto besser. Manchmal wünschte mir nur unsichtbar seyn zu können, oder zu fliegen, oder ein Tischtuch, das alle Speisen, Braten, Kuchen und Wein brächte; — war aber Alles vergebens.

3.

Indessen ich nun obgedachtermaßen meine Phantasie in dergleichen Idealen abarbeitete, machte ich auch in der Schneiderkunst nicht wenige Progressen. Gedachte nämlich in meinem kindischen Gemüthe, den güldenen Boden anzutreffen, den jedes Handwerk in sich führen soll, wollte auch schon Land rufen und Anker auswerfen, als mir einmal prächtige goldene Tressen in die Hände fielen, wenn mich nicht glücklicherweise der Meister darüber erwischt und mich auf den Pfad der Tugend, sogar bei den Haaren, zurückgerissen hätte.

4.

Je älter ich ward, je mehr Lust verspürte ich zu einem wunderbaren Lebenswandel in mir. War unzufrieden, daß es den einen Tag wie den andern herging, und nur sehr selten Trinkgelder einliefen. Ich suchte zwar aus meinem Stande so viel zu machen, als mir nur möglich war, denn ich sprach Jedermann an, sobald ich auch nur eine Bestellung hatte; aber es gerieth mir nicht immer, denn oft ward ich ausgescholten; woran mich aber bald gewöhnte.

Was mich noch verdroß, war, daß alle Menschen über mein Handwerk spotteten, denn wenn ich einmal zu Biere ging, wobei mir immer mit Schinken und andern Leckerbissen aufwarten ließ, ward ich von allen anwesenden Gästen herumgenommen und dermaßen tribulirt, daß ich oft aus den Eßwaaren den Wohlge-

schmack gar nicht herausschmecken konnte, sondern nur in der Eil Alles hinunterschluckte. Was mich sehr verdroß.

Ich klagte dem Meister meine Noth, der mich ermahnte, keinen Anstoß daran zu nehmen, weil das einmal eine hergebrachte Gewohnheit sey; die Leute ließen sich von der Religion und ihren herkömmlichen Sitten nicht gern etwas schmälern. Die Juden würden ja noch mehr verfolgt, oft sey es nur Neid, der aus den Leuten spreche; ich solle nur tapfer darauf antworten.

5.

Ich hatte die Lehrjahre überstanden, und glaubte nun ein ganzer Kerl zu seyn; aber nun ging mein Leiden unter den übrigen Handwerksburschen erst an. Da war Keiner, der nicht den neuen Gesellen vexirt hätte, um seinen Verstand an mir zu beweisen; ja es geschah wohl zuweilen, daß sie sogar Händel suchten. Ich trachtete gewöhnlich, mich durch eine glückliche Flucht zu retten. Mein Meister führte mir meine Zaghaftigkeit zu Gemüthe, und sagte etwas unfreundlich: Lumpenhund! (NB. Muß lachen, wenn ich daran gedenke, daß ich jetzt ein Kaiser bin.) also: Lumpenhund! hast Du denn keinen Witz, keine Einfälle? Ist Dir der Verstand denn ganz verregnet, daß Du Alles so auf Dir sitzen lässest?

Nun ging wieder in's Wirthshaus und nahm mir fest vor, gewiß etwas Tüchtiges und Gesalzenes aus meinem Munde hören zu lassen. Kaum war ich

hineingetreten, so nahm richtig die Schrauberei wieder ihren Anfang; sonderlich thaten sich zwei Leinwebergesellen hervor. Nun überlegte ich meinen Spruch eine kleine Weile (denn man soll nie auf's Gerathewohl sprechen, wenn der Himmel uns auch noch so große Weisheit verliehen hat), und nach einiger Ueberlegung fuhr ich so heraus: Ihr erzdummen Esel! Ihr untersteht Euch, über einen Schneider zu spotten, da Ihr selber doch nur Leinweber seyd?

6.

Alle Gäste lachten über meinen Einfall so laut, daß man es gemächlich über die Gasse hören konnte; ich war in meinem Herzen mit dem Gefühl zufrieden, daß ich es ihnen reichlich vergolten hätte und verblieb über meinen Sieg so ziemlich bescheiden, ob es mir gleich etwas sauer ward; denn es war in meinem Leben das erste Mal, daß ich meinem Witze so den Zügel schießen ließ, hatte auch nicht erwartet, daß mein bischen Mutterwitz einen so gütigen, aufmunternden Beifall finden würde; aber es waren noch mehr Leinweber zugegen, die plötzlich zu den Prügeln griffen, da sie keinen Verstand bei der Hand hatten. Das zog mir zu Gemüthe und entwich eiligst, worauf ich dann zum Meister kam, und sagte: Mein Witz bekömmt mir noch schlechter, so daß ich sogar, ohne mein Bier auszutrinken, habe davon laufen müssen. Das ist hier ein übler, ungesunder Ort, ich will mich auf die Wanderschaft begeben, vielleicht, daß es mir in andern Gegenden besser geht.

Der Meister war mit meinem Entschluß zufrieden; ich nahm von den Eltern Abschied und begab mich unverdrossen auf die Wanderschaft.

7.

Nun war ich auf der Wanderschaft, von der ich oft so Vieles hatte erzählen hören. Es ereignete sich, daß ich immer einen Fuß vor den andern setzen mußte, worauf jener wieder nicht der hinterste seyn wollte, indem der andere voranlief und aus diesem Wettstreit war das Wandern zusammengesetzt. Im Anfange däuchte mir diese Uebung ganz lustig und ich glaubte sogar, ich würde hinter dem nächsten Hügel schon in ein ganz fremdes, wundervolles Land gerathen. Ich hatte dazumal noch gar keine Erfahrung, und stellte mir daher vor, wie leicht es mir fallen müsse, binnen Kurzem ein großer und wohl vornehmer Mann zu werden. Ja, mein geliebter Leser, es kostet manche Künste, ehe man es nur dahin bringt, Graf oder Herzog zu werden, wie du im Verlaufe meiner Begebenheiten gewahr werden sollst.

Bald ging mir der Proviant aus, das Reisegeld nahm ab und mußte nun die Künste treiben, in denen die meisten Handwerksbursche wohl bewandert sind. Das ging noch an. Aber nach einigen Tagereisen gerieth ich in eine fürchterliche Wüste, die so einsam war, daß ich auch nicht einen einzigen Menschen darin antraf.

8.

Hatte mir unter einer Wüste immer ganz etwas Anderes vorgestellt, als was mir jetzt vor der Nase lag; denn das war eben nichts Besseres, als ein Wald. Ich konnte den großen Weg nicht wieder finden, dabei auch keinen Menschen, kein Haus, kein Dorf. Ich dachte anfangs, daß das auch mit zum Reisen gehöre; da aber endlich der Hunger allzusehr überhand nahm, wurde ich meines Irrthums gewahr. Ich hatte mich nämlich verirrt, und lief bald links, bald rechts, wo=bei mir die Knie vor Furcht zitterten; auch rief ich um Hülfe, aber Alles vergebens. Wobei mich bis Dato noch darüber verwundere, daß sich alle Menschen ihre Häuser und Städte von dieser Wüste so weit ab gebaut haben; vielleicht, daß sie eben so vielen Abscheu dagegen haben, als ich selber, und dem Hunger eben so gern aus dem Wege gehn.

Das wär' Alles noch zu ertragen gewesen; aber nun brach gar die finstre Nacht herein. Darüber kam ich in großes Schrecken, und dazumal habe ich es ein=gesehn, daß die Nacht wirklich keines Menschen Freund ist. Denn es dauerte nicht gar lange, so machten sich Wölfe, Bären und dergleichen Creaturen in meiner Nähe etwas zu thun; im Grunde nur Vorwand, weil sie mich fressen wollten. Selber nichts zu beißen und zu brechen und noch dergleichen Zumuthungen. Sehr fatal!

Mußte in den Umständen auf einen Baum stei=gen, was ich sonst noch nie gethan hatte: aber die Löwen turnirten und lärmten um mich herum, daß ich mich dazu zu resolviren genöthigt sah. Sie kehr=

ten sich aber daran nicht, sondern gingen insgesammt mit Brummen und Zähneblöcken um meinen Baum herum. Wünschte mir wieder, nur auf die gewöhnliche Art im Wirthshause vexirt zu werden, und hätte viel darum gegeben.

9.

Die Nacht über hatte ich in der That eine schlechte Schlafstelle gehabt. Das Morgenroth brachte mir viele Freude, denn nun gingen die ungebetenen Gäste wieder von meinem Baume weg. Ich stieg vom Baum herunter und sah mich genöthigt, einige rohe Wurzeln zu frühstücken, die mir nicht sonderlich schmeckten. Ich lief umher und traf auch kein besser Mittagsbrod. Hätte mich geschämt, wenn mich ein einziger Mensch hätte die rohen Wurzeln essen sehn; aber bei so bewandten Umständen war von meiner Seite eben nichts anders zu thun. Ich verfluchte oft meine Auswanderung und meinen Stolz, daß ich in der Welt was Besonderes hatte werden wollen: aber das war nun Alles zu spät.

10.

So bracht' ich noch zwei Tage zu, indem ich immer in meiner Wüstenei herumreiste. Ich glaube, daß ich an manche Stellen drei bis vier Mal hingekommen bin, weil, wie gesagt, kein Weg anzutreffen war, sich auch alles Buschwerk so gleich sah, daß ich es nicht einmal wissen konnte. In der dritten Nacht war heller

Mondenschein und ich retirirte mich wieder auf eine sehr hohe Tanne. Als ich noch mein Unglück bejammerte, kamen zwei Kerls aus dem Dickicht, mit zwei geladenen Gewehren, die sie nach mir hinzielten. Ei, wie hätte ich die Löwen lieber gemocht, als diese verruchten Mörder! War auch nicht verzagt, sondern fing gar erbärmlich an zu schreien, und sie möchten Mitleid haben u. s. w.; ich wäre ganz ohne mein Zuthun und unverhofft in diese Wüstenei gerathen; ich sey ein wandernder Schneidergesell u. s. w.; sie möchten ein Einsehen haben, und um Gotteswillen das liebe Schießen lassen; ich sey nicht der Mühe werth u. s. w.

Weil sie die Absicht hatten, Mörder zu seyn, kehrten sie sich an meine beweglichen Reden nicht, sondern zielten mir mit den Röhren immer noch unter die Nase. Der eine meinte, wenn ich Schätze bei mir hätte, sollte ich sie nur gutwillig herausgeben, denn sie wären Straßenräuber, die sich am liebsten in solchen Wüsten aufhielten, widrigenfalls wollten sie mich wie einen Vogel von meiner Tanne herunter schießen, und mir nachher das Meinige mit Gewalt wegnehmen.

Erwiederte, daß mich schäme, nicht mehr als zwei baare Groschen in meinem Vermögen zu haben, wenn ihnen damit gedient wäre, sollten diese ihnen gern gegönnt seyn. Ich wüßte aber nicht weit von Polen einen vergrabenen Schatz, den ich ihnen anzeigen wollte, wenn sie mir das Leben gönnen möchten. Ich sey eigentlich aus dieser Ursach von Wien abmarschirt, um diesen Schatz zu heben, den mir eine weise Frau angezeigt habe. Diesen wollt' ich ihnen lieber gönnen,

wenn sie mir zur Vergeltung nur das Leben lassen wollten.

11.

War Alles nicht wahr, mein hochgeehrter Leser, sondern 'ne verflucht fein ausgesonnene Lüge von mir; es war eine Kopfarbeit, die sich sehn lassen durfte, die ich da oben auf meiner Tanne nächtlicherweise vornahm. Beinahe wäre ich vor purem Zittern herabgefallen, mitten unter die Mörder hinein, wenn mich nicht die Vorsehung glücklicherweise zu etwas Besserm aufgehoben hätte.

Die Mörder glaubten meinen Worten, sie sagten, ich möchte heruntersteigen und ihnen den Weg weisen. War contentirt und willigte ein, falls sie mich nur aus der Wüstenei hinausführen wollten. Das versprachen sie ihrerseits auch, und somit stieg ich wirklich hinab.

Habe in meinem Leben nicht wieder Leute angetroffen, die nach einem Schatze so überaus begierig gewesen wären, als diese Mörder. Sie konnten mit Fragen kein Ende finden, und ich wußte ihnen immer wieder etwas Neues aufzuheften. Als wir eine Weile mit einander gegangen waren, war ich mit den Mördern ordentlicherweise bekannt und vertraut: sie konnten sich recht freundschaftlich anstellen, und ich hätt' es nimmermehr hinter ihnen gesucht, wenn sie nicht vorher so tückischer Weise mit den Flinten nach mir gezielt hätten. Der einzige Umstand war unsrer Freundschaft im Wege.

Sie erkundigten sich bei mir, wie und auf welche Art der Schatz gehoben werden müsse. Ich erzählte ihnen darauf recht umständlich, wie es damit noch gar manche Bedenklichkeiten habe; denn es sey nichts Kleines, einen unterirdischen Schatz zu heben, und die Gespenster, die ihn bewachten, hätten oft wunderbare Grillen. Die Kerls glaubten das Alles. Ich sagte weiter, kein Eisen dürfe dem Schatze nahe kommen, sonst versinke er viele tausend Klafter tief in die Erde hinein. Dies war nun mein Hauptkniff, auf den Alles ankam, und die dummen gutherzigen Mordbrenner schmissen nun auch ihre Gewehre, Säbel und grausam langen Messer von sich. Mir kam ein Grausen bei diesem Spektakel an, und doch war ich froh, daß ich sie nur so weit hatte.

Unter diesen künstlichen Lügen waren wir nun wirklich aus der Wüstenei heraus gekommen. Das Herz wurde mir leichter. Nicht weit davon lag ein Dorf vor uns, und nun dachte ich: jetzt ist es Zeit, daß du von den bösen Buben loskommest! sagte ihnen also, sie sollten sich ein Herz fassen, denn nicht weit von dem Dorfe wäre der Schatz vergraben.

Sie gingen noch hitziger nach dem Dorfe zu, als ich; aber als wir ganz nahe waren, fing ich aus vollem Halse an, um Hülfe zu rufen; ich schrie Feuer und Mord und Gewalt, Alles durch einander. Darüber kamen die Leute zusammen, weil sie gern sehn wollten, was da so schrie; die Mörder waren aber auch nicht dumm, sie merkten, daß sie mit einem klugen Vogel zu thun gehabt hatten, daß Alles nur Finten wären, sie liefen weg und waren nur froh, daß sie mit heiler Haut davon kamen.

Bin übrigens wohl der erste Mensch, den Mörder aus einer Wüstenei haben zurecht weisen müssen.

12.

Da ich nun meine Lebensgefahr überstanden hatte, ließ ich es mir im Wirthshause tapfer schmecken. Das Essen bekam mir nach der langen Reise sehr gut; auch gönnten mir's die Leute.

Es war mir zuwider, daß ich mich gezwungen sah, meine Reise fortzusetzen. Ich hatte auf Wüsten, Löwen, Mörder und Hunger nimmermehr gerechnet, konnte auch nicht wissen, ob mir mein Verstand in der Noth immer so beistehn würde; denn, wie man zu sagen pflegt, so ist nicht alle Tage Sonntag. Ging also unter Herzklopfen weiter.

Es war auch wirklich ein miserables Wesen; denn der Hunger mußte bei mir noch oft seine Rolle spielen. Endlich kam ich in Polen an.

Damit war mir auch nicht viel gedient; denn kein Meister wollte mir Arbeit geben. Endlich hörte ich von einem polnischen Edelmanne, von dem mir die Leute sagten, daß er sich einen geschickten Schneider zum Bedienten wünsche. Ich lief sogleich zu ihm und er fragte mich, ob ich im Stande sey, die Kleider nach der neuesten Mode zu machen. Ich schwur darauf und es war auch der Fall. Zur Probe mußte ich mir meine eigne Liverei machen: war mir herzlich lieb, denn mein Rock war ganz abgerissen.

13.

Der Baron hatte an meinen Kleidern nichts auszusetzen, und ich merkte bald, daß ich ihm mit meiner Kunst sein ganzes Herz gestohlen hatte; denn ich konnte von ihm verlangen, was ich nur wollte. Er war ein guter, unansehnlicher Herr, der viel auf seine Kleider hielt.

Er schickte mich oft aus, um in der Nachbarschaft etwas zu bestellen, weil ich zu dergleichen Aufträgen ein sonderbares Geschick in mir verspüren ließ. So kam ich einmal wieder, und will meinem Herrn die Antwort bringen, wie ich aber seine Thür aufmache, ist er nicht in der Stube, sondern ein großer Affe sitzt in des Herrn Lehnstuhl.

Erst wollt' ich lachen, besann mich aber eines Bessern und fing an, mich zu fürchten. Lief spornstreichs die Treppe hinunter und schrie nach meinem gnädigen Herrn. Die Bedienten fragten, ob ich unsinnig wäre, der Herr sey in seiner Stube. Ich ging zurück, und der Baron war auch wirklich da. Ich war ganz verblüfft, wollte es ihm doch nicht auf den Kopf zusagen, daß ein Affe in seinem Stuhle gesessen hätte, weil ich keine Zeugen aufführen konnte. War mir doch bedenklich.

14.

Ein andermal hatte ich für meinen Baron etwas eingekauft, und so wie ich mit meinem Paket in die Stube trete, spazirt ein großer, gewaltiger Löwe darin

umher. Ich besann mich nicht lange, sondern lief mit großem Schreien wieder zurück und sagte, daß oben ein großer Löwe in der Studirstube sey. Die Bedienten lachten und der eine sagte: Wer weiß, was Ihr Narr da oben gesehn habt.

Nun ist es mir nicht gegeben, lange Spaß zu verstehn, sagte daher mit dem größten Unwillen: Sakkerment! (vielleicht fuhr ich auch mit Sapperlot! heraus, wollte aber nicht bei'm Teufel fluchen, weil mir hier Alles so bedenklich schien,) werde doch wohl noch einen Löwen kennen, da müßte es ja schlimm mit mir stehn! haben sie mich doch schon einmal fressen wollen, so genau kenn' ich die Bestien; werde sie ja nicht mit einem Menschen verwechseln! Die Bedienten gaben mir nach, da ich so ungemein böse wurde; der Koch erbot sich endlich aus Mitleid, mich hinauf zu begleiten, weil sie dachten, ich könnte am Ende wohl gar toll darüber werden. Der Koch mußte vorangehn, damit, wenn eins von uns gefressen würde, ihn das Schicksal dazu auserseyn hätte. Aber es kam besser, als ich dachte. Oben war Niemand weiter, als der Baron, der in seinem Zimmer auf und ab ging; kein Löwe zu sehn oder zu hören.

Auf der einen Seite war mir's lieb, auf der andern aber auch gar nicht. Ich merkte nun wohl, daß mein Herr diese Verwandlungen anstelle; aber damit war mir wenig gedient. Wenn ich ihm einmal ein Ding nicht recht machte, so könnte er wohl gar darauf verfallen, sich in den leibhaftigen Teufel zu verstellen, um mir so mit der besten Manier den Hals umzudrehen, weil es nachher Niemand auf ihn bringen könnte.

15.

Seit der Zeit ging ich sehr sauber und behende mit meinem Herrn um, weil ich nun wußte, daß so viele Bestien in ihm verborgen lagen, die sich bei der ersten Gelegenheit entwickeln könnten. Der Baron war aber nur desto freundlicher. Ich that meine Dienste sehr pünktlich, weil es mir sonst übel gerathen wäre.

An einem Tage ließ mich der Edelmann zu sich kommen und sagte: Mein lieber Schneider, Du hast Dich in meinem Hause immer gut verhalten, ich liebe Dich darum, wie ich nur meinen leiblichen Bruder lieben könnte.

Bedankte mich gar höflich und machte darüber ein tüchtiges Compliment, so, daß dem Baron über meine Freundlichkeit das Herz im Leibe lachte. Als ich das sah, versuchte ich's noch besser, so daß ich nach der Länge in die Stube fiel. Drauf nahm er mich in die Arme und sagte mit thränenden Augen: Mein vielgeliebter Schneider! es ist wahr, daß ein unvernünftiges Thier aus mir werden kann, zu welchem ich nur Lust und Belieben trage. Alles dies macht diese kleine Wurzel, wenn ich nur daran rieche und den Namen eines Thiers ausspreche, so wird alsbald dasselbige aus mir. Wenn Du mir nun treu und redlich dienst und Gefallen an dergleichen Kunststücken hast, so sollst Du ein Stück von dieser Wurzel dermaleinst, als eine Verehrung, von mir erhalten.

Ich hatte nur zu große Lust dazu, und diente auch von dem Tage an noch eifriger, als zuvor.

16.

Der Baron schenkte mir bald darauf wirklich die Wurzel, und ich konnte kaum die Zeit erwarten, mein erstes Probestück damit abzulegen. Ich ging also in den Wald und roch an meiner Wurzel, und verwandelte mich augenblicklich in einen kleinen, niedlichen Steinesel. Es war die erste Kunst, die ich trieb, und ich konnte mich nicht genug über meine Geschicklichkeit verwundern.

Ich kostete in der Einsamkeit das Gras und die Disteln, die da herum wuchsen, und fand sie alle von vortrefflichem Wohlgeschmack. Mit dieser Wurzel in der Tasche bot ich nun allen künftigen Wüsteneien und jedem Hunger Trotz. Sie war so gut, wie eine Pension, oder eine Stelle als Akademicien.

Darüber kam's denn auch, daß ich wohl eine Stunde über gar keine Lust verspürte, wieder zum ordentlichen Menschen zu werden. Kann man mehr als sich satt essen? sagte ich in Gedanken zu mir selber; warum, Tonerl, willst du die Nase immer so hoch tragen? Kannst du nicht auch einmal mit deinem Stande zufrieden leben? — und fraß von Neuem in die herrlichen Disteln hinein.

17.

Ich konnte mich, wie gesagt, aus meinem neuen Glücke nicht wieder herausfinden. Endlich zwang ich mich doch ein Bischen und roch an meiner Wurzel, und ward wieder zum Menschen. Als ich ein Mensch

geworden war, stachen mir die Disteln im Leibe, die ich erst mit so vielem Appetite gegessen hatte. Das kam daher, weil ich es sonst vorher noch nie versucht hatte; denn jedes Ding erfordert seine Uebung.

Da das Kneifen gar nicht aufhören wollte, sagte ich: Tonerl! bist du nicht ein rechter Narr? Wo hast du deinen Witz und Verstand gelassen? Wirst zum Schein und Spaß ein Esel, und frissest zum Angedenken so überaus wahrhaftige Disteln in dich hinein! Muß denn eben Alles gefressen seyn? Kannst du die Schönheiten der Welt mit keinem unintereſſirten Auge betrachten? — Und es ist auch wohl ein großes Glück, nach dem du deine Lebenszeit über getrachtet hast, ein Esel zu werden! Sind das die Zauberkünste alle?

Ich schämte mich vor mir selber; um mich zu zerstreuen und Erholungs wegen verwandelte mich Augenblicks in eine Katze, und lief so nach Hause, nahm mich aber sehr in Acht, unterwegs nicht die etwanigen Mäuse wegzufangen. Der Appetit dazu versagte mir wirklich nicht.

18.

Seitdem übte ich mich Tag für Tag, allerhand Thiere nach dem Leben und der Wahrheit zu repräsentiren, brachte es auch darin zu einer erstaunenden Vollkommenheit; muß aber gestehen, daß mir die vierfüßigen am besten gelangen, und bin ungewiß, ob solches an der Wurzel oder an mir selber mag gelegen haben. Wenn ich mich eiligst verwandeln wollte, verfiel ich gewöhnlich auf eine Maus, oder dergleichen kleines

Hausthier, mußte aber immer die Gedanken ein Bis- chen zusammen haben, wenn ich zum Adler oder Lö- wen, in Summa, Raubthier werden wollte.

An einem Tage hatte er mich ausgeschickt, und des verfluchten Saufens wegen, verspätete mich an demselben Tage. In aller Unschuld geh' ich nach Hause, und verwandle mich vor den Augen meines Herrn in einen kleinen Hund, um ihm ein unschuldi- ges Vergnügen zu machen. Der Baron war über mein Wegbleiben böse und machte sich zu einem unge- schlachteten Elephanten, worauf er so wild durch das Haus rumorte und tobte, auch mich gegen die Wände schmiß und mit dem Rüssel schlug, daß ich nicht an- ders gedachte, als der jüngste Tag sey vielleicht unter- wegs. Faßte einen kurzen Entschluß, und lief gar aus dem Hause.

19.

Lief und lief in eins fort, und kam endlich gar an die See, wo ich stille stand, in Willens, auf ein Schiff zu warten und in irgend ein andres Königreich oder Land überzusetzen, um da mein Heil besser zu versuchen.

Ich hatte mich schon wieder zu einem Menschen gemacht, um mit den Schiffern eine vernünftige Ab- rede zu nehmen; war aber vom Hunde her noch ziem- lich müde auf den Beinen. Als ich noch wartete, ka- men ein Kuppel Bediente von meinem vorigen Herrn angesprengt, die mich aufjagen oder lieber gleich mas- sakriren sollten. Ich merkte den Vorsatz und war bald

eine Fliege; denn es kostete mich nur ein Wort und ein Riechen. So war ich in der Luft über den Narren und hörte, daß sie mich umbringen wollten, im Fall sie mich erwischen könnten.

Sogleich war ich wieder zum Schneider, da setzten sie hinter mir her; aber ich war eben so geschwind eine Fliege und nahm mich nur vor Schwalben und Sperlingen in Acht, daß ich nicht mitten unter meinen Kunststücken weggeschnappt würde.

Die Bedienten wußten gar nicht, was sie denken sollten, denn bald war ich wieder da, bald aber auch nicht; es war mir lächerlich, wenn sie mich sahen und hinter mir her jagten; dann war ich wieder weg; konnte aber als Fliege nicht lachen und mußte mir es also zwischen den Zähnen verbeißen.

So mußten die Bedienten unverrichteter Sachen wieder zurückreiten; denn sie hatten mich nicht gefangen, ja nicht einmal massakrirt: worüber im Herzen sehr kontentirt war.

20.

Da ich nun sicher war, wurde ich wieder zum ordentlichen Schneider, weil ich so, wie gesagt, den Sperlingen weniger ausgesetzt war, und ging wieder an das Seeufer. Da sah ich über's Meer einen ungeheuern Vogel mit großen Krallen herüberschweben, mit dem mir eine artige Anekdote begegnete.

Ich fing mich nämlich vor seinen Klauen an zu fürchten, ob ich gleich wieder ein großer Schneider war; verkroch mich daher und vermaskerirte mich gleich-

sam in eine kleine, unansehnliche Maus, um nicht in Ungnaden vermerkt zu werden. Da half kein Privatstand, keine Unbedeutendheit. Das fliegende Ungeheuer faßt mich (Maus) zwischen seinen Krallen und immer damit weg über's wüste, wilde Meer, hoch in die Luft hinein.

Brauchte nun auf kein Schiff mehr zu warten, das ist wohl wahr; aber ich stand vor Schwindeln die Seekrankheit oben in den himmlischen Lüften aus. Ich war bange, mein Patron, unter dessen Flügeln ich wohnte, würde mich in's Wasser fallen lassen, oder unterwegs verspeisen. Aber er schien nur am Fliegen einen Narren gefressen zu haben; denn das Ding hatte gar kein Ende.

21.

Endlich kamen wir an ein hohes Schloß, das viele Zierrathen hatte, da setzte mich der hohe Unbekannte auf den alleroberstcn Gipfel nieder, und begab sich von Neuem auf's Fliegen, ohne auch nur ein Trinkgeld von mir zu erwarten.

Ich blieb noch ein Weilchen Maus und stieg behende das ganze Schloß hinunter, bis auf den Boden; denn ich überlegte als Maus, daß ich als Mensch gewiß den Hals brechen würde. Nun war ich unten in dem Schloßhofe, wo Leute standen; an ihrer Kleidung merkte ich, daß es Perser waren, denn bei meinem ehemaligen Schneidermeister hatten Kupferstiche von ihnen an den Wänden gehangen.

Sie wunderten sich, wo ich herkäme; der König kam gelaufen, denn sie erzählten, daß plötzlich ein

fremder Mensch in einer unbekannten Kleidung da stehe. Der König fragte mich, wer ich sey, ich scharrte und neigte, und konnte durchaus das Maul nicht halten, denn das Herz saß mir auf der Zunge; ich plauderte was durcheinander, bald zischend, bald miauend, und siehe da, es war das schönste Persisch. Ich hatte kein Wort davon verstanden, was ich erzählte; die übrigen Perser hatten Alles begriffen und freuten sich darüber. Eine wunderbare Gabe, die mir der Himmel da unversehens mitgetheilt hatte. Ich redete den ganzen Tag; weiß aber bis dato noch nicht, was es gewesen ist.

22.

Mein erstes Bestreben war nun dahin gerichtet, meine eigne persische Sprache zu verstehn, weil in der Besorgniß stand, ich möchte endlich gar die menschliche Vernunft darüber verlieren, wenn ich Tag für Tag so viele Worte ohne Sinn redete. Uebte mich in der Sprache bei dieser Gelegenheit, und ging in der Philosophie augenscheinlich rückwärts; verspürte auch einige Neugier, zu erfahren, was ich den ganzen Tag wohl schwatzen möchte; denn das Maul stand mir wirklich nicht eine Minute still. Lernte also aus Leibeskräften, und nahm jeden Tag ein Paar Stunden in der persischen Landessprache.

Bald brachte ich es dahin, daß ich mit Verstand reden konnte, und wunderte mich bei der Gelegenheit oft über meine eigenen Einfälle; was mir nachher noch oft begegnet ist.

Der König hatte von mir schon längst erfahren (ohne daß ich es wußte), welcherlei Kunststücke ich in meiner Gewalt besäße; ich wurde daher überaus köstlich gehalten. Man pflegte mich, man gab mir die größten Delikatessen zu essen, die schönsten Weine zu trinken, Geld obenein und Hochachtung, in Summa, ich führte ein Leben, wie im Paradiese; denn ich hatte nichts weiter dabei zu thun, als daß ich mich manchmal ein Bischen verwandelte. Nun hatte ich es doch durchgesetzt, was ich mir von Kindesgebeinen an vorgenommen hatte.

O Ihr Sterblichen! ermüdet nur nicht zu früh in Euren Bestrebungen, und bleibt auf halbem Wege stehn, so muß es Euch jederzeit gelingen; denn die Tugend dringt doch immer hindurch.

23.

Der König in Persien liebte die Vögel besonders, und ich ließ es mir daher angelegen seyn, mich oft als einen solchen zu präsentiren. An einem Tage befahl er mir, einen großen persischen Vogel zu repräsentiren, den ich bis dahin noch niemals gesehen hatte; indessen that mir das fast gar nichts zur Sache; ich machte es, und sah ungemein schön aus. Der König fragte mich darauf, wie man dieses Thier in meinem Vaterlande titulire? ich sagte hierauf: daß es nichts anders als ein Nußknacker oder Nußbeißer wäre. Womit er denn auch zufrieden war.

24.

Dieser König liebte die Künste aus der Maaßen, er zog alle geschickten Leute an seinen Hof; aber einen so wunderbaren Menschen, wie ich war, hatte er noch nie gesehn. Wußte mich darum auch nach Würden zu schätzen und zu belohnen, maßen ich in meinem Hofdienste ansehnlich dick wurde, daß auch selbst die gemeinen Lakeyen einen Respekt vor mir hatten. Solche Constitution hatte mir immer gewünscht, und mich bei meinem ehemaligen Handwerk am meisten über die Dünnigkeit geärgert; nun aber war ich ordentlich ein Mann von Stande.

Der König ließ den benachbarten Kaiser zu sich invitiren, und schrieb ihm, daß er einen gar wunderbaren Menschen und Künstler an seinem Hofe habe, der ihm tausend Ergötzlichkeiten verschaffen würde. Ich hatte dafür gesorgt, daß ich mir eine große blecherne Büchse hatte machen lassen, womit ich immer herumging, wenn ich ein Kunststück gemacht hatte. Erwartete also den türkischen Kaiser mit vielem Wohlgefallen.

25.

Dieser türkische Kaiser kam nun wirklich an, und der König nahm sich vor, ihm ganz außerordentliche Ehren zu erzeigen. Verließ sich dabei vorzüglich auf meine raren Kunststücke.

Auf den allergnädigsten Befehl meines Königs, mußten Trompeter und Pauker dem Kaiser entgegen-

ziehn, und so wie er herankam, wurde die kompleteste Janitscharenmusik ausgemacht; dann wurden zugleich alle Kanonen abgefeuert, und als der König das hörte, rief er mir zu: Nun, Tonerl, halt' Dich in's Himmels Namen fertig! Ich merkte mir diese Worte sehr gut und brauchte eben nicht viele Anstalten zu treffen.

26.

Der Kaiser kam an und mein König hatte ihn unter'm Arm, um ihn gleich nach dem Speisesaal zu führen. So wie der Kaiser die Thür aufmachte, lag ich als ein ungeheurer Drache dahinter und spuckte ihm, jedoch manierlich, ein Bischen Feuer entgegen. Der Kaiser trat zurück und wurde ganz blaß vor Entsetzen, was meinem Könige sehr lieb war, daß er ihm so eine heimliche Freude hatte veranstalten können; er sagte hierauf: Geruhen Ew. kaiserliche Majestät nur dreist voranzugehn, dieser Drache thut Niemandem etwas, der ihm eine kleine Verehrung giebt. Der Kaiser suchte in der größten Angst seine Geldbörse hervor; ich stellte mich sogleich höflich auf meine zwei Hinterbeine und hielt ihm mit vieler zierlichen Reverenz meine Büchse entgegen; er warf wirklich die Börse hinein, worüber eine große Freude empfand; glaube, er hat es in der Angst gethan; denn ich hatte nur auf ein Paar Goldstücke gerechnet.

Die Majestäten setzten sich zu Tische und ich blieb als Drache immer noch vor der Thüre liegen. Es wurde prächtig gespeist; denn der persische König

hatte bei dieser feierlichen Gelegenheit kein Geld angesehen, wollte auch nicht am türkischen Hofe von sich sagen lassen, daß er geizig sey. Ich leckte mir als Drache oft das Maul, von wegen den delikaten Gerichten, die aufgetragen wurden, worüber die beiden Majestäten inständigst zu lachen geruhten. Ich dachte immer: Lacht nur über mich, müßt Ihr mir doch jedes Lachen bezahlen.

27.

Bei Tische sagte der Türke: Aber Ihro Majestät haben mir von einem wunderlichen, raren Menschen geschrieben, der sich an Ihrem Hofe aufhielte; wo ist derselbe? Der König wies darauf lachend nach mir hin, und sagte: Da liegt er vor der Thür, Ihnen aufzuwarten, als Drache. Worauf mich sogleich zum Menschen verwandelte, und dem Kaiser die Hand küßte. Es gelang mir auch trefflich; denn ich wurde sogleich an die delikate Tafel gezogen, und ließ es mir trefflich wohlschmecken. Der Türke konnte in seiner Verwunderung über mich kein Ende finden. Als der König ihm aber gar sagte, daß dieses Kunststück mit dem Drachen nicht mein einziges sey, sondern daß ich mich in jedes beliebige Thier verwandeln könne, schlug er gar die Hände über seinem Turban zusammen, wie denn die Türken gewöhnlich zu tragen pflegen. Verwandelte mich auch auf Befehl sogleich in einen Wolf, wieder in mich; dann in einen kostbaren Vogel, dessen Federn wie Gold und Edelgestein in der Sonne glänzten, setzte mich auf die Tafel und sang

ein liebliches Lied, zur ergötzlichen Verwunderung aller Anwesenden.

28.

Ich mußte in dieser Zeit trefflich mit meinen Kunsttalenten herhalten, und war des Abends wacker müde, weil ich im Thierreich so viel zu thun hatte. Die hohen Majestäten stellten sich zuweilen mit der Naturgeschichte vor mir hin, und lasen die Beschreibung eines jeden Thiers, wobei ich denn als Exemplar vor ihnen stehen mußte. Der Türke fand ein so großes Gefallen an meiner Wenigkeit, daß er mich meinem Könige für eine Menge türkischer Kleinodien abkaufen wollte; doch dieser sagte: Mein Herr Bruder, dieser rare Mensch ist meine einzige Ergötzlichkeit in meinen müßigen Stunden; auch gehört er mir gar nicht zu, sondern er ist völlig sein eigner Herr; er ist aus der Luft plötzlich herunter gekommen, so daß ich nur Gott danken muß, wenn es ihm noch länger wohlgefällig ist, an meinem geringen Hofe vorlieb zu nehmen.

Dermaßen war mir bis dahin noch niemals geschmeichelt worden; ich glaubte in meinem Sinn, der alleroberste und fürnehmste Künstler in der ganzen Welt zu seyn. Ich blies das Gesicht auf und erwiederte: es gefalle mir noch an diesem Hofe und gedenke also für's Erste noch dorten zu verbleiben; worüber mir mein König die Hand drückte, dem Türken aber die Thränen in die Augen kamen; so lieb hatte er mich gewonnen. Reiste auch bald nachher ab, nachdem er mir eine ansehnliche Verehrung zurückgelassen hatte.

29.

Ich war immer noch in meiner vollen Herrlichkeit, als sich am Hofe ein fremder Künstler anmelden ließ. Er gab vor, er komme aus Arabien und habe einen sehr kostbaren arabischen Stein bei sich, mit dem er alle möglichen wilden Thiere so bannen könne, daß sie sich nicht aus der Stelle zu rühren vermöchten.

Es war mir ungelegen, daß mir Einer am Hofe in die Queere kommen sollte, und ich lachte also nur darüber und gedachte, der andere Virtuose solle keine Gewalt über mich haben, da ich mich nur in die Thiere verstellte. Ward aber leider bald das Gegentheil inne. Denn der König war voller Freude, daß sich ein Künstler von ganz andrer Sorte an seinem Hofe hatte melden lassen, befahl uns Beiden sogleich, unsre Künste zu probiren. Um meiner Sache gewiß zu seyn, machte ich mich zu einem polnischen Ochsen, in der Meinung, den Künstler auf die Hörner zu nehmen und ihn in der Stube herumzutragen, daß seine Kunst zu Schanden würde. Der wischte aber mit seinem Steine hervor, und bannte mich von Stund' an so fest, daß ich mich nicht von der Stelle rühren konnte.

30.

Ich war sehr böse, daß der Stein so viele Gewalt über mich hatte. Der König rief endlich: Ihr Künstler, von einander! Sogleich nahm er den Bann-

stein zurück, und nun war ich erst meiner Glieder wieder mächtig.

Ich machte dem Könige recht schiefe Gesichter, und hätte den Fremden gern umbringen mögen; denn ich merkte, daß ihm der König schon mehr zugethan war, als mir selber. Der König sagte: Künstler! ich will Euch Beide an meinem Hofe behalten, mit einem gleichen Gehalte, aber keiner muß dem andern zuwider seyn, sondern Ihr müßt nur immer fleißig dahin trachten, wie Ihr mir die Zeit vertreiben wollt. Das ist Euer Hauptaugenmerk, und darum laßt nur allen Neid und Zwiespalt, denn das ist mir zuwider.

Wir versprachen es dem Könige und ergötzten ihn auch wirklich unverdrossen.

31.

Es war nun an dem, daß der König ein großes und kostbares Fest geben wollte, wozu alle Minister und auch die fremden Gesandten eingeladen wurden. Uns Beiden war vorher aufgegeben, die Fremden vollkommen zu erlustriren, wenn sie erschienen wären. Wir thaten es aus allen Kräften, und als die Tafel aufgehoben war, verfügten sich Alle in den herrlichen Schloßgarten. Auch hier verwandelte ich mich in unterschiedliche Thiere und wurde dann gebannt; auch wurde ich zu einem schönen Pudel, auf dem der Zauberer herumritt. Alle Menschen gestanden, daß sie noch nie dergleichen gesehn hätten.

Unter andern Denkwürdigkeiten machte ich mich zum Adler und nahm dem obersten Staatsminister die

Perücke vom Kopf, mit der ich in der Luft auf eine artliche Weise spielte, sie mir auch selber auf meinen Adlerskopf setzte, und so hin und her flog, worüber ein lautes allgemeines Lachen entstanden, so, daß sich der König, so wie die Uebrigen, gewiß rechtschaffen von ihren Regierungsgeschäften erholten.

32.

An dem Tage löste aus meiner Kunst sehr vieles Geld; denn ich sprach den Herren mit meiner Büchse gar fleißig zu. Der Zauberer wurde darüber neidisch und eifersüchtig, was ich aber nicht gleich gewahr wurde.

Verwandelte mich in aller Unschuld in ein wildes Schwein, um die Hoflustbarkeiten fortzusetzen; der neidische Künstler bannte mich, wie immer geschehen war, nahm aber zum Ueberfluß einen derben Knittel, womit er dermaßen auf mich zuschlug, daß ich fast alle Besinnung verlor.

Lag noch in Ohnmacht und hörte, wie der ganze Hof über mich lachte. Die Wahrheit geht mir nur über Alles, sonst würde dergleichen Abenteuer lieber verheimlichen. Der König insonderheit wollte sich vor Lachen beinahe ausschütten; kurz, es war Keiner, der an meinem Unglücke nicht eine innige Ergötzlichkeit genossen hätte.

Ich sahe, daß der Fremde dadurch noch beliebter ward, wurde augenblicklich dadurch und durch die empfangenen Prügel disgustirt, verwandelte mich in eine Fliege und flog nach dem türkischen Hof, wo der Kai-

ser meines Umgangs so gern hatte theilhaftig werden wollen.

33.

Des türkischen Kaisers Freude läßt sich durchaus nicht beschreiben, als er hörte, daß ich mich nun an seinem Hofe aufhalten wollte. Er fiel mir um den Hals, und kreuzigte und segnete sich vor lauter Entzücken. Mir war es lieb, daß er von meiner Person so viel hielt.

Er schenkte mir sogleich eine Equipage, damit ich beständig um ihn seyn könnte, ohne so viel zu Fuß zu laufen. Da es so weit gekommen war, mußte ich ihn in meinem Wagen auf seinen Spazierfahrten, Reisen und Jagden begleiten, damit ich ihn gleich erlustigen könnte, sobald es ihm nur in den Sinn käme. Ich war mit allen diesen Einrichtungen sehr zufrieden.

Nach einiger Zeit wurde beschlossen, eine große Jagd einzurichten, zu der ich ebenfalls eingeladen wurde. Unterwegs vexirte ich die Bedienten auf eine ziemlich sinnreiche Art, indem ich mich bald in einen Vogel, bald in ein wildes Thier verkleidete, und sie so erschreckte.

Auf der Jagd selbst hatte kein sonderliches Glück, welches daher kam, daß ich mit meinem Gewehre immer weit daneben schoß, worüber auch viele Sticheleien von den Bedienten aushalten mußte. Dies ging mir durch die Seele, weil von jeher auf meine Ehre gehalten habe. Der Kaiser verlangte, ich sollte mich als Mensch davon machen und lieber als ein Thier erscheinen, weil er mich so lieber leiden mochte. Ge-

horsamte auch augenblicklich, und lief als ein Bär im Walde unter den übrigen Thieren herum.

Meine Bereitwilligkeit hätte beinahe zu meinem größten Unglücke ausschlagen können; denn ein Bedienter, der mir nicht sonderlich gewogen war, zielte nach mir, und ich hörte die Kugel dicht vor meinen Ohren vorbei sausen. Das war ein Schreck!

War auch nicht faul, sondern ging gleich in meiner eigenen Person zum Kaiser und klagte ihm diese Niederträchtigkeit. Er war erschrecklich ungehalten; der Bediente gab vor, er hätte gar nicht nach mir geschossen, es sey unbekannterweise geschehn, und es sey nur einem veritabeln Bären zugedacht gewesen. Mußte mich mit dieser kahlen Ausflucht zufrieden stellen, weil es ihm nicht beweisen konnte.

Seitdem wurde etwas bange, mich zu verändern. Der Kaiser befahl aber, daß Niemand von seinen Bedienten schießen sollte, er wollte es allein verrichten; sollte sich auch Keiner unterstehn, nur geladen Gewehr zu führen. Worauf mir wieder etwas ein Herz fassete.

34.

Ich machte mich nun zu einem Wolf und spazierte so in den grünen Wald hinein. Es war in der That ein angenehmes Wetter, und von jeher bin für schöne Natur empfindlich gewesen. Dachte aber auch daran, nicht blos so müßig herum zu laufen, sondern Nutzen zu stiften; trieb also alle erschreckten Thiere im Walde meinem gnädigsten Kaiser

entgegen, daß er sie desto besser schießen konnte. Die Aufmerksamkeit wurde gut vermerkt und so der ganze Tag zugebracht.

Auf dem Rückwege neckte die Bedienten wieder in unterschiedlichen Gestalten, weshalb mir auch fast alle ziemlich auffäßig wurden. Doch macht sich ein Mann meines Gleichen niemals etwas daraus, was dergleichen gemeine Bedienten von ihm denken mögen.

35.

Es ist eine Einrichtung des Schicksals, daß die größte Herrlichkeit des Menschen niemalen allzu lange dauert; und das war auch leider mit mir der Fall. War so hübsch dick geworden und mußte bald wieder um so Vieles rückwärts kommen.

Der Kaiser gab allen seinen Bedienten, worunter ich mich diesmal auch mit zählen ließ, einen großen Schmaus. Da war an Wein und allen Eßwaaren ein großer Ueberfluß. Wir ließen es uns Alle herrlich schmecken, sonderlich ich, der ich mich in dieser Gesellschaft für den Vornehmsten hielt. Es kam bald dahin, daß so gut, wie besoffen war, worauf mich denn so gemein machte, unter diesen schlechten Bedienten mit meiner Wurzel allerhand Kunststücke anzustellen. Hätte es dazumal wohl schon überdrüßig seyn können.

Die Canaillen merkten sich die Wurzel und als ich nachher in einen tiefen Schlaf verfiel (hatte kaum noch so viel Besinnung, mich wieder zum Menschen zu machen), nahm mir einer von diesen Schurken die Wurzel heimlich weg und warf sie in's Wasser. Lie-

fen darauf nach Hause und ließen mich im Wirthshause schlafen.

36.

Ich erwachte erst am folgenden Mittag und erschrak, daß es schon so spät sey, und daß ich meinen Kaiser in so langer Zeit nicht gesehen hatte. Ich ging nun sogleich an den Hof.

Man saß schon bei der Tafel und der Kaiser hatte schon viele Künste von mir wollen machen lassen, deshalb war er ungehalten, als ich so spät erschien. Ich sollte gleich ein Pferd werden, und war auch willig und bereit dazu; aber ich mochte mich abarbeiten, wie ich wollte, es half nichts, ich blieb immer nur ein Mensch. Erst sah ich mich an, dachte, wäre noch besoffen; da ich aber an meinen Füßen deutlich die Schnallen sah, blieb mir kein Zweifel übrig. Quälte mich von Neuem, aber es wollte durchaus nichts aus mir werden.

Ich suchte in der Tasche, und nun merkte ich, daß mir die Wurzel fehlte. O wie fing ich an zu heulen und zu schreien! Der Kaiser glaubte erst, das sollte eine Kunst vorstellen, und sagte: es wäre gut, ich sollte mich nun aber auch sputen und ein Pferd werden. Worauf ihm denn mein Anliegen entdeckte, daß mir meine Wurzel gestohlen wäre, und fing von Neuem an zu heulen. Nun aber erschrak er und wurde ungehalten. Ich wußte nicht, wo mir der Kopf stand, da ich nicht zum Thier werden konnte.

Einer am Hofe, der mich immer mit Neid ange-

sehn hatte, sagte: meine ganze Kunst sey gewiß nur eitel Blendwerk gewesen und das mit der Wurzel ein leeres Vorgeben. Meine Zeit sey nun aus und ich könne darum nichts mehr machen.

Der Kaiser glaubte, was der Esel sagte, und wurde sehr ergrimmt über mich, daß ich mich bisher unterstanden hätte, ihm einen blauen Dunst vorzumachen, und daß nichts hinter mir sey. Er sagte mir also ohne Weiteres, ich möchte mich aus seinem Schlosse fortscheeren und ihm nie wieder unter die Augen kommen. Mit welchen Worten er fortging.

Die Bedienten warfen mich lachend zur Thür hinaus; der Thürhüter ergriff sogar die Peitsche, womit er mir meinen Abschied gab, und so gelangte ich Unglückseliger aus der Türkei, die ich mit keinem Auge wieder zu sehen wünschte.

Ende des ersten Abschnitts.

Zweiter Abschnitt.

I.

So war mein großes Glück zu Schanden geworden und Alles verloren. Ich konnte mich lange nicht darein finden, als ich so unverhoffterweise aus der Türkei war verbannt worden. Oft glaubte ich, wenn ich Seelenerfahrungskunde überlegte, alle diese Uebernatürlichkeiten wären nur ein natürlicher Traum gewesen, und gewiß ist die Natur an tausend Dingen reich, die ganz natürlich sind, und bei denen dem Beobachter doch der Verstand stille steht. So überlegte ich es nun mit der Wurzel hin und her, und ihre wunderbare Kraft und Tugend kam mir manchmal sogar possirlich vor. Ich verfiel oft auf den Idealismus und stellte mir vor, alle diese Wirklichkeit sey nur meine überaus närrische Einbildung; denn ich habe seitdem in Büchern gelesen, daß es wirklich Leute gegeben hat, die ganz allein für sich in der Welt existirt haben, und um die sich alles Uebrige in der Welt nur so gleichsam in ihrer Einbildungskraft bewegt hat. Verfiel dazumal in diese gefährliche Irrlehre, und meinte, ich könnte vielleicht zu dieser sonderbaren Sekte gehören. Wenn ich denn aber wieder die Bäume um mich her ansah und meinen hungrigen Magen fühlte, so sah ich wohl ein, daß ich Unrecht haben müsse.

2.

Wanderte nun wieder auf gut Glück umher, und hatte dazumal alle Lust zum Arbeiten verloren. Das kommt leicht, besonders wenn man sich, wie mir geschehn war, durch das Künstlerleben verwöhnt hat; so hatte ich mich auch in die Kunst vernarrt, und darum kam mir mein Handwerk als was Gemeines vor. Es kam so weit mit mir, daß mich geradezu auf's Betteln legen mußte, um nur meinen Lebensunterhalt zu finden. Hatte bei dieser Gelegenheit mancherlei Schwierigkeiten zu überstehn.

So war ich bis nach Sibirien gekommen, wo es recht kalt ist. Hier ward mir das Betteln zuwider, weil die Leute in den Gegenden sehr grob sind. Ich meldete mich also wieder bei den Schneidermeistern, in der Absicht, mein Handwerk fortzusetzen; aber keiner von allen wollte mir Arbeit geben. Daneben erfuhr ich (wie ich es auch wirklich sah), daß man in diesen Gegenden viele Pelze trug, die ich nicht zu nähen verstand. Es geschah der Kälte wegen. So kam ich in immer größre Noth. Dazu kam noch, daß man um die Zeit, von wegen eines Krieges, viele Soldaten aushob, so daß auch fürchtete, Rekrut werden zu müssen, wogegen von meiner Geburt an eine große Furcht getragen. Wußte also unter diesen Umständen nicht aus noch ein.

3.

So lief immer weiter in Sibirien hinein, und fiel endlich gar auf den Entschluß, desperat zu werden.

Doch besann mich noch ein Weilchen, und nahm mir vor, das zu meiner letzten Zuflucht aufzuheben. Wohl tausendmal zog ich Wurzeln aus und probirte daran, mich zu verwandeln; aber immer vergebens.

Ich kam eines Abends an ein Wirthshaus und war schon so müde, so daß ich unmöglich weiter gehn konnte. Ich meldete mich bei'm Wirthe, da ich aber vielleicht dermalen etwas Unansehnliches in meinem äußern Ansehn hatte, so wollte er mich nicht aufnehmen, weil er sagte, daß sein ganzes Haus schon mit Gästen besetzt sey. Ich hörte auch, wie sie lustig waren und mit den Kannen lärmten, welches mir einen doppelten Trieb verursachte, hier einzukehren. Der Wirth war anfangs gar nicht gut auf mich zu sprechen, so daß er so weit ging, mir die Thür vor der Nase zuzuwerfen, worüber mich erzürnte, und in meinen Bitten noch dringender fortfuhr.

Er ließ sich endlich erweichen, daß er mir eine Stelle auf der Ofenbank gönnen wollte, um dort in der Nacht auszuruhn. Ich ließ mir den Vorschlag gefallen und folgte ihm in die Stube, wo mich an Branntwein und Bier dermäßen erlabte, daß ich nun in den Wirth drang, mir doch ein Bett zu verschaffen, weil ich auf meiner Wanderschaft seit lange dergleichen Bequemlichkeiten habe entbehren müssen. Hieß mich einen groben Esel nach dem andern, der nimmermehr zufrieden sey, und hatte bei aller seiner Grobheit gewissermaßen Recht. Ich suchte einen andern Diskurs auf, und brachte auf's Tapet, daß ich schon der Favorit eines Königs und Kaisers gewesen sey, wodurch ich den Wirth in ein ziemliches Erstaunen

versetzte, so daß er meiner Rede mit großer Begierde zuhörte.

Er fing nunmehr an, andre Saiten aufzuziehn, und gestand, daß er noch ein Bett übrig habe, könne es aber keinem honetten Menschen anbieten, weil die Kammer, worin es stehe, von einem Gespenste, in Gestalt einer Katze beunruhigt wäre. Sagte darauf, ich wollte mit dem Gespenste schon fertig werden, wenn er mir nur das Bett wolle zukommen lassen; sey selbst oft eine Katze gewesen und wisse also ein Wörtchen darüber mitzusprechen; dürfe mich also nicht fürchten. Eine Katze sey ein nothwendiges, gutes Hausthier, und dergleichen wunderliche und witzige Einfälle mehr, weil ich dachte, der Wirth sage dergleichen nur, um mir bange zu machen. Da der Wirth meinen großen Muth sah, brachte er mich auf die verdächtige Kammer.

4.

War im Grunde so dreist, weil ich fest überzeugt war, es sey kein Ernst mit dem Gespenste; denn sonst hatte immer vor Gespenstern große Furcht; aber ich dachte, er wolle mir das Bett nicht in Ruhe gönnen.

Nun war ich allein und dachte an die Worte des Wirths, und da es in der Kammer wüst und unordentlich aussah, auch Nacht war, und Niemand weiter zugegen, so fing schon an, mich meine freche Redensart gereuen zu lassen. Ueberdachte dann wieder, daß doch Aufklärung in der Welt sey, die Gespenster abgeschafft und dergleichen. War überhaupt nur für das Mittelalter die Einrichtung mit dem Aber-

glauben, um die rohen, einfältigen Leute zu lenken, und unser Zeitalter ist nun darüber weg. Habe auch jetzt in meinem Kaiserthum eigene Leute angestellt, die täglich gegen den Aberglauben predigen müssen und Bücher dagegen drucken (ein mühsames Geschäft), um nur die lieben Unterthanen nicht gar in der angebornen Dummheit verwildern zu lassen.

Alles das wurde mir aber dazumal gar übel versalzen.

5.

Ich war noch immer allein auf meiner Stube und ließ sich kein Gespenst, vielweniger eine Katze, hören oder sehn. Darüber wurde mir immer mehr bange, und beschloß endlich, zu Bett zu gehn. Richtete diesen Vorsatz auch in's Werk, nachdem vorher gebetet und gesungen hatte. Ich schlief auch wirklich bald ein und schlief recht gut. Außer, daß ich nach einiger Zeit wieder aufwachte und vor meiner Thür ein Gerassel, wie mit Ketten, vernahm. Gedachte anfangs, es möchte wohl die oft erwähnte Katze seyn; doch beruhigte mich wieder, indem mir vorstellte, daß mir der Wirth oder seine Magd ohne Zweifel nur einen Schrecken veranstalten wollten. Beruhigte mich damit und schlief wieder ein; denn ich konnte, wie schon gesagt, an Gespenster durchaus nicht glauben.

Schlief wieder ein, da hörte ich die Kammerthür ganz deutlich aufmachen; natürlich wachte ich auf, um nachzusehn, wer da seyn könnte. Das war gut. Es war aber Niemand da; denn ich konnte mich ganz

deutlich und genau umsehn, weil der Mond in der Nacht sehr hell schien. Nun kam mir das Grauen von Neuem an, und ich glaube, daß dergleichen Umstände Jedermann bedenklich scheinen würden, vollends wenn man schon vorher von einem Gespenst hat reden hören. Indem ich noch so nachdachte, kam wirklich eine große schwarze Katze zum Vorschein, die sich mit allerhand wunderlichen Geberden in der Stube auf und ab trieb; aber sonst nichts von Bedeutung vornahm.

Ich wollte mich von dergleichen Ceremonien nicht länger beunruhigen lassen, weil gern schlafen wollte, mir auch Gespenster außerdem zuwider, ich nun auch noch vollends dachte, es sey nichts weiter, als eine pur natürliche Katze. Derohalben machte keine großen Complimente, sondern griff ohne weiteres zu meinem Stocke und damit über die Katze her. Weil ich glaubte, der Wirth habe sie etwa mir zum Possen in die Kammer gesetzt.

Ich mochte dieselbe Katze ohngefähr ein Vater Unser lang geprügelt haben, als sie sich unvermutheter Weise auf die Hinterbeine stellte, und alsdann die steile Wand hinaufkletterte. War mir dessen nicht versehn, ob ich gleich selbst als Katze sonst dergleichen Kunststück gemacht hatte; denn bei den Krallen, die eine Katze in den Beinen hat, ist dergleichen eben nichts Unnatürliches. Was nun aber geschah, hatte ich niemals machen können. Ohne Umstände eröffnete sich nämlich mit großem Krachen die Decke der Stube, und mit einem fürchterlichen Brausen fuhr die Katze hindurch.

Ich stand lange und wußte nicht, was ich denken

sollte; da aber die Stube wieder ordentlich zu war, wie vorhin, so legte mich wieder nieder und schlief weiter.

6.

Es war beschieden, daß ich in dieser Nacht noch einmal aufwachen sollte; denn nach einer Stunde ohngefähr, ließ sich derselbe Lärmen von Neuem spüren. Ich ließ mich sogleich munter werden, und siehe, es war Niemand anders wieder da, als die obenbemeldete schwarze Katze. War böse, daß immer so im Schlafe turbirt seyn sollte; aber da half kein Sauersehn, denn die Katze fragte nichts darnach, sondern machte im Gegentheil ein erschreckliches Gerassel und Geprassel, so daß man hätte denken können, die Welt solle einfallen.

Als ich so in den größten Aengsten lag, sagte die Katze mit vernehmlicher Stimme: Fürchte Dich nicht, mein Freund. — Als ich nun gar diese Katze mit einer menschlichen Stimme reden hörte, kroch ich vor Angst unter die Decke des Betts und hielt mir mit Gewalt Augen und Ohren zu. Aber die Katze sagte noch einmal: Fürchte Dich nicht, werthgeschätzter Freund! worauf alsbald erwiederte: Da mag sich der Teufel nicht fürchten! geh, ich will mit Dir nichts zu thun haben.

Ermannte mich doch und dachte innerlich, hinter der Katze möchte vielleicht ein Künstler stecken, der eine wunderbare Wurzel, wie die meinige gewesen, in seiner Gewalt besitze, fragte also ohne Umstände: Wenn

Sie, werthgeschätzter Herr Freund, ein Künstler sind, so geben Sie sich nur augenblicklich zu erkennen; denn ich habe mich ehemals wohl auch von der Kunst ernährt; ein Kamerad darf dem andern kein Leids zufügen; sondern wollte im Gegentheil gebeten haben, mir lieber ein Stückchen Ihrer Wurzel zukommen zu lassen, damit wieder mein altes Handwerk zu treiben im Stande bin, weil mir bis Dato nicht der gute Wille zur Arbeit mangelt, sondern es mir nur am Handwerkszeuge gebricht, als welches einmal verloren hatte, da außer der Maaßen besoffen war.

Die Katze machte große Augen, als dergleichen Rede führte. Was fabelst Du, sagte sie, von einer Wurzel? Ich bin kein Künstler, sondern im Gegentheil ein höchst unglückseliges Gespenst, das nach Erlösung schmachtet, die ich auf keine andre Art, als durch Deine Hülfe zu erlangen weiß. Bist Du aber ein Künstler, so ist das desto besser für Dich; glücklich ist der Mensch, das weiß ich nun aus Erfahrung, der nicht als eine Katze umzugehn nöthig hat.

Habe immer bemerkt, daß kein Mensch recht mit seinem Stande zufrieden ist, und diese Erfahrung bestätigte sich auch hier. Trachtete überhaupt von jeher dahin, auf meinen Reisen meine Menschenkenntniß zu vermehren, und wenn man so reist, sind Reisen einem jungen Menschen überaus nützlich.

Ich mochte übrigens mit dem Erlösen nichts zu thun haben, und sagte es auch der Katze gerade heraus, daß das meines Amts nicht sey, daß ich Niemand in sein Handwerk pfuschen wolle, und dergleichen mehr. Sey ein Mensch, der sich von Jugend

auf nicht auf dergleichen applizirt habe und könne in der Unwissenheit vielleicht Uebel nur ärger machen.

Die Katze, da sie hörte, daß ich ihr ihre Bitte geradezu abschlug, stellte sich erbärmlich an und heulte und maute dermaaßen, daß es einen Stein in der Erde hätte erbarmen mögen, wurde also ebenfalls gerührt, und betheuerte, daß ich gerne dienen wollte, wenn es mir nur möglich sey. Die Katze sagte hierauf, ich möchte ihr nur vertrauen, so wolle sie mich glücklich machen: sie wolle mir nämlich einen Schatz gönnen. Bedankte mich gar höflich für die gütige Gesinnung, und nahm die Nachtmütze ab, ihr mein schuldiges Compliment zu machen, wobei mich aber so verlauten ließ: Ja, traue doch der Henker irgend einem Eures Gelichters, ich weiß wohl, wie es oft mit dem Schätzeheben zugeht. Erstens, ist oft gar nichts dahinter, und ich habe manche saubere Geschichte von den Betrügereien der Schatzgräber gehört; zweitens, bricht Eures Gleichen gern die Hälse, wenn auch Schätze da sind; denn ich weiß, das ist Eure Passion; drittens, habe ich Sie, werthgeschätzteste Katze, vollends mit dem Knittel heimgesucht, weil ich Ihren Stand als Gespenst nicht wußte, und dadurch ein grobes Versehn gegen die Etikette und gute Lebensart begangen, was Sie mir gewiß wieder eintränken werden. Thut mir also leid, daß ich nicht die Ehre haben kann, den Schatz zu heben, oder Ihre Erlösung zu bewerkstelligen.

Da die Katze merkte, daß sie mit trocknem Maule wieder würde abziehen müssen, fing sie auf die kläglichste Art an zu winseln und sich auf bewegliche Bitten zu legen. Sie versicherte mir, daß sie ein Ge-

spenst sey, das Ehre im Leibe habe und keine Tücke oder Bosheit hinter den Ohren; sey ihr auch mit Halsbrechen gar nicht gedient, sondern wünsche im Gegentheil nichts so sehr, als mir nützlich seyn zu können, habe mir auch die Prügel vergeben, und wünschte nur, als eine arme Seele im Grabe Ruhe zu haben und dergleichen; denn Irregehn sey ihre Sache nicht, habe immer ein stilles, einfaches und häusliches Leben geliebt, sich zwar immer die Fortdauer nach dem Tode gewünscht, aber nicht gerade als Katze. Und was dergleichen Rednerkünste mehr waren, die sie vorbrachte, um mich zu bewegen.

Traute ihr immer noch nicht, weil ich weiß, daß Katzen falsche Thiere sind, und machte ihr diesen meinen Einwurf. Sie war aber gleich mit Antworten fertig und bat inständigst, ich möchte mich nicht an ihr Aeußeres stoßen; denn das sey nur Nebensache, sie sey eigentlich ihrem wahren Stande und Herkommen nach, eine unglückliche Menschenseele, die mit einem Schatze zusammenhänge und nur zur Ruhe komme, wenn dieser fatale Schatz durch mich gehoben würde. Ich solle mich auf ihr Wort verlassen, daß mir kein Leids geschehn würde.

Ich hatte vor, mit Schwatzen so lange die Zeit zuzubringen, bis in der Nähe ein Hahn krähe, oder der Morgen anbreche, weil ich alsdenn vor dem Gespenste sicher war. Bat also, man möchte mir seine Geschichte erzählen, wie dergleichen gebräuchlich sey, und mir sagen, wie man dazu gekommen sey, im Tode keine Ruhe zu haben, und dergleichen. Die Katze, die aber wohl meine hinterlistige Absicht merken mochte, fing bitterlich an zu weinen und beschwur mich von Neuem,

wobei sie zu Betheurung ihrer Unschuld die Hand auf die Brust legte, in Summa, sich so kläglich gebehrdete, daß ich zum Gespenste mehr Zutrauen faßte.

Verlangte also, sie möchte mir nur einen Wechsel ausstellen für meinen Hals, damit ich's doch Schwarz auf Weiß habe, daß sie mir nichts thun wolle, und daß sich bei der Hebung des Schatzes keine höllischen Heerschaaren drein mengen dürften; ich sey nicht für mich selber besorgt, sondern es schiene mir auch des Halses wegen nothwendig, dergleichen Präkaution zu gebrauchen.

Hierauf machte die Katze einen hohen Buckel und fragte erbost: ob ich sie etwa gar zum Narren habe; wenn ich sie erlösen wolle, so solle ich sie erlösen, besonders da es ein so leichtes Stück Arbeit sey, sonst wolle sie den großen Schatz einem Andern zuwenden. Es sey weder Papier, noch Feder oder Dinte in der Kammer, und es mache viele Umstände, den Wirth erst zu wecken. Gebe mir außerdem ihr Wort, daß mir nichts geschehn solle; ich müsse wohl noch wenig mit Gespenstern umgegangen seyn, oder an wahre Galgenstricke gerathen, daß ich ihnen nicht mehr Rechtschaffenheit zutraue; sey schon genug, daß Menschen Spitzbuben wären, brauchte dergleichen nicht auch in der Geisterwelt einzureißen; der Satan mit seinen Schaaren habe mit ihr durchaus nichts zu schaffen, sie führe ein Privatleben und wäre im Grunde selig, das bischen Umgehen abgerechnet. Sie wolle mir die Hand darauf geben, daß mir nichts geschehn solle. Mit Erzählen könne sie sich durchaus nicht abgeben.

Ich ließ mir die Hand geben und dachte immer, die unglückselige Person würde kratzen; aber sie behielt

die Krallen inwendig, worauf mich denn in der Eile anzog und wirklich mitging.

7.

Wir gingen Beide über den Hof, die Katze voran, weil ich den Weg nach dem Schatze nicht wußte. Hinter dem Pferdestall mußte eine Axt aufheben und damit die Schwelle des Stalles loshauen. Es dauerte nicht lange, so kamen Funken von den wiederholten Schlägen, worauf denn immer muthig fortfuhr.

Nach einiger Zeit kam ein eherner, großer Topf zum Vorschein, voll schöner, blanker Dukaten. Die Katze sagte, sie sey nunmehr erlöst, gab mir ein zusammengelegtes Papier, und befahl mir, es ja nicht zu öffnen, weil sonst mein Glück sogleich wieder verschwinden würde. Darauf begab ich mich mit meinem Schatze hinweg, und hinter mir geschah ein so heftiger Donnerschlag, daß ich voller Schrecken zur Erden fiel, dabei aber den Geldtopf in beiden Armen eingeklammert hielt. Kam glücklich damit in meine Kammer zurück, worauf mir denn alle Taschen voll Dukaten steckte, den Topf selbst aber im Bette verbarg. Am Morgen bezahlte ich meine Zeche und ging von dannen.

8.

Ich lebte nun auf eine prächtige Art; denn mein Geld belief sich auf viele tausend Thaler, so, daß ich

nun von aller Noth gerettet war, auch mein Handwerk nicht wieder hervorzusuchen brauchte. War also immer gutes Muths und verzehrte nach Herzenslust. Wie mir denn überhaupt von je an ungern etwas habe abgehen lassen, weil man sich doch immer der Nächste ist.

Quälte mich nun nichts weiter, als die Neugier, was wohl in dem Papiere stecken möchte. Es fühlte sich hart an, was darinnen war. Ich hatte aber doch nicht das Herz, es aufzumachen, weil mir die Drohung des Geistes immer noch im Sinne lag, sah mich also genöthigt, anderweitig mit Essen und Trinken mein Gemüth zu zerstreuen. In allen Widerwärtigkeiten des Lebens habe in den mancherlei Eßwaaren von jeher einen zuverlässigen Trost angetroffen, und die große Güte und Weisheit des Schöpfers immer bewundert. Wie es denn wohl gewiß ist, daß ein gütiges Wesen über uns waltet, das uns auf unsern Wegen, wenn sie auch manchmal etwas wunderlich laufen, der Glückseligkeit entgegen führen will.

Die Neugier ist ein großes Uebel. Als ich an einem Nachmittage durch eine schöne Gegend ging, und die Hände (wie es denn meine Gewohnheit ist), in der Tasche trug, hatte ich, ohne es selber zu wissen, plötzlich das geheimnißvolle Papier auseinander gemacht. Da entstand ein solches Donnern, Lärmen und Poltern in den Wolken, als wenn der ganze Himmel über mir einfallen wollte, und siehe da, alle mein schönes Geld war wieder verschwunden.

9.

Ich wußte nun zwar, was in dem Papiere gewesen war; allein das konnte mich wenig trösten, denn ich hatte nun nichts weiter, als ein kleines, blankes Steinchen in der Hand. Ich besah es hin und her und weinte meine bittern Thränen.

Da war ich nun wieder so arm, als ich nur je gewesen war, und keine Aussicht auf ein neues Glück. Verlor aber darum doch den Muth nicht, sondern überließ mich ganz der Führung der Vorsehung, weil ich überzeugt war, daß sie schon wieder auf eine andre und bessere Art für mich sorgen würde.

10.

War, wie schon gemeldet, sehr mißvergnügt und wußte gar nicht, was nun in der Welt anfangen sollte, so daß auch schier alle Hoffnung verlor und manchmal beschloß, mich aufzuhängen. Gedachte wohl freilich manchmal, es müsse wohl wieder anders und besser werden; indessen konnte ich es doch niemalen gewiß wissen.

Mußte also wieder Hunger und Kummer leiden; denn ohne Geld ist man gewiß ein verlassener Mensch, und das Elend ist um so empfindlicher, wenn man schon einmal die Freude des Wohlstandes gekostet hat.

Ich dachte oft, in dem zurückgelassenen Steine müsse vielleicht eine wunderbare, übernatürliche Kraft verborgen liegen, weil er doch von einem Gespenste herrühre, und gab mir deshalb alle Mühe, etwas der-

gleichen an ihm zu entdecken, wovon ich wieder mein Brod in Ruhe essen könnte. Ich glaube, es ist fast nichts in der Welt, worauf ich nicht in meinen damaligen Umständen verfallen wäre, weil einen großen Trieb in mir verspürte, mich aus meiner gegenwärtigen Noth zu reißen. Mußte aber noch ziemlich lange darinnen verharren.

Damals gab mich ungemein mit Naturwissenschaft ab, und legte mich vorzüglich auf die sogenannte Experimentalphysik. Ich machte unaufhörlich Versuche, wozu der Stein doch in aller Welt zu brauchen sey; bald wollte ich mich damit verwandeln, bald gedachte ich, er solle etwa andre Materialien in Gold verwandeln; aber er wollte sich in der That zu nichts bequemen, so daß alle mein Studiren nur weggeworfene Zeit war. Ich wurde oft darüber böse.

Damals habe ich eingesehn, was für eine gute Sache die Wissenschaften sind, hatte nichts zu beißen und zu brechen, nichts auf und nichts im Leibe, meine Seele abgerechnet, die ich auch unermüdet beschäftigte. Es kam so weit, daß ich wieder bettelte, wobei mich trefflich mit Lügen behelfen mußte, um die Leute nur in Mitleiden, Theilnahme, Menschenliebe und dergleichen hinein zu bringen. Gab mich oft für einen Krüppel aus, oder einen Abgebrannten, that auch manchmal, als wenn ich nicht sprechen könnte, welches mir recht leicht zu bewerkstelligen war, da an manchen Orten überdies die Sprache nicht inne hatte. So hatte immer alle Hände voll zu thun, um mich nur ehrlich durch die Welt zu bringen.

Habe seitdem aber keine Katze vor Augen leiden können, was gewiß eine große psychologische Merk-

würdigkeit ist, da ich ihnen vor dem Vorfalle mit dem Gespenste ordentlicherweise gut war. Aber ich war innerlich zu sehr erbost, daß so meine Schätze wieder verschwunden waren, ob es gleich meine eigne Schuld war. Dachte aber oft, daß mir die Bestie nur den Stein gar nicht hätte geben dürfen, so wäre mir auch das Unglück nicht begegnet.

Es ist viel, daß ich bei meinen mancherlei Unglücksfällen kein einziges Mal in die eigentliche Verzweiflung gefallen bin. Aber ein großer Mann läßt sich sein Schicksal nicht anfechten, und von Kindheit an haben immer schon Spuren und Saamenkörner meiner jetzigen Größe in mir gesteckt.

Mußte mich damals mit Wünschen und mit meiner Phantasie begnügen, wenn ich manchmal großen Appetit zu delikaten Eßwaaren und Getränken hatte.

11.

Es kam aber die Zeit, wo ich die Kraft und Tugend des Steins erproben sollte; denn es begab sich, daß ich in eine wunderbare Gegend kam. Es war nämlich an einem Orte, an dem Ruinen eines ehemaligen Schlosses standen; die Berge waren wüste und voller wilden Felsenstücke. Wurde mir angst und bange, als ich durch diese Gegend ging, und ich hatte noch niemals dergleichen gesehn. Wie wurde mir nun aber erst, als ich oben auf dem Berggipfel allerhand wunderliche Gestalten in den seltsamsten Posituren wahrnahm, die sprangen und tanzten, und sich mit fürchterlichen Geberden umhertrieben. Es war nicht an-

ders, als daß diese Personen Gespenster vorstellen mußten, und da ich dies merkte, war ich in der vollkommensten Angst.

12.

Da ich mich so fürchtete, wollte ich an diesen Creaturen die Gewalt meines Steins versuchen, und siehe da, diesmal gelang mir's über meine Erwartung. Die Gespenster, die vorher ein großes Lärmen gemacht hatten, waren plötzlich stille und alle gebannt, daß sie sich nicht rühren konnten. Ich merkte gleich, daß der Stein dies Kunststück gemacht habe, worüber eine große Freude empfand und überlegte, was es mir etwa für Nutzen bringen könne.

War noch etwas furchtsam, kletterte aber darnach mit einiger Mühe das Gebirge hinauf und befand mich nach einiger Zeit oben. Worauf ich die Gespenster in eigner Person besichtigte und Figuren von allen möglichen Farben antraf. Es war mir eine große Freude, daß mir keiner von diesen bösen Geistern etwas anhaben konnte, sondern sie sich alle vielmehr vor mir fürchteten und entsetzten. War mir bis dahin noch nicht begegnet.

Da ich sah, daß es so gut ablief, machte ich sie wieder von ihrem Banne frei und erlaubte ihnen, die vorhin gehabten Lustbarkeiten und Ergötzlichkeiten fortzusetzen. Worauf sie denn für erlaubte Permission dankten, und ihre unterbrochenen Quadrillen und englischen Tänze wieder anfingen.

13.

Ich fragte hierauf, was diese Festlichkeit zu bedeuten hätte, und warum sie, da sie doch, wie ich wohl sehn könnte, Gespenster wären, ihre Zeit mit Tanzen und Springen zubrächten.

Einer, der der Aelteste und Vernünftigste unter ihnen schien, trat hervor und sagte: Mein Herr, es scheint, Sie kommen aus einer fremden Gegend, und darum will ich Sie von Allem unterrichten. Sie haben einen Stein in Ihrer Gewalt, der uns zwingt, Alles zu thun, was Sie uns befehlen, und darum muß ich auch antworten, was sonst meine Art gar nicht ist. Wir stehn, mit Erlaubniß zu sagen, unter der Botmäßigkeit des weltbekannten Satans, sonst auch Teufel genannt; dieser Unmensch hat uns schon seit lange auf dies Gebirge zur Strafe hergebannt, und uns jährlich nur einen Tag vergönnt, an dem wir uns lustig machen dürfen. Gerade heute ist dieser Mardi gras, und wenn es Ihnen sonst gefällig ist, so dürfen Sie nur an unserm Balle Theil nehmen.

Bedankte mich für die Höflichkeit des Gespenstes, sagte aber auch zugleich, daß ich nie ein großer Tänzer gewesen, sondern mich immer ohne dergleichen Freudensbezeugungen beholfen. Worauf sie Alle bedauerten und versicherten, Keiner unter ihnen, den ich aufgefordert, würde mir es abgeschlagen haben.

Ich fing nun an, meine Kräfte und Talente zu fühlen, und sagte: ich hoffte nun sogar, den Teufel selbst unter meine Botmäßigkeit zu bringen; worauf Jener antwortete, daß es mir mit dem Steine gar nicht fehlen könne.

14.

War also nicht langsam, sondern fing an, den Satan zu beschwören, der sich auch sogleich in Gestalt eines gräßlichen Löwen einstellte, und so fürchterlich brüllte, daß die Gebirge davon wiederhallten. Kümmerte mich aber nicht viel um sein Brüllen. Fragte mich obbesagter Teufel hierauf mit feurigen Blicken: ob ich gesonnen sey, einen Contrakt mit ihm zu machen und mich ihm mit meinem leibeigenen Blute zu verschreiben. Mußte lachen, ob es gleich der Satan war, und fragte ihn: ob er dächte, daß ich ein Narr sey, daß er dergleichen Anerbieten sich zu machen unterstünde, da er schon überdies in meiner Gewalt sey. Ich habe meine Oberherrschaft über die Geister einer sichern Katze zu danken, der ich einen kleinen Dienst geleistet, worauf sie sich auf diese Art erkenntlich bezeigt.

15.

Ließ mich nun ohne weiteres Bedenken vom Satan selbst zu einem vergrabenen Schatze führen, der in einem verfallenen Brunnen verborgen lag; selbigen mußte er in eigener Person holen und mir einhändigen. Hatte nunmehr noch größern Muth und deutete ihm an (dem Satan), er möchte sich künftig nicht als Löwe zu mir bemühen, sondern als ein ordentlicher, vernünftiger Mensch erscheinen, falls ich darauf fallen sollte, ihn zu zitiren. Worauf er mir die Hand geben mußte. Ging fort und war sehr verdrüßlich, daß ich ihn so bezwungen hatte.

16.

Ging nun fort und hatte vermittelst meiner dienstbaren Geister niemalen Geldmangel; denn so oft ich wollte, ging ich aus und zitirte, und ließ mir Schätze holen. War ein bequemes Leben, und hatte es doch nunmehr wieder mit des Himmels Beistand durchgesetzt, daß nicht zu arbeiten brauchte.

17.

Ich schaffte mir eine Kutsche, Pferde und Bedienten an, und reiste immer in der Welt umher; allenthalben traktirte man mich wie einen großen Herrn, weil die Leute glaubten, ich sey ein Graf, Minister oder dergleichen. War aber nichts dahinter, konnte aber gewahr werden, daß das Geld in diesem irdischen Leben die Hauptsache sey.

Damals studirte alle Lebensmittel durch, die es nur gab; weil mir dieser Zustand der Herrlichkeit etwas Neues war. War überaus vergnügt.

18.

Da ich nun ein bemittelter und wohlhabender Mann war, so schaffte mir auch einen Narren oder sogenannten Hanswurst an. Derselbige Mensch mußte sich immer dumm anstellen; war aber im Grunde klüger, als ich. Er mußte auf nichts, als Narrenstreiche denken, während ich meine ernsthaften Beschäftigungen vornahm, damit ich mich nachher wieder erholen und zerstreuen konnte. War dergleichen auch

überaus nöthig, um am Ende nicht gar melancholisch zu werden, als wozu in meinem Temperamente große Neigung verspürte; noch mehr aber zum phlegmatischen.

19.

Damals gab ich mir auch einen andern Namen und nannte mich Tunelli, weil man mich in der Jugend immer Tonerle genannt hatte. Wurde gewissermaßen dick und fett, als wozu zweifelsohne die sorgenfreie Lebensart Vieles beitrug, denn ließ mir gerne Essen und Trinken gut schmecken, und machte wohl 5 bis 6 Mahlzeiten des Tages, als welches sehr gesund seyn soll; war aber doch niemalen dabei unmäßig.

Da ich sah, daß es mir so gut bekam, machte ich immer mehr Aufwand. Wenn mein Geld verzehrt war, ließ ich mich mit meiner Kutsche ausfahren. Im Walde oder Feld ließ dann still halten, mit dem Bedeuten, sey gesonnen, mich ein wenig in der schönen Natur umzuschauen, um die Gegend und dergleichen zu genießen. Mit dem Vorgeben ging ich dann bei Seite und zitirte ohne Umstände den Teufel, der denn als ein Cavalier von vornehmem und vortrefflichem Ansehen erschien und mir Diamanten und Juwelen überlieferte. Diese Kleinodien steckte ich behende zu mir, setzte mich in meine Kutsche und fuhr dann weiter.

20.

Nach einiger Zeit kam ich in eine große und wohl vornehme Stadt, die man mir auf meine Er-

kundigung Monopolis nannte. Ich ließ nach dem besten Gasthofe fragen, und stieg also mit allen meinen Bedienten im goldenen Drachen ab.

Der Wirth schien ein Mann von Verstand und Bildung, befahl ihm also gleich, eine überaus delikate Mahlzeit anzurichten und mich ja in nichts zu vernachläßigen. Der Wirth machte viele Complimente, und versprach seine Ergebenheit und unermüdeten Fleiß mit Herz und mit Mund.

Konnte die Zeit kaum erwarten, als ich mich auf meinem prächtigen Zimmer allein befand, bis das Essen fertig war. Ließ mir also unterdeß von meinem Harlekin einige wenige Narrenpossen in der Eil vormachen, die mich nicht sonderlich ergötzten, weil nämlich hungrig war, obgleich sich der Mann alle Mühe gab.

Endlich kam die Zeit und es wurde eine große Tafel servirt, voller überaus schöner Speisen. Da ging mir das Herz auf und ich wurde wieder lustig, so daß ich ordentlich zu scherzen begann. Denn es ist immer meine Meinung gewesen, daß man gute Laune und Witz eigentlich für die Tischzeit aufheben müsse, weil Beides außerdem weggeworfen ist. Bat also den Wirth, er möchte sich ohne Umstände niederlassen und mit mir vorlieb nehmen. Der Wirth wäre über meine gütige Herablassung beinahe vor Schrecken in Ohnmacht gefallen, weil er mich für einen Herzog oder dergleichen Creatur ansah. Ich aber fuhr fort in ihn zu dringen und erklärte ihm, ich sey nichts weiter als ein reisender Schneidergeselle. Worauf der Wirth sich ordentlich vor Freuden kreuzigte, daß ich so guten Humors sey und aus vollem Halse über

meinen Einfall lachte, als wofür er es ansah. Ich ließ ihn endlich bei dem Gedanken, daß ich ein vornehmer Cavalier sey, weil die Menschen doch einmal an diesen Vorurtheilen hängen.

Der Wirth setzte sich endlich auf wiederholtes Bitten zu mir, weil immer lieber in Gesellschaft speise. Ich muß sagen, er aß mit vielem Appetit. Der Narr mußte uns Beiden Narrenpossen machen, und ich war nicht der Einzige, der lachte, sondern der Wirth auch, was mir lieb war; denn es bewies, daß der Narr gewiß gut und nicht zu verachten war.

Bei Tische kamen wir auf allerhand Materien zu reden. Der Wirth erzählte viel von der Beschaffenheit des Orts und der Einwohner; von dem Geschmack, der dort herrsche, Theater und dergleichen; ich gab aber nicht viel Acht, sondern beschäftigte mich gänzlich mit Speisen. War mir aber doch lieb, daß einer in meiner Gegenwart was redete, damit der Geist, dem man nichts Besseres bieten kann, doch auch einige Nahrung bekäme.

So kam er auch auf den König des Landes zu sprechen. Jetzt fing ich an Acht zu geben; denn es war auch kein Wunder, daß ich schon satt war. Hatten schon seit drei Stunden bei einander gesessen. Kriegte einen guten Einfall. Erkundigte mich nämlich, was denn der Herr des Landes wohl für ein Herr sey, von was für Complexion, ob er gern esse, ob lieber Fleisch oder Fische, ob er melancholisch oder vergnügt sey.

Merkte bei der Gelegenheit, daß der Wirth ein recht enthusiastischer Patriot sey; denn er strich seinen Fürsten auf die allerbeste Art heraus, so, daß ich wohl abnehmen konnte, wie glücklich sich die Unter-

thanen eines solchen Landes vorkommen müssen. Ich fragte den Wirth weiter, ob es dieser König wohl ungnädig vermerken würde, wenn ich ihn unterthänigst am folgenden Tage zu mir in's Wirthshaus an die Tafel bitten ließ. Der Wirth antwortete: der König würde es sich gewiß zur Ehre schätzen, denn er sey so populär, daß es ihm eine ordentliche Freude sey, gemein zu seyn. Anbei liebe er Häuslichkeit und spreche gern Fremde, spare auch gern, würde also in allen Fällen mein Anerbieten gern annehmen.

Wer war froher, als ich. Schickte gleich meinen Jäger an Ihro Majestät, und ließ ihn am folgenden Tage, im Namen eines Wiener Cavaliers Tunelli, zum Essen bitten.

Der Jäger kam mit der Antwort zurück, daß der König so frei seyn würde, zu erscheinen.

21.

Wie wunderlich ist das Schicksal? Vor kurzem noch gebettelt, hatte nun einen ansehnlichen König zu Gaste. Konnte kaum die Zeit erwarten, bis er kam.

Ich ließ eine Mittagstafel zubereiten, die sich vor jedem Monarchen der Erde sehn lassen durfte. Der König kam in seiner Kutsche, und ich nahm mir die Freiheit, ihn selber aus seinem Wagen zu heben. Ich hatte es so eingerichtet, daß, so wie die Majestät in den Saal traten, ihm schon die Schüsseln entgegen dampften; worüber Sie gnädigst zu lächeln geruhten und eigenhändig Beifall klatschten. Wurde dadurch

ungemein zum Essen aufgemuntert und machte dem Könige dadurch doppelten Appetit.

Mußte erzählen, durch welche Länder ich gereist sey, und sprach daher von Polen, Persien, Türkei und Sibirien. Verschwieg aber meinen Stand und meine gehabten Avanturen weislich, weil es mir hätte zum Schaden gereichen können. Habe von jeher nach feiner Politik gehandelt, und mich in jeden Stand, mit dem ich umging, zu schicken gewußt.

Wir tranken auch ziemlich viel Weinflaschen aus, und da kam mein König erst recht in seine Laune hinein. Muß aber auch der Wahrheit die Ehre geben, daß ich es nicht an Witz gebrechen ließ, um meinen hohen Mitspeisenden zu unterhalten, welches er gnädigst und mit vielem Lachen vermerkte. Glaube, war vor Ehre, Freude und Wein halb betrunken.

Ich erzählte dem Könige von einem schönen Berge, den ich vor der Stadt gesehn hatte, und der mir in Ansehung der Gegend und Aussicht erstaunlich gefiel. Der König war eben der Meinung, sagte, er hätte schon viele Länder durchreist, habe aber keinen so schönen Berg angetroffen. Ob er ihn mir käuflich überlassen wolle? Der Regierende besann sich eine Weile und sagte: es wäre um den Berg Schade. Ich glaubte, er weigere sich nur aus Verstellung, um einen bessern Handel zu machen, wie es sich nachher auch befand. Er wolle mir den Berg abtreten, sagte er, daß ich mir ein prächtiges Schloß dort bauen könne, erlauben; aber es sey ihm platt unmöglich, ihn unter zwei Millionen zu lassen, das sey der genauste Preis, wovon er sich keinen Pfennig könne abhandeln lassen; dabei bedinge er sich noch aus, daß nach

meinem Tode oder Ableben der Berg an sein König-reich zurückfallen müsse.

Was waren mir zwei Millionen! — Wir gaben uns also die Hände, der Wirth schlug durch, und der Handel war gemacht.

Ich ließ die Kutsche anspannen und fuhr noch mit dem Könige hinaus, um mein Grundstück in Augenschein zu nehmen. Als ich nüchtern geworden war, merkte ich doch, daß er mich angeführt hatte; denn der Berg war mir eigentlich für meine schönen zwei Millionen nur auf meine Lebenszeit geliehen. Der Wirth lachte auch und schüttelte den Kopf.

Was konnte ich dafür? Es war das erste Mal, daß ich mit einem Könige einen Handel machte. Beschloß, mich in der Zukunft besser in Acht zu nehmen.

22.

Ich baute ein prächtiges Schloß auf mein Gebirge hin, das mich auch über eine Million kostete; denn ich sah das Geld nicht viel an, weil mich im Fall der Noth immer auf den Teufel verließ. Hatte also in kurzer Zeit eine Menge Geld ausgegeben.

Als selbiges Schloß fertig war, nannte ich es Tunellenburg, mich selbst aber den Grafen Tunelli. Will von den Festins schweigen, die bei der Einweihnng veranstaltet wurden; der Rede nicht erwähnen, die der Zimmermann oben auf dem Dache zu meinem Lobe hielt; die Gedichte übergehen, die zu meinem Besten abgesungen wurden. Alles das würde zu viel Eitelkeit von meiner Seite verrathen, wenn ich

es weitläuftig beschreiben wollte. Will nur so viel kürzlich melden, daß im ganzen Lande berühmt, ja beinah angebetet wurde. War auch kein Wunder, da ich so viel Geld bei mir verspüren ließ.

Uebrigens ließ mir selber an nichts abgehn, speiste auch öfters bei oberwähntem Wirthe, weil er ein überaus geschickter Koch war und wie gesagt, viele Bildung hatte. Das war jetzt ein ander Leben, als wie ich mich in tausenderlei Thiere verwandeln mußte, um nur das liebe Brod zu haben, nach mir mußte schießen lassen, von Raubvögeln über's Meer tragen und dergleichen Unannehmlichkeiten.

23.

Der König hatte mich schon einige Mal gefragt, warum ich mich nicht lieber verheirathete, als ein so einsames Leben führte?

Fiel mir selber auf's Herz, daß ich noch kein Mal in meinem Leben verliebt gewesen war. Rührte wahrscheinlich daher, daß ich immer noch zu sehr mit Nahrungssorgen zu kämpfen gehabt.

Ich sah gerade bei'm Könige aus dem Fenster seines Schlosses, als wir diesen Diskurs führten. Indem so geht ein sehr liebenswürdiges Frauenzimmer vorbei, und wie ich sie ansah, war auch mein Herz bewegt (hatten schon gespeist), meine Empfindungen wurden angeregt, mit einem Wort, ich wurde verliebt. Zeigte dem Könige das Mädchen und meinte, daß ich diese am liebsten zu meiner Gemahlin erwählen möchte. Der König gab mir seinen Beifall und

sagte, daß er sie selber für schön erkenne. Er sandte also in meinem Namen seinen Kammerhusaren hinunter, der sie einladen mußte, auf's Palais hinauf zu kommen, weil sie ein Cavalier sprechen wolle.

Das Mädchen war aber kurz angebunden, sagte, sie habe auf dem Schlosse nichts zu suchen, sie kenne schon den Herrn König, und sey nicht eine von denjenigen, und dergleichen Redensarten mehr; worauf sie denn ihren Weg fortsetzte. Ich war erschrocken und bange, ich möchte sie gänzlich aus den Augen verlieren, schrie und heulte vor Liebe im Fenster, daß es den König zu Thränen rührte. Umarmte mich weinend und suchte mich zu beruhigen, schickte auch alsbald zwölf Mann Wache aus, die das widerspenstige Mädchen mit Gewalt in's Schloß bringen mußten.

Sie zitterte und bebte und war sich nichts Guts versehn, ward dadurch in meinen Augen noch viel liebenswürdiger. Es war mir immer die größte Freude, wenn Leute vor mir zitterten und ich ihnen nachher vergab und nichts that. So glaubte meine Geliebte auch, sie würde ihr junges Leben im Schlosse einbüßen müssen und fiel daher aus den Wolken, als ich ihr in den beweglichsten Ausdrücken meine Liebe und Anbetung ihrer Schönheit gestand. Sie war ganz versteinert. Ich und der König freuten uns so sehr darüber, daß wir laut lachen mußten.

Sie sagte, sie sey nur die Tochter eines Kaufmanns und verdiene eine so hohe Ehre nicht. Antwortete ihr galanter Weise: die Schönheit sey die einzig wahre Beherrscherin der Erde, und wahre feurige Liebe, wie die meinige, mache alle Stände gleich; solle mich demnach nur aus vollem Herzen lieben,

und sie sey dann fast eben so viel, als ich selber. Könne nicht ohne sie leben, möchte also ohne weitere Umstände mein Leben oder meinen Tod beschließen.

24.

Sie sah mich mit zärtlichen Augen an, und ich merkte aus allen Kennzeichen, daß sie eine wahre und ungeheuchelte Liebe zu mir trüge, es nur nicht zu sagen sich unterstehe; denn ich war eine schöne Person, ansehnlich und wohlbeleibt, hatte überdies einen großen Stern auf der Brust und einen Orden um, brillantne Ringe an den Fingern; in Summa: sie verspürte wohl, daß ich was Extraordinaires sey, auch viel Geld hinter mir stecke. Gestand mir also ihre Neigung und wurde noch an demselben Tage auf dem Schlosse unsre Hochzeit und Trauung vollzogen. Die Eltern meiner Gemahlin durften aber nichts davon erfahren; denn ich hatte vor, diesen nachher eine recht heimliche Freude zu machen.

Nachdem wir gegessen und getrunken und uns auf allerlei Weise erlustigt hatten, begaben wir uns nach der prächtigen Tunellenburg, wo in aller Eil ein neues Banket zugerichtet wurde. Dann ließ ich eine prächtige Jagd anstellen, war und blieb aber ein ungeschickter Jäger.

25.

Hatte schon mehrere Wochen mit meiner Gemahlin äußerst vergnügt und zufrieden gelebt; dieselbe

aß dieselben Sachen auch gern, die ich am liebsten mochte, und waren also, so zu sagen, Beide ein Herz und eine Seele. Schmeckte in voller Glückseligkeit also die Freuden des Ehestandes und wunderte mich, daß nicht eher darauf verfallen; denn hatte nun immer Jemand, der sprach, und brauchte gar nicht Unterhaltung aus dem Hause zu suchen.

Als die erste Leidenschaft der Liebe vorüber war, dachte ich an den Vater meiner Gemahlin, daß er wahrscheinlich über den Verlust seiner Tochter untröstlich seyn würde, da er durchaus nicht wußte, wo sie hingekommen war; denn ich hatte es sehr strenge verboten, ihm etwas zu verrathen, aus Ursach der heimlichen Freude.

Ließ ihn also endlich einmal auf mein Schloß bescheiden, diesen Kaufmann. Er kannte mich gar nicht, und wunderte sich also, warum ich ihn doch wohl rufen ließe. Sah ganz krank aus, der arme Mann, als er ankam, und mußte vor Freude lachen, als ich dachte, daß nun seine Angst bald vorüber seyn würde. Er hatte Edelsteine mitgebracht, weil er dachte, ich sey etwa gesonnen, Pretiosa zu kaufen und habe ihn deswegen rufen lassen. Er zeigte sie mir mit der größten Demuth und Unterwürfigkeit, und es fiel ihm wenig ein, daß ich sein Schwiegersohn sey.

Als ich sie alle genug betrachtet hatte, gab ich ihm einige von meinen Diamanten, wie eine halbe Faust groß in die Hand und fragte, ob er sie nicht von dieser Sorte habe? Er erschrak über die großen Steine und antwortete, daß er dergleichen Diamanten noch niemals gesehn, viel weniger besessen habe. — Andre könnte ich nicht brauchen; und da er keine von

dem Caliber habe, wolle ich ihm die sechse schenken, die er gerade in den Händen habe.

Der Kaufmann wußte nicht, ob er im Himmel oder auf der Erde war; er sah mich mit großen Augen an und konnte aus meiner Person nicht klug werden. Ich mußte innerlich lachen und konnte mich vor Freude nicht lassen. Er mußte sich nun neben mich setzen, und ich ließ für uns Beide etliche Flaschen von meinem besten Weine aus dem Keller heraufholen.

Bei diesem Anblick schien mein unbekannter heimlicher Schwiegervater etwas beruhigt und getröstet. Er trank von Herzen und ich nöthigte ihn so lange, bis ich merkte, er sey seiner Sinne nicht mehr mächtig. Um seine Freude und sein Glück auf den höchsten Gipfel zu bringen, mußte meine Gemahlin plötzlich hereintreten.

Der alte Mann erschrak vor Entzücken, als er seine Tochter so unvermuthet wiedersah; er wollte aufstehn und sie umarmen, wie es einem Vater zukommt; aber es hatte ihn so überwältigt, daß er der Länge nach in meinen Speisesaal hinfiel. Erinnere mich nicht, daß in meinem Leben schon eine solche Freude gehabt hätte, als an dem Tage, da diese beiden liebenden Herzen sich wiederfanden.

Aber keine Feder kann es beschreiben noch ausdrücken, was der alte Mann für dummes Zeug anfing, als er hörte, daß seine Tochter meine Gemahlin sey und ich selber sein Schwiegersohn. Das Händeringen und Bockspringen wollte gar kein Ende nehmen. Ich mußte mir vor Lachen und Freude Bauch und Seiten halten.

Er mußte mit uns essen, mit uns auf die Jagd gehen, wozu er noch weniger taugte, als ich selber; dann mußte er wieder trinken, dann ein Feuerwerk ansehn, in Summa, er genoß alle Seligkeiten dieser Erde.

Darüber wurde er auch am Ende sehr verdrüßlich, denn er sagte, wir sollten ihn nun auch einmal wieder nach Hause gehn lassen, seiner Frauen wegen, die nicht wisse, wo er bliebe; erst hätte ich ihnen die Tochter weggenommen, nun würde er selber seiner Frau vorenthalten, die sich vielleicht gar zu Tode ängstigen könne.

Er schimpfte und fluchte so lange, bis ich einsah, daß er Recht habe, und ihn wieder in Gnaden entließ.

Ich schlief mit den Vorstellungen ein, wie glücklich sich nun die ganze Familie fühlen müsse.

26.

Ich mußte nun meiner Frau alle meine Kostbarkeiten zeigen, alle Diamanten, Ringe und andre Kleinodien. Den größten Wohlgefallen äußerte sie aber am baaren Gelde: eine Folge ihrer Erziehung und weil ihre Eltern Kaufleute waren.

Nahm mir also vor, ihr eine rechte Freude zu machen, sagte ihr, daß ich nur auf eine Stunde nach der Stadt fahren wolle, um die Einkünfte einzunehmen, die mir meine großen Güter in Deutschland eintrügen.

Fuhr also ab, stieg aber im Walde aus der

Kutsche und bannte den Teufel zu mir. Er wußte schon, was ich wollte, und kam mit vielen Edelgesteinen zu mir. Immer als Mensch, wie ich es befohlen hatte. Ich sagte, wenn es ihm nichts verschlüge, möchte er mir diesmal baares Geld in Dukaten bringen. War zufrieden, wenn ich drei Prozent am Werthe der Kleinodien verlieren wollte. Ich mußte mich drein finden, weil es mir auf baare Münze ankam. Nach einer Viertelstunde kam der Teufel schwitzend wieder und hatte wohl 20 Beutel mit Dukaten bei sich. Gab die Edelsteine zurück, behielt aber heimlich zwei von den besten Ringen zurück, so daß doch keinen Schaden hatte.

Fuhr hierauf nach meinem Schlosse und meine Gemahlin amüsirte sich vierzehn Tage hinter einander damit, daß sie die Dukaten zählte. Wir waren recht glücklich und bei Tische immer sehr vergnügt.

27.

Um die Zeit begab sich's bald nachher, daß beide Eltern meiner Frau Gemahlin uns besuchten. War schönes Wetter und sehr bei Laune, wie immer gern zu seyn pflegte, war mir daher dieser Besuch sehr willkommen und angenehm. Was mir aber noch mehr Freude machte, war der Umstand, daß sie von mehr als zweihundert Personen aus der Stadt begleitet wurden, die Musik mitbrachten und ein verteufeltes Lärmen machten: Alles mir und meiner Frau Gemahlin zu Ehren. Es war lustig, die Musik und das wiederklingende Echo aus dem Fenster wahrzunehmen.

Wurde an dem Tage ein großes und herrliches Traktament angestellt, womit aus der Maßen Ehre eingelegte. Fraßen auch Alle, daß wohl ein Stein hätte Appetit kriegen mögen, viel weniger wohl ich. Daneben viele Gratulationen abgestattet erhalten, und von allen Seiten Complimente eingesammelt. Ließ auch meine Gnade hinlänglich verspüren; denn als das Festin vorbei und es Abend war, erhielt Jeder von den zweihundert Personen einen köstlichen Ring mit einem trefflichen Diamantstein. Aergerte sich nachher die ganze Stadt, daß sie nicht mitgegangen war.

28.

Glück ist unbeständig. Währte nicht lange, so wurde meine theuerste Gemahlin von einer kleinen unbedeutenden Krankheit angefallen. War nicht saumselig, sondern schickte sogleich nach dem Leibarzt des Fürsten, mit dem Erbieten, wolle ihm überflüßig Geld geben, wenn er sie kurire. Da der Leibarzt dies Anerbieten hörte, brachte er noch vier von seinen guten Freunden mit, und hielten alle zusammen Collegium medicum. Ging mir viel Geld darauf, und ehe vierzehn Tage verlaufen waren, war meine liebwertheste Gemahlin gestorben.

Weinte, wie sich's gebührte, und fiel beinahe in Verzweiflung, so daß der König, so wie viele Leute vom Stande, genug an mir zu trösten hatten.

29.

War doch nun durchaus nicht zu ändern, ließ mir daher auch endlich den Trost meiner Bedienten zu Herzen gehn, die gewaltig an mir arbeiteten. Trachtete nun, ihr, meiner gewesenen Gemahlin, ein anständiges Begräbniß zuzubereiten, damit mir nichts vorzuwerfen habe. Geschah mit aller Solennität; denn dieselbe wurde in der Stadt, in der Domkirche, unter Begleitung von vielen Fackeln, begraben, wobei viele Menschen häufige Thränen vergossen.

Hatte daran noch nicht genug, sondern ließ ihr auch ein herrliches Denkmal aus Marmorsteinen setzen, wozu eine lateinische Inschrift ausarbeiten ließ, die passend war. Alles vergoldet, kostete auch vieles Geld, war aber auch im besten Geschmack.

30.

Nachdem das Begräbniß vorüber war, ließ ich ein prächtiges Trauermahl anrichten, um meiner Gemahlin alle Ehre zu erweisen. Hatte für delikate Speisen gesorgt, und lief zu meiner und zur allgemeinen Zufriedenheit ab. Waren auch die Weine im geringsten nicht gespart, so daß eine herzliche Freude darüber empfand.

31.

Mein Umgang mit dem Könige dauerte immer mit gleicher Zärtlichkeit fort. Aßen oft zusammen,

und die Majestät schärfte mir manchen Trost ein, und sprach vortrefflich über die nothwendige Verknüpfung der Dinge, Schicksal und dergleichen, so daß fast kein Wort davon verstand.

Suchte mich auch durch Ergötzlichkeiten und andre Diskurse zu zerstreuen, um mich nur vor Verzweiflung zu bewahren. So erzählte er mir eines Tages, daß man eine große Anzahl Diebe und Mörder eingefangen habe, und er nun nicht wisse, ob er sie hängen solle, oder ihnen nicht lieber Pardon ertheilen. Ich wunderte mich über dergleichen schlechte und offenbar zu menschenfreundliche Gesinnungen. Sagte ihm rund heraus, er sey ein schlechter König, wenn er nicht am Umbringen das gehörige Vergnügen finde, und werde nachher in seinem Leben nicht mit Sicherheit regieren können. Man sehe es ihm wohl an, daß er bis dato noch mit Spitzbuben keinen sonderlichen Umgang gehabt; solle sie aber nur kennen lernen und werde dann einsehen, daß gegen dergleichen Ungezieser der Galgen, als das einzige kräftige Mittel, vorhanden. Hätte selber von solchen Creaturen einmal von einem Baume heruntergeschossen werden sollen, habe mich aber glücklicherweise noch durch eine glückliche List gerettet.

Kurz, predigte dem Könige so lange vor, bis er seine gnädigste Einwilligung dazu gegeben hatte, daß die Spitzbuben gehängt wurden, damit nur ordentliche Ruhe in's Land käme. Kriegte auch Lust, die armen Spitzbuben selber in Augenschein zu nehmen, machte ihnen also mit dem Könige einen Besuch. Sie hofften bei der Gelegenheit Pardon zu kriegen, aber darinne hatten sie sich sehr geirrt: wir sagten ihnen

Beide rund heraus, daß auf dieser Erde ihre Bestimmung nun einmal der Galgen sey; bei welcher Gelegenheit ich manchen schönen Spruch von der nothwendigen Verknüpfung der Dinge wieder an den Mann brachte. Die Spitzbuben wurden aber darüber ganz mißvergnügt.

Erstaunte nicht wenig, als die beiden ansehnlichen Kerle wieder gewahr ward, die mich ehemals in der Gegend von Polen hatten ausplündern wollen. Gab mich ihnen ohne Umstände zu erkennen und sagte, daß sie nunmehr das vom Baum Herunterschießen wohl würden lassen müssen. War ungemein vergnügt, daß an diesen Bestien meine Rache ausüben konnte, weil sie mich damals so über die Gebühr geängstigt hatten.

Am folgenden Tage wurden sie Alle hingerichtet, die Beiden ausgenommen, die meine Bekannten waren; denn diese hatten Mittel gefunden, aus dem Gefängnisse zu entwischen. Hatte sie nun Alle aufknüpfen sehn, und ging mit zufriedenem Gemüthe nach Hause, denn ich wußte nicht, was mir noch in dieser Nacht bevorstand.

Es mochte ohngefähr um Mitternacht seyn, als ich etwas so prasseln hörte, als wenn es Feuer wäre. War auch wirklich Feuer und ich wachte darüber auf. Alles stand in Flammen, die Tapeten brannten schon; ich griff nach den Kleidern, kaum daß ich noch meine Beinkleider rettete. Alles Uebrige, worunter auch mein herrlicher, trostreicher Stein befindlich, war fort und verloren. Die beiden entwischten Canaillen hatten das Feuer angelegt.

Nun stand ich unten vor meinem Schlosse in Hemd und Beinkleidern, indessen die Flammen Alles

geruhig niederbrannten. Die Bedienten liefen mit Zetergeschrei umher, und da ich mich einmal in der höchsten Trostlosigkeit befand, gab ich Allen auf der Stelle gleich ihren Abschied. Sagte, daß ich verarmt und abgebrannt wäre, ohne Mittel, könnte sie also nicht weiter brauchen. Sie gingen mit Thränen von mir und schwuren hoch und theuer, kriegten Zeit Lebens nicht wieder so herrliches Essen zu sehen, viel weniger zu genießen.

32.

Wußte keinen andern Entschluß zu fassen, als daß mich den Tag über im nächsten Walde einquartierte, weil in meinem nackenden Anzuge nicht durch die Straßen der Residenz gehn wollte.

Botanisirte in der Verzweiflung.

33.

Als es dunkel geworden, begab ich mich in die Stadt zum Kaufmann, meinem Schwiegervater. Derselbe glaubte, ich sey vielleicht gar vor Schmerzen oder Langerweile toll geworden, daß ich, als ein Graf, in solchem Aufzuge zu ihm gelaufen kam. Erklärte ihm aber bald das Räthsel, und erzählte ihm von meinem Stein und dessen Eigenschaften, vom Teufel und so weiter, in Summa, vertraute dem Manne Alles, und daß ich nun ein armer Abgebrannter sey: wodurch denn seine Verwunderung aufhörte, er aber in ein unbeschreibliches Erstaunen gerieth.

34.

Der König, dem ich schriftlich mein gehabtes Unglück anzeigte, stattete mir schriftlich sein Condolenzschreiben ab, mit eigenen hohen Händen abgefaßt, wodurch gewissermaßen in eine Art von Beruhigung überging.

Der Kaufmann, mein gewesener Schwiegervater, hatte für sein großes Vermögen, das er großentheils durch mich erworben hatte, zwei Schiffe ausgerüstet, die damals auf der See waren. Es dauerte nicht lange, so kriegten wir die Nachricht, daß das eine gescheitert, das andre aber von Seeräubern weggekapert sey.

35.

Nun hätte ein Mensch sehn sollen, wie dieser Kaufmann sich bei dergleichen Nachrichten anstellte, und merkte schon damals, daß ich ein großer Philosoph sey, daß schon gewöhnt, so überschwengliches Elend mit exemplarischer Geduld zu ertragen. Einmal die Wurzel meines Glücks verloren, jetzt sogar mit meinem Steine abgebrannt.

Kam der Mann sogar darauf, ich sey ein Hexenmeister, sey am Tode seiner Tochter Schuld und auch an seinen Schiffen. In Summa, machte in der Verzweiflung nicht große Complimente, sondern schmiß mich zum Hause hinaus.

36.

Der König hatte durch den Kaufmann denselben Argwohn gefaßt, von wegen der Hexenmeisterei. Schickte mir also die Bettelvögte nach, und ließ mich geradesweges über die Gränze bringen, mit dem kurzen, doch verständlichen Bedeuten, daß, falls ich mich unterstehn würde, wieder einen Fuß in sein Land zu setzen, er mich an den lichten Galgen wolle henken lassen.

Ging mit betrübten Gedanken aus seinem Lande hinaus.

Ende des zweiten Abschnitts.

Dritter Abschnitt.

1.

Sahe nun klärlich ein, daß man sich in dieser Welt auf nichts völlig verlassen und vertrauen könne, wenn man nicht sein bestimmtes Auskommen habe. Nahm mir daher vor, mein Glück wieder zu suchen und mich empor zu bringen; aber nicht auf die gewöhnliche Weise, wie bisher geschehen, sondern lieber gleich zu trachten, König oder Kaiser zu werden, damit ich mein Stückchen Brod in Ruhe und Frieden verzehren könne. Ist es doch so Manchem gelungen, sagte ich zu mir selber, warum soll es denn mir gerade fehlschlagen? Wenn man alle Könige und Kaiser zusammenzählt, die seit Erschaffung der Welt regiert haben, so kömmt eine hübsche Summe heraus; warum soll ich denn nicht Einer von diesen Vielen werden können? Und Creaturen haben sich darunter befunden, wie der hochselige Nebukadnezar, der sich nicht entblödete, auf vier Füßen zu gehen; wie Nero, der die Christen verfolgte; wie Caligula, der sein Pferd zum ersten Burgermeister machte; nicht des Saul zu gedenken, der David umbringen wollte; oder des Salomo, der sich ein Paar tausend Weiber hielt. Keine dieser Bosheiten habe ich bisher ausgeübt, sondern im Gegentheil einen stillen und vernünftigen Lebenswandel geführt. Das Bischen durch die Luft fliegen als

Maus abgerechnet, als mich der erschreckliche Vogel nach dem Reiche Persien brachte. Warum soll ich nun verzweifeln?

2.

Tröstete mich mit diesen und dergleichen Gedanken, hatte aber unterdessen nichts anders zu verzehren. Thät mir sehr leid und wünschte von Herzen, die Zwischenzeit bis zu meiner künftigen Größe möchte erst überstanden seyn. Aber da half kein Wünschen. Ging von Ort zu Ort, und trieb wieder das alte Bettlerhandwerk, das mir in der ersten Zeit, nach dem Grafenstande, recht sauer ankam.

3.

Irrte weiter umher und kam in eine sehr wüste Gegend. Traf auch keinen Menschen, außer nach etlichen Tagen auf zwei Personen, die sich für Leineweber ausgaben und mir sagten, daß sie umherwanderten, ihr Glück in der Welt zu suchen. Freute mich ungemein, daß es noch mehr solche Leute gebe, als ich selber einer war, und indem genauer hinsah, waren es zwei von denen, die mich ehemals in Wien wegen meines fast zu beißenden Witzes hatten ausprügeln wollen. Wir erzählten uns unsre Geschichten, und als ich die meinige vortrug, hielten mich die Gesellen für einen wackern Aufschneider; denn es war ihnen so etwas Unglaubliches noch nie begegnet.

So ist der Mensch. Was er nicht selber erfahren hat, scheint ihm unmöglich.

4.

Wir wanderten eine geraume Zeit mit einander. Eines Tages wurde es Abend, und es fing an sehr finster zu werden. Wir erkundigten uns nach einem Wirthshause, und man beschrieb uns die Gegend. Als wir ankamen, sagte uns der Wirth, daß er uns unmöglich aufnehmen könne, weil alle seine Stuben schon von Gästen besetzt wären. Wir baten ihn recht flehentlich; allein es war Alles umsonst und vergebens. Endlich sagte er, er habe noch ein Haus, das er aber immer müsse leer stehen lassen, weil es von Poltergeistern beunruhigt würde, mit diesem könne er uns dienen, wenn wir es verlangten, doch sollten wir nachher nicht die Schuld auf ihn schieben, wenn Einigen von uns die Hälse gebrochen würden, und dergleichen mehr.

Ich dachte gleich an meine sonst gehabte Geschichte mit der Katze, dem einen Kameraden fiel sie auch ein, und da er gern auch einen Stein bei'm Teufel im Brete haben wollte, so drang er bei'm Wirthe darauf, daß er uns nur hinbringen möchte, und Licht, Bier und Karten geben, wir wollten es dann mit den Geistern schon aufnehmen.

Der Wirth, nachdem er uns noch einmal gewarnt hatte, erfüllte unser Begehren.

5.

Wir waren lustig, spielten um das wenige Geld, das wir bei uns hatten und tranken unser Bier, indem wir dabei an nichts weniger als an einen Geist dachten. Glaubten auch am Ende, daß keiner kommen würde, als sich plötzlich um Mitternacht die Stubenthür öffnete, und ein vornehmer Cavalier mit vielen Complimenten hereintrat.

Meine werthesten Herren, sagte er recht höflich, es freut mich, daß Sie in mein schlechtes Haus einsprechen wollen. Ich bin allein und werde die Ehre haben, von Ihrer angenehmen Gesellschaft zu profitiren. Wir wollen eins zusammen trinken.

Aber wir Alle waren nicht dazu aufgelegt, sondern saßen schon längst unter dem Tische, und Keiner kuckte hervor.

Da der Herr fand, daß wir so ungesellig waren, verschwand er wieder.

6.

Wir suchten wieder unsre Karten zusammen und glaubten, daß uns nun kein Geist weiter besuchen würde. Zechten Alle noch lustiger als zuvor, weil wir dachten, wir hätten nun allen Schrecken überstanden.

7.

Dauerte aber nicht lange, so kamen zwei Kerle gar aus dem Fußboden hervor, wovon einer eine

Violine in der Hand, der andere aber eine Flöte am Maule hatte. Sie tanzten und spielten wie toll in der Stube herum, so daß Zeit meines Lebens keinen so unvernünftigen Geist gesehn habe. Nachdem sie viel dummes Zeug getrieben, ja mit ihren Possen sich so weit vergessen, daß wir in ihrer Gegenwart, ob sie gleich Geister waren, lachen mußten, verschwanden sie wieder auf eine wunderbare Weise.

8.

Nun dachten wir, wäre es der Poltergeisterei genug; aber weit gefehlt, denn die Hauptsache sollte nun erst vor sich gehn.

Es that sich nämlich die Decke der Stube auseinander, und der erst erschienene Herr fuhr mit einer ganzen großen Gesellschaft herunter, in die Stube herein. Bediente kamen mit, die eine große Tafel servirten, und sie mit goldenen und silbernen Geschirren besetzten. Dann wurden herrliche Speisen und treffliche Weine gebracht, und die Gesellschaft schmausete und zechte, daß, wenn es ordentliche Menschen gewesen wären, man seine Lust von bloßem Zuschauen gehabt hätte. Wir hielten uns still in unserm Winkel und dachten: Wo will doch das hinaus?

Der Oberste an der Tafel rief einen Bedienten und sagte: Bringe den Herren im Winkel da diesen Becher, den sie uns zu Ehren austrinken sollen.

Der Bediente kam auf uns zu, wie ihm befohlen war, und wir weigerten uns nach Herzenslust, sagten: wir wären sehr verbunden, hätten aber schon Bier ge-

nossen, wozu sich der Wein übel schicken würde, tränken nicht so spät Wein, und dergleichen mehr. Da aber der Bediente gar nicht zu nöthigen aufhörte, so ergriff endlich der eine Leineweber den Becher, der in der That zu gerne trinken mochte, trank ihn aus und fiel alsbald todt darnieder.

9.

Darüber erschraken wir andern Beiden, wie billig, und nahmen uns vor, an diesem armen Kerl ein Exempel zu nehmen, der sich so unverhofft zu Tode gesoffen. Als nachher von Neuem die Einladung an uns erging, bestanden wir durchaus darauf, daß wir nichts mit Trinken zu thun haben wollten. Daran kehrte sich aber der abgeschickte Bediente ganz und gar nicht, sondern da wir nicht zum Trinken aufgelegt waren, brach er dem andern Gesellen mit Gewalt den Mund von einander und goß ihm den Wein hinunter, worauf dieser ebenfalls des Todes verblich.

Da ich dergleichen Ceremonien sah, wollte mir das Herz fast vor Angst zerbersten, suchte meine Rettung daher in der Flucht. Da war mir aber übel gerathen, denn der Bediente erwischte mich am Kleide und hielt mich fest, indem er mir immer den Becher zum Trinken präsentirte.

Noth lehrt beten! Die Wahrheit dieses Sprichwortes habe ich damals recht einsehn lernen, denn als ich nun in der höchsten Angst war, suchte ich in meinem Gedächtnisse nach einem recht kräftigen Stoßge-

bete umher, und rief in der Verzweiflung: Pereat der Teufel, Vivat der Herr!

Sogleich verschwanden alle Gespenster, doch ließen sie in der Eile die prächtige Tafel in der Stube.

10.

Wer war froher als ich! Es that mir jetzt nur Leid, daß ich einen solchen wilden Studentenausdruck gewählt, um die höllischen Geister zu vertreiben; denn ich hatte eigentlich das Vater Unser beten wollen, in der Angst aber ein wenig die rechte Straße verfehlt, und dadurch auf eine fast beleidigende Art mein Wohlwollen gegen den Schöpfer an den Tag gelegt.

Es erschien ein Geist, in Gestalt eines großen schönen Vogels. Wir machten gegenseitig unsre Complimente und freuten uns, uns kennen zu lernen. Daneben bat ich meines unhöflichen Gebets wegen um Verzeihung, es sey in der Angst geschehen; wie man in den Wald hineinschreie, so schalle es wieder heraus; auf einen groben Kloß gehöre ein grober Keil, und dergleichen mehr. Der Vogel antwortete: dergleichen habe nichts zu sagen, ein Jeder mache es so gut, als er könne, und in der Angst gelte ein leichter Fluch auch. Hierauf fragte ich an, ob ich nicht so frei seyn dürfte, das Beste von den goldenen Geschirren zu mir zu stecken und für meine gehabte Angst einen kleinen Rekompens zu genießen. Der Vogel widerrieth ein solches, und sagte, ich solle Alles dem Wirthe lassen, der sein Haus so lange nicht habe brauchen können und dadurch ziemlichermaßen Scha-

den gelitten; ich solle nichts, als einen Pokal zu mir stecken, in dem sich eine überaus köstliche Perle befinde. Diese Perle sey vorzüglich dazu zu gebrauchen, daß sie Alles, was man damit anrühre, in Gold verwandle, es aber dann wieder in seinen vorigen Zustand herstelle, wenn man es haben wolle. Außerdem, fuhr der Vogel fort, steht hier vor der Thür ein gesattelter schöner Esel, der Dich fortbringen wird, sobald Du ihm nur ein wenig in die Seiten trittst.

Ich bedankte mich für die große Gnade und das schöne Geschenk, steckte den Pokal zu mir und damit sogleich zur Thür hinaus. Der Esel stand wirklich draußen, ich setzte mich auf, und wie ehemals der Vogel, so ging jetzt dieser Esel mit mir durch alle Lüfte. Schloß fest an, weil beständig in der Furcht lebte, herunter zu fallen.

Flogen Beide, und flogen beständig fort, es war, als hätte der Esel Flügel gehabt. Es war auch dunkle Nacht; aber die Sonne mit ihrer Morgenröthe ging schon auf, als ich noch immer auf meinem Esel saß, der des Fliegens nicht überdrüßig wurde.

Endlich sahen wir ein hohes und steiles Gebirge vor uns liegen, darauf setzte sich der Esel mit mir nieder und stand still. Hielt solches für eine feine Art, mir seine Meinung zu verstehn zu geben, und stieg augenblicklich ab.

II.

Als ich abgestiegen war, unterließ nicht, mich nach allen Seiten wohl umzuschauen, weil gern wissen

wollte, wohin ich gerathen sey. Sah aber nichts als steile Berge um mich her. Ich fragte, wo wir wären, bedankte mich bei dem gutwilligen Esel, und wollte schon in der Stille meine Perle herausnehmen, um ihn in Gold zu verwandeln und nachher zu verkaufen, als er, der gewiß meine Absicht merkte, sich plötzlich in ein herrliches Pferd verwandelte.

Ich erstaunte, und merkte nun wohl, daß ich einen Geist vor mir habe; erwies ihm auch von diesem Augenblick alle nur mögliche Ehre, die man unter solchen Umständen einem Gespenste schuldig ist. Behielt immer meinen Hut unter'm Arm, ließ es auch an Schauder und Angst nicht gebrechen, denn ich dachte, das Pferd könne mich am Ende noch gar mitten in dem wüsten Gebirge auffressen.

Das Pferd war aber seinerseits auch sehr höflich, und hatte, ob es gleich seinen Stand verändert hatte, immer noch die bezaubernden Manieren des Esels an sich, so daß unter gegenseitigem Complimentiren eine gute halbe Stunde verstrich. Das Pferd machte so viele Kratzfüße, daß die Funken nur immer aus dem Felsen sprangen.

War endlich so dreist, zu fragen: warum es nicht lieber gleich ein Pferd gewesen wäre, sondern sich erst in einen Esel verwandelt hätte, hätte auf die Art nur doppelte Mühe gehabt; worauf das Pferd mit einem liebenswürdigen Wiehern, das auf seine Art ein Lachen vorstellen sollte, antwortete: Halte endlich Dein Maul, Tonerle, oder Tunelli, und sey froh, daß Du mit heiler Haut aus den Händen der Gespenster gekommen bist. Geh Deiner Straße. Dort unten

liegt eine große Stadt, da wirst Du Dein sicheres und beständiges Glück machen. — Wo? fragte ich.

Das Pferd stellte sich auf die Hinterbeine und sagte verdrüßlich: Da vor Dir, Du Ochsenkopf! indem es das vordere Bein mit dem Hufe gerade vor sich hin streckte. Ich sah noch einmal hin und bemerkte nun auch eine gewaltig große Stadt vor mir liegen. Konnte nicht begreifen, daß ich sie nicht gleich gesehen.

Das Pferd stand noch aufgerichtet vor mir, ich hielt es für meine Schuldigkeit, nahm den Vorderfuß in meine Hand, drückte ihn ein wenig zärtlich in meinen Fingern und versiegelte dann meine Dankbarkeit mit einem auf den Huf gut angebrachten Kuß.

Das Pferd machte eine zierliche Verbeugung und verschwand.

12.

Ich fing nun an, mit Gemächlichkeit vom Gebirge herunter zu steigen, wobei zu meinem großen Leidwesen Hunger verspürte. Um mich zu zerstreuen, verwandelte sogleich einen großen Stein in Gold, dann wieder in Stein, steckte mir alle Taschen voll Holz und Steine, die ich zu Gold machte, um in der Stadt sogleich davon zehren zu können. Nun ward mir das Gehen sehr beschwerlich, von wegen der großen Last. Sah bei der Gelegenheit ein, daß zuweilen mit Dummheit behaftet, weil ja die Perle besitze, warf daher wieder Alles von mir und machte es wieder zu Stein und Holz.

Nun hoffe doch endlich den Hafen des Glücks zu finden, sagte ich zu mir selber, da der Hunger immer mehr überhand nahm: hange ich doch nun von Niemand ab, brauche mich nicht zu verwandeln, um meinen Lebensunterhalt zu genießen, habe auch durch des Himmels Hülfe weiter keine Gemeinschaft mit dem Teufel, der das Bannen und Zitiren und Schätzebringen doch auch einmal hätte überdrüßig werden können. O wohl dem Manne, der Alles sich selber, seiner eigenen Kraft und seinen Talenten zu verdanken hat!

Unter diesen Worten war ich bis an das Stadtthor gekommen.

13.

Verwandelte in der Eil eine Menge nichtswürdiger Sachen in Gold, um mich mit Sicherheit in einem Gasthofe niederlassen zu können. War der Wirth über meine Ankunft sehr vergnügt, denn verzehrte gar nicht sparsam, so daß er seit langer Zeit keinen so guten Gast gesehn hatte.

Erfuhr von ihm, daß diese Stadt und dies Land Aromata genannt werde und daß es einen Kaiser habe. Gefiel mir die Lage und die Art der Lebensmittel ungemein; mit einem Worte, wünschte, hier mit der Zeit einmal Kaiser zu werden.

14.

Nachdem einige Wochen ohne Beschäftigung im Wirthshause still gelegen, um mich nun auf die gehö-

rige Weise zu erholen, so fing auch wieder an, an die dem Menschen nöthige Thätigkeit zu denken. Ging daher spatzieren und betrachtete mir die Straßen der Stadt.

Muß sagen, daß mir dieses Land von Tage zu Tage mehr gefiel. Straßen waren breit; probirte die übrigen Gasthöfe, waren auch gar nicht zu verachten; fand aber doch, daß mich im besten einquartiret.

Nachdem die Landesart erkundet, wollte ich auch einen Vorsatz in's Werk richten, nämlich: nichts Geringeres, als in dieser Stadt großes Aufsehn zu erregen. Verwandelte also die ganze Straße, die nach dem kaiserlichen Palast führte, in Gold.

Erst wußten die Leute gar nicht, was sich zugetragen; dann verwunderten sie sich aber desto mehr, als sie es gewahr wurden. Es entstand ein großer Auflauf; Goldschmiede erprobten das Gold und fanden es ächt und vortrefflich. Ist nicht zu sagen, welch' ein Lärmen und Geschrei in der ganzen Stadt vorhanden war.

15.

Es konnte gar nicht fehlen, daß des Kaisers Person nicht Einiges davon zu Ohren gekommen wäre. Er, der ein Liebhaber von Curiositäten war, ließ sogleich seine sechsspännige Kutsche vorfahren, setzte sich allda hinein und fuhr durch die goldene Straße, um das Wunderwerk selbst in Augenschein zu nehmen. Ist nicht zu läugnen, daß es sehenswürdig war, und bin fast der Meinung, daß keiner meiner hochzuehren

den Leser je wohl dergleichen mit Augen erblicket, wenn er sich nicht um die Zeit in Aromata sollte aufgehalten haben.

16.

Dem Kaiser, der sogar eine Porzellainmanufaktur eingerichtet, dem Seidenbau aufgeholfen und den Kartoffelbau in seinem Lande verbreitet, auch Noth- und Hülfsbücher veranstaltete, konnte dergleichen Fortschreitung in den Wissenschaften keinesweges gleichgültig seyn. Hatte daher kaum gemerkt, daß das Gold ächt und brauchbar sey, so ließ er gleich einen Herold, mit einer großen Posaune, die Straßen hinunter reiten und ausrufen: daß derjenige vortreffliche und große Mann, der dies Kunststück bewerkstelligt, sogleich bei Hofe sich einfinden möge, inmaßen der Kaiser gesonnen sey, ihn ziemlich in Ehren zu halten.

Unter dem Gedränge der Leute schlich ich mich indessen wieder an die Häuser und verwandelte sie durch meine Wissenschaft in eine gewöhnliche Gasse. Nun vermehrte sich das Erstaunen und Lärmen noch um ein Großes; einige junge Bursche, die sich damit beschäftigt hatten, einiges Gold von den Ecksteinen abzukratzen, sahen, daß ihr gehoffter Gewinnst nun wieder verschwunden, und wurden dermaßen ungehalten, daß sie sogar heftige Flüche ausstießen.

17.

Was mich aber am meisten ergötzte, war des Kaisers Majestät selbst. Stand der ehrwürdige, große

Mann da, und hatte vor lauter Erstaunen das Maul
und die Augen weit aufgesperrt. Mußte über Dero
Possirlichkeit laut lachen, und ließ mich geschwinde,
um nicht noch mehr Unschicklichkeit zu begehen, bei
Hofe anmelden, als derselbe Künstler, der die bekann-
ten Wunderwerke veranstaltet habe.

18.

Es konnte nicht fehlen, daß der Kaiser sogleich
gelaufen kam, um mich in genauen Augenschein zu
nehmen. Die Audienz ging vor sich und lief sehr
gnädig ab. Sagte unverhohlen, daß ich dergleichen
Kunststück zu machen fähig. Worüber der Kaiser
eine große Freude empfand, und sagte: ich würde ihn
verbinden, wenn ich mich an seinem Hofe aufzuhalten
geruhete. Sagte es ihm auf einige Zeit zu.

19.

Bat mich Ihro Majestät, ihm doch, in Gegen-
wart des hohen Ministerii, einige exquisite Kunststücke
vorzumachen, weil er gerade ein großes Traktament zu
geben gesonnen. Sagte demselben meine Dienste zu,
und daß er nach seinem Belieben mit meinem gerin-
gen Talente schalten und walten könne.

Ihm aber selber eine Ergötzung zu machen, ver-
wandelte sogleich seine Frau Gemahlin in pures Du-
katengold, worüber er vor Verwunderung mit den
Händen zusammenschlug. Bat mich aber, sie wieder

rückwärts in seine Frau zu verwandeln. Geschahe von meiner Seite.

20.

Nun wurde mit der Kaiserin eine sehr interessante psychologische Untersuchung angestellt, was, und wie sie als Gold empfunden, gedacht und sich vorgestellt habe. Waren alle Anwesende von Herzen neugierig; sie sagte aber, daß sie durchaus gar keine Empfindung gehabt habe. War immer merkwürdig genug.

Mir, für meine Person, schien sie als Gold viel reizender, als in ihrem wahren und natürlichen Zustande.

21.

Die Minister waren jetzt versammelt, und der Kaiser bat mich, in ihrer Gegenwart etwas vorzunehmen. Die Tafel war aufgetragen, alle Speisen standen in Bereitschaft, und schon war das hohe Ministerium im Schnappen begriffen, als ich Alles sammt und sonders in Gold verwandelte.

Wollte, ich könnte das Erstaunen beschreiben, das sie Alle ergriff: es war in der That zu verwundern.

Um die Kränkung aber aufzuheben, stellte ich nach einiger Zeit die wirklichen Speisen wieder her.

22.

Noch als wir bei Tische saßen, erhielt der Kaiser einen Brief, durch den er erfuhr, daß einer von den

anwesenden Ministern ein Hochverräther sey. Er gestand auch seine Missethat, und bat um Pardon.

Der Kaiser sprach ihm das Todesurtheil, daß er sogleich sollte hingerichtet werden. Ich aber schlug mich in's Mittel, und bat für ihn um Gnade, verwandelte ihn sogleich in Gold, und rieth dem Kaiser, ihn nun zur Strafe in die Münze zu schicken, um zur Warnung für andre Hochverräther, Dukaten aus ihm prägen zu lassen. Geschahe; ein Bedienter, der sich hierüber moquiren wollte, wurde in der Eile noch mit verwandelt.

23.

Der Kaiser hatte ein unbeschreibliches Wohlgefallen an mir. Er hatte vor, eine große Jagd anzustellen, und invitirte mich, gleichermaßen Theil daran zu nehmen. Versicherte ihn, sey von jeher ein großer Verehrer der Jagd gewesen.

Schoß wieder nichts, weil, wie gesagt, nicht zu treffen verstand. Verwandelte aber Löwen und allerhand Thiere in Gold und ließ sie dann wieder lebendig werden und davon laufen. Der Kaiser hatte dergleichen Freude noch Zeit seines Lebens nicht empfunden.

24.

Versicherte mich auch derselbige Kaiser seiner immerwährenden Protektion, und daß ich beständig an seinem Hofe verbleiben sollte, womit außerordentlich

zufrieden war; denn hatte mein sehr schönes Essen und ging mir auch in keinem andern Dinge etwas ab.

25.

War nicht lange am Hofe gewesen, so entstand ein ziemlich ansehnlicher Krieg; denn die benachbarten Völker griffen das Reich an, zerstörten die Dörfer und Festungen; in Summa, richteten großen Schaden an.

War mein Kaiser um diese Zeit ganz und gar verblüfft.

26.

Er stellte eine Rathsversammlung an, die aus den erfahrensten Männern bestand; darunter ich auch gehörte. Es kam dazu, daß alle zum Frieden riethen, weil sie Alle nicht Muth genug hatten; ich war der Einzige, der zum Kriege anrieth, auch zugleich die Anführung der Armee versprach, mit dem Erbieten, die Feinde gewißlich totaliter zu schlagen.

27.

Man wollte mir erst nicht trauen, setzte aber durch mein Bitten durch, daß zum Feldmarschall ernannt wurde. Merkte, daß die Soldaten muthig waren, und rückte gleich in das feindliche Gebiet ein.

28.

Kam bald zum Treffen, worin unverhoffter Weise und zu meiner größten Freude die Feinde wirklich besiegte, wie ich es bis dahin nur versprochen hatte. Nicht faul zogen wir in das feindliche Land, eroberten die Festungen und Städte, legten Garnison hinein und kehrten dann, mit Ehre und Ruhm gekrönt, nach Aromata zurück.

29.

Die Einwohner liefen uns mit einem fürchterlichen Vivat entgegen. Der Kaiser umarmte mich, man konnte sich nicht satt an mir sehn. Hatte noch niemals dergleichen Ehre genossen.

30.

Es war die Zeit gekommen, daß ich in meinem Leben die Liebe zum zweiten Male empfand. Die reizende Tochter des Kaisers hatte nämlich mein Herz gefesselt. Wurde deshalb melancholisch, hing das Maul und ließ auch den Kaiser je zuweilen grob an. Er dachte wohl, daß mir was fehlen müsse. Fragte mich oft um die Ursache, blieb aber immer die Antwort schuldig, weil mich vor ihm fürchtete.

31.

Endlich faßte mir doch ein Herz und gestand ihm meine Liebe, unter Thränen der Entzückung und Zähn-

knirschen. Sah der Kaiser dadurch wohl, daß mit mir nicht zu spaßen sey, und versprach mir seine Tochter, wenn ich ihm meine wunderbare Perl überlieferte.

32.

Ich mußte in diesen sauern Apfel beißen, wenn mir die Perl auch noch so lieb war, wollte ich anders die schöne Prinzessin zur Gemahlin bekommen. An demselben Tage, da ich die Perl ablieferte, war mir die Braut überantwortet, und ein so kostbares Hochzeitfest veranstaltet, daß meine gegenwärtigen Unterthanen immer noch davon zu erzählen wissen.

33.

Mein Schwiegervater schenkte mir auch einige ausgesuchte Herzogthümer, von denen ich bequem meinen Lebensunterhalt ziehen konnte. War im Privatstande ziemlich vergnügt.

34.

Wurde mein glorreicher Schwiegervater krank, und machte mir nun schon starke Rechnung auf die Krone von Aromata, weil ich der nächste Erbe war. Legte mich daher im Voraus auf die Regierungskunst und studirte meine Unterthanen. Kamen mir jetzt die Vorkenntnisse herrlich zu statten, daß ich schon ehemals die Wirthshäuser ausprobirt hatte.

35.

Der Kaiser starb, und ich ward wirklich an seiner Stelle Kaiser. Wußte nicht, wie mir geschah, als ich mich zum Erstenmal „Von Gottes Gnaden" unterschrieb; hatte seitdem mein sicheres Brod und dazu Liebe und Anbetung meiner Unterthanen. Bin jetzt alt und grau, und immer noch glücklich, schreibe aus Zeitvertreib und weil ich nicht weiß, was ich thun soll, diese meine wahrhafte Geschichte, um der Welt zu zeigen, daß man gewiß und wahrhaftig das am Ende durchsetzt, was man sich ernsthaft vorgesetzt hat. Habe Gott Lob! noch guten Appetit, und hoffe ihn bis an mein seliges Ende zu behalten. Die idealischen Träume meiner Kinderjahre sind an mir in Erfüllung gegangen: das erleben nur wenige Menschen.

36.

Und hier schließe ich meine Geschichte.

Ende des dritten und letzten Abschnitts.

Das jüngste Gericht.

Eine Vision.

1800.



Ich hatte schon manches Jahr in der Welt gelebt, und niemals war es mir im Traum eingefallen, daß man dergleichen Dinge träumen könne, wie ich sogleich beschreiben werde. Ich hatte mich immer mit dem gewöhnlichen angenehmen Schlafe beruhigt und geglaubt, es sey schon genug, die Augen zuzumachen und auszuruhen, als ich in einigen Büchern las, wie es die Autoren bedauerten, daß sie die Zeit der Nacht als wahre unnütze Faullenzer hinbrächten, ohne im Schlaf ihre Pflichten und Berufsgeschäfte forttreiben zu können, zu denen doch gleichsam nur wenig Wachen gehöre; aber es sey pur unmöglich. Durch diese Winke ging mir über mein eignes unnützes Schlafen ein Licht auf, und ich beschloß, den Fehler, den ich bisher gemacht hatte, zu verbessern und durchaus meinen wachenden und schlafenden Zustand in einander zu ziehen, und zu einem einzigen zusammenhängenden Lebenslaufe zu verarbeiten, was bei mir auch weit eher, als bei Andern möglich ist, weil mein Wachen schon ein Träumen und Phantasiren ist, so daß ich fast nichts zu thun hatte, als meine Imagination noch etwas mehr überhand nehmen zu lassen, und die Sache war geschehn. Welche Aussichten, sagte ich zu mir selbst, bieten sich auf diesem Wege dar! Du

brauchst keine Minute deines Lebens unnütz und ohne Beschäftigung verschwinden zu lassen, du wirst der Erste seyn, der sogar seinen Schlaf nützlich und fleißig anwendet.

Im Anfang aber ging es übel. Aus Angst, ob ich auch schicklich und zweckmäßig träumen möchte, konnte ich in der ersten Zeit nicht einschlafen, denn die Materie war gleichsam noch zu zähe, daß sie sich nicht wollte verarbeiten lassen, so daß ich den folgenden Morgen recht verdrüßlich war und besser gethan hätte, lieber gleich bei einem guten Buch aufzusitzen, da ich doch einmal überwacht war und nun den ganzen folgenden Tag schlafen mußte. Diesen verschlafenen Tag zog ich nun natürlich nicht mit in die Beschäftigung, weil es ein außerordentlicher Zufall war, und auf diese Art hatte ich von meiner Bemühung mehr Schaden als Vortheil. Bald darauf gerieth es mir ein wenig besser, nur versah ich es darin, daß es, bei'm Lichte besehn, Lappalien waren, die ich geträumt hatte, fast nur Wiederholungen meiner Beschäftigungen und Gedanken am Tage, was mir auch nicht viel helfen konnte; doch war ich in der Kunst immer schon um einen Schritt weiter gekommen, und ich mußte mich damit trösten, daß der Anfang von allen Dingen schwer sey.

Als ich weiter kam, hatt' ich wieder damit meine Noth, daß ich die schönsten Träume bei'm Aufwachen vergaß, oder mich während des Träumens so ängstigte, Alles zu behalten, daß ich darüber erwachen mußte. Ein andermal schien es, als wenn ich Alles recht gut behalten würde, aber wenn ich mich recht besann, so war es Tag, und ich wachte wirklich, so daß mir über

die Anstrengung mein klares Bewußtseyn verkümmert wurde. Kurz, ich sah ein, wie schwer es sey, selbst in der geringsten Kunst zu einer gewissen Vollendung und Vortrefflichkeit zu gelangen.

Durch meine wiederholten und fortgesetzten Bemühungen ist es mir nun aber endlich so gelungen, daß ich fast träumen kann, was ich will, so daß ich mir ordentlich des Abends ein Thema aufgebe, worüber ich nachsinnen, oder mir Vorstellungen erwecken will; so lege ich mich nieder und führe meinen Vorsatz gut durch, indem ich auch im Schlafe meine Phantasie in Schranken halte und keinen Gedanken passiren lasse, der mir nicht gut und brauchbar scheint.

Mit dieser Uebung kam ich darauf, einige Bücher von den Leuten zu revidiren, die schon vor mir auf demselben Wege gewandelt waren. Ich las die Träume des Quevedo und die seines Nachahmers Moscherosch, der unter dem Namen Philander von Sittewalt geschrieben und seinen Vorgänger sehr übertroffen hat. Ohne einen von Beiden übertreffen zu wollen, setzte ich mir einen Traum zum Thema, den Beide geträumt und geschildert haben, um zu sehn, welchen Weg ich einschlagen würde, nämlich den vom jüngsten Gericht, und so mag ihn der Leser, indem ich ihn hier wieder darstelle, mit jenen beiden vergleichen, und um mir nichts übel zu nehmen, niemals vergessen, daß es nichts als ein Traum ist, in welchem die Imagination immer alle ihre Ufer und Schranken übertritt und gleichsam ihr höchstes Vergnügen darin setzt, dem gesunden Menschenverstand vor den Kopf zu stoßen, der zum Glücke tüchtige Kopfstöße vertragen kann. Wie es nichts Ungewöhnliches ist, daß viele

denkende Männer über mancherlei Materien ihre Gedanken dem Publikum mitgetheilt haben, so werde ich es auch in Zukunft nicht unterlassen, über sehr verschiedentliche Gegenstände für Wißbegierige meine Träume niederzuschreiben.

Ich war kaum eingeschlafen, als es mir vorkam, die ganze Welt um mich her habe ein neues Gesicht, die Bäume verzogen ihre Mienen, die ernsthaften Berge und Felsen schienen zu lachen, die Ströme flossen mit rauschendem Gelächter ihre Bahn hinunter, die Blumen dehnten sich aus und streckten sich in allen ihren Farben und schienen wie von einem tiefen Schlafe zu erwachen. Es überfiel mich, daß die ganze Welt in allen ihren Theilen sich zu einem fröhlichen Bewußtseyn entzünde, und daß ein neues Licht die uralten Schläfer anrühre, in alle tief verschlossenen Kammern gehe und sie rufe und erwecke. Wo will es hinaus? sagte ich zu mir selber. Die muntern Winde machten sich auf und zogen in ihrem fröhlichen Gange über die Fluren und Gebirge, das Gras und Laub wurde grüner, eine holde Röthe färbte den Frühling höher und die Waldvögelein wußten sich mit ihren Stimmen nicht seltsam genug zu geberden. Indem ich noch im Verwundern war, fühlte ich ganz deutlich, wie es unter meinen Füßen wühlte und den Kern der Erde wie in tausend Pulsen schlug; die unterirdischen Gewässer stritten mit dem inwendigen Feuer, und Erze und Steine strebten, die bevorstehende Geburt noch in sich zu verschließen und fest zu halten. Die Sonne stand hoch am Himmel und brannte verzehrend herunter, sie saugte mit ihren Strahlen die Berge und Ströme an, und die Geister der Welt

fühlten ihr ursprüngliches Schmachten nach der Sonne hinauf. Es geschah plötzlich, daß aus der ganzen Natur der Tod und die hemmenden Kräfte herausgenommen wurden, und nun schwang sich die Uhr mit allen ihren Rädern gewaltsam und reißend herum, die Ströme stürzten mächtig und unaufhaltsam die Thäler hinunter, die Felsenstücke trennten sich ab und wurden lebendig wie Blumen, die grünen Thäler hoben sich und sanken wechselnd nieder. Alle Schöpfungskräfte rannten und stiegen wettlaufend die Adern der Natur hinauf nnd hinab, die Bäume knospeten und blühten, und Augenblicks quollen die Früchte hervor, sie fielen vom Stamme nieder und das Laub verwelkte, worauf ein rascher Frühling sie wieder dehnte und in ihnen trieb, und so jagten sich Frühling, Sommer, Herbst und Winter; die Ströme rissen und waren vom augenblicklichen Eise gehemmt, worauf die stürzende Woge wieder lebendig wurde. So ängstigte und erhitzte sich die Natur in sich selber, und endlich sprang die Knospe der Zeit und gab die eingefesselte Ewigkeit mit einem gewaltigen Klange frei, das verhüllte Feuer brach aus allem Irdischen hervor und das ewige uralte Element des Lichtes herrschte wieder über der Tiefe, und alle Geister rannen in Einen Geist zusammen.

Nun schwangen sich die leichten fließenden Ströme in schönen Bildern hinunter, die Gewässer ein leuchtender Krystall, die Blumen durchsichtig, die Gräser leise grüne Flammen; auf der Oberfläche der Erde schwammen die Edelgesteine und das Gold jubilirend, die Sonne schaute sie fröhlich an und hatte sich wieder auf ihre vergessenen Strahlen besonnen, die in der Schöpfung sich in die tiefen Schachten verirrt hatten.

Alle Töne wurden Musik und Freudejauchzen, alles Dürftige war reich geworden, alles Unzufriedene und Geängstigte glücklich und zufrieden.

Ich war nun nicht mehr in Zweifel, was es sey, das sich zutrug, es war nämlich der sogenannte jüngste Tag, den ich so oft zu erleben gewünscht hatte, ohne mich mit dem Sterben zu bemühen. Immer war es mein Wunsch, es möchte sich fügen, daß er mir plötzlich auf die Nase schiene, indem ich an nichts weniger gedächte. Wie es denn oft geschieht, daß die fast unmöglichen Ideale und Wünsche der Jugend in Erfüllung gehn, so war es mir auch dies eine Mal so gut geworden, ohne daß ich selber etwas dazu zu thun brauchte, was in der That nur selten vorkommt.

Ich war nun schon darauf gefaßt, daß sich Alles so zutragen würde, wie man es immer in Ansehung dieser Feierlichkeit beschrieben findet, und ich hatte mich nicht geirrt, denn es kam ohngefähr so heraus. Ganze Schaaren von Engeln und Geistern zogen durch die verklärte Luft und ein feuriger Thron ward für den Richter zubereitet, der sich niedersetzte, zu richten die Lebendigen und die Todten. Ein großes Posaunen fing an, zwischen dem so wunderbare Stimmen klangen, daß mein ganzes Gemüth davon erschüttert wurde. Es währte nicht lange, so zeigte sich eine Anzahl von bunten und seltsamen Gestalten, die lustig und possirlich durcheinander sprangen, es war nicht anders, als wenn sich ein Füllhorn mit den fabelhaften Göttern der alten Zeit ausgeschüttet hätte; da rannten Satyrn mit Figuren aus dem Tartarus, der finstere Pluto bewegte sich dazwischen, sammt den Furien und den Schrecknissen der Hölle, doch hatten alle ein etwas

teufelmäßigeres Colorit, als man in der Mythologie an ihnen gewohnt ist, so daß ich wohl sah, es würde nunmehr Ernst werden, und ich für mich nicht wenig besorgt war. Wie ich mich noch neugierig und be- sorgt umsah, wurde ich unter den Satyrn einen sehr armseligen gewahr, der eine Büchse in der Hand hielt und auf mich zielte, als wenn er im Begriff wäre, loszudrücken. Weil man in Träumen gewöhnlich kin- disch und furchtsam ist, so fürchtete ich mich auch vor diesem Schützen, vollends da er noch ausrief: Hier gilt weder Uebersetzen noch übersetzt werden! Welches sich darauf bezog, daß ich im ersten Taumel und Rausch gleich einen nahe stehenden Teufel nach den beiden großen Gestalten Cervantes und Shakspeare gefragt hatte. Der Schütze drückte und drückte immer noch mit drohender Miene, und ich war in jedem Au- genblick besorgt, daß der Schuß herausfahren würde, da ich mich aber stillschweigend fortzumachen suchte, faßte mich ein anderer Gesell mit Hörnern bei den Armen und rief: Bleib, Du Bärenhäuter, wie kannst Du Dich vor diesem anmaßlichen Satyr fürchten, den wir alle nicht dafür erkennen? Ich sagte hier- auf: Siehst Du denn nicht, daß er hier seinen Schützen- platz aufschlagen und mich zum Schießvogel aufstel- len will? Jener aber sagte wiederum: Seine Schützen- gilde ist verdorben und vergessen, auch hat er das Schießen niemals gelernt, er hat sich Zeit seines Le- bens mit dem Zielen, Anschlagen und Gewehr-Prä- sentiren begnügt, auch ist zum Ueberfluß kein Schuß in seiner Büchse, so daß er sich verschossen hat, ohne jemals geschossen zu haben. Ich fragte ihn, wie denn dergleichen unschuldiges Volk in ihre Gesellschaft käme

und dabei so erschrecklich große Patron-Taschen umhängen hätte? — Darüber mußt Du Dich nicht wundern, fuhr der Teufel fort; es hat sich allerhand Volks unter uns eingeschlichen, die immer lieber Teufel als Verdammte seyn wollen; aber ich hoffe, der jüngste Tag wird diesem Unfuge, nebst vielem andern ein Ende machen.

Nun sollte der Weltgeist alle seine Todten wieder lebendig machen und von unten herauf senden, worauf auf Erden ein gewaltiges Wühlen, Zittern, Rauschen, Rühren, Rutschen, Handthieren, Conferiren, Confisciren und Spekuliren entstand, indem alle die Millionen gestorbener Creaturen wieder lebendig zu werden suchten und sich die äußerste Mühe gaben, ihrer ehemaligen Seelen wieder habhaft zu werden. Da konnten nicht Seelen genug gefunden werden; es war ein solcher Handel und Wandel, eine solche Concurrenz der Leiber und ein solches Laufen nach den unsterblichen Geistern, daß ein Commerzienrath, der durch einen Zufall zuerst lebendig geworden war, die Hände vor Entzücken zusammenschlug, und sich keine andre Seligkeit wünschte, vorausgesetzt, daß er dazu gelangen sollte.

Endlich hatten sich einige Hunderttausend hervorgemacht und standen da und schauten um, ohne recht zu wissen, was mit ihnen vorgehn sollte. Der alte Nikolai steckte noch in der Erde und wollte durchaus nicht heraus, weil er gehört hatte, daß nun die reine Ewigkeit anfange; er wollte durchaus mit nichts zu schaffen haben, das irgend rein sey, weil er diesem Begriffe einen unversöhnlichen Haß geschworen habe. So sehr ein Greifen und Haschen nach Seelen war,

so wollte doch kein Mensch die seinige zu sich nehmen, so daß diese arme Seele, von ihrem Körper verschmäht und von den übrigen verachtet, ganz roth vor Schaam, immer um den eigensinnigen Körper herumflatterte und ihm die besten Worte gab, daß er sie doch nur in sich stecken möchte; er aber grub sich eigensinnigerweise immer tiefer in die Steine hinein und behauptete dreist, seine Bildung lasse es durchaus nicht zu, auf eine so erbärmliche Art wieder aufzuleben.

Da es immer wimmelnder wurde und immer voller, weil unaufhörlich neue Gestalten aus der Erde nachwuchsen, so fing der Platz bald zu gebrechen an, und einige Statistiker freuten sich laut über die große Population im Himmel, indem sie die Ursachen der Bevölkerung bald dem Clima, bald der Staatsverfassung zuschrieben, die sie sich zu studiren vornahmen, um hinter das Geheimniß zu kommen. Einige, die Könige gewesen waren, gingen unter den Leibern mit Entzücken hin und her, um die Conscription einzurichten, wobei sie den Vortheil hatten, daß jeder gestorbene Soldat von Neuem aufleben und zum Dienste wieder tüchtig seyn könne. Es thut nichts, sagte ein General, wenn auch bei'm Verhör drei Viertel von dem Geschmeiße verdammt werden sollten, sie sind nachher nur desto besser zu gebrauchen, denn so sind sie das Feuer schon gewohnt.

Einige Engel erhoben sich in himmlischer Musik und machten die ganze weite Atmosphäre wohlklingend, so daß sich die entzündeten Töne brünstig umarmten und ein mächtiger Liebesathem durch die erwachte Ewigkeit kindlich spielend zog, so daß sich die

Herzen der Frommen verklärten und sich den Strahlen der Gottheit aufthaten, wodurch in ihnen die Melodien einwohnend wurden und sich mit der dürstenden Seele küßten. Die Luft klagte und sang bräutlich nach, und wundervolle Harmonien lösten sich wie Feuerfunken auseinander ab und regneten golden in herrlichen Bögen und Schwingungen nieder. Das vollstimmige Engelchor ward entzückt und sang ein jubilirendes Lied und spielte lustig und fröhlich auf seinen himmlischen Instrumenten. Einige eben erwachte Musiker aber schrieen dazwischen: Ei was, wo bleibt der Ausdruck? Welche Empfindung soll dargestellt werden? Gebt mir den Text der Worte dazu, damit ich kapabel bin, die Musik zu verstehn, auszulegen und zu beurtheilen. Als nun die Elemente wiederklangen und sich die verklärten Erze wie Posaunen, Cymbeln und machtvolle Trompeten gebehrdeten und in sich selber willkürlich phantasirten, wollten sie diese Incorrectheit durchaus nicht leiden und fragten nach dem Musikdirector, um ihn deshalb zur Rede zu stellen. Seyd ruhig, meine Freunde, rief ein englischer Arzt, und beobachtet nur mit mir, wie hübsch und dick alle diese Engelskinder sind, wie glatt und schier; ich wollte eine ansehnliche Summe Geldes verwetten, daß sie sich die Kuhpocken haben inoculiren lassen, und auf demselben Wege hoffen wir Engländer auch noch Engel zu werden.

Das jüngste Gericht war indessen schon angefangen, und Nikolai war trotz seiner Bildung auf zweitausend Jahre verurtheilt, von den Teufeln immer Spaß anzuhören, ohne ein Wort zu sprechen. Er hatte Alles für Phantasma und übertriebene Einbil-

dungskraft erklärt und sich unvermerkt Blutigel angesetzt, um sich die ungehörige Poesie absaugen zu lassen; so stand er vor Gericht und empfing sein Urtheil, mit den Blutigeln hinten, indem er sich höflich verneigte, um seine Welt zu zeigen, die er auch noch in die jenseitige Welt hinüber gebracht hatte. Sonderbar ist es, sagte er zu sich selbst, indeß die Satyrn sich schon auf beißende Einfälle besannen, um ihn zu strafen, sonderbar ist es immer, daß diese Phantasmen nicht verschwinden, ohngeachtet die Feinde alles Excentrischen ganz lieblich saugen, und satyrisch ist es von den Bestien, daß sie mich loslassen, so wie sie nur irgend Salz wittern. Diese meine Erscheinung vom jüngsten Tage muß ich aber sogleich meinem Freunde Biester mittheilen; es soll in die berlinische Monatsschrift kommen und zwar mit der Bemerkung, daß, so wie ich mit dem Jahrhundert fortschreite, die Blutigel im Gegentheil zurückgehn, ihre Kraft verlieren und selber an Gespenster zu glauben scheinen. — Einige Satyrn führten ihn hierauf fort, um ihn in seinen künftigen Wohnort zu bringen.

Jetzt sah man eine Heerde von modernen Theologen vorbeiziehn, die alle gegen den Richterstuhl ein sehr anständiges Compliment verrichteten, sich darauf ebenfalls gegen die Herren Teufel wandten, sich mit vieler Artigkeit und freundlichem Lächeln gegen sie verneigten und dann zwischen Beide mit einer zierlichen Leichtigkeit vorbei zu schlüpfen dachten. Die Teufel aber stellten sich ihnen entgegen, so daß sie stehn bleiben mußten, worauf die Theologen ein unterhaltendes Gespräch anfingen, auch einige darunter sehr geläufig Anekdoten erzählten, um sich ein Bischen die Ewigkeit

zu vertreiben. Sie redeten viel über Toleranz und Humanität, andre hatten Listen bei sich, zum Besten der Armenanstalten, und wollten den Gehörnten eine Feder präsentiren, um sich ebenfalls in die Reihe der Wohlthuenden einzuschreiben. Die Teufel aber, die keinen Spaß verstanden, schleppten sie mit groben Redensarten vor den Richterstuhl, um da ihr Urtheil zu empfangen. Hier wurden sie verhört, doch konnte ich von der Sentenz nichts vernehmen, nur schloß ich aus den Mienen der Satyrn, daß es mit ihnen nicht zum Besten stehen würde, auch hörte ich den einen brummen, als sie wieder vorbei kamen: Dies soll Aufklärung seyn? Das sind die Früchte nach aller Cultur und der reinen Lehre, daß wir, die wir nie die Hölle genannt haben — Indem entstand ein großes Geschrei, denn einige Teufel kamen wieder hervor und baten, den gebildeten Nikolai lieber in den Himmel oder anderswo aufzunehmen, denn er sey so übermäßig langweilig und könne durchaus nicht schweigen, so daß es kein Teufel bei ihm aushalten könne, und das höllische Feuer selber auszugehn drohe. Die unendliche Barmherzigkeit ward gerührt, und er verurtheilt, in die Nichtigkeit sich zu begeben, in einem Thal, das zwischen Leben und Tod liegt, das weder Himmel noch Hölle ist, das, genau genommen, gar nicht existirt. Er ging mit Freuden hin und sagte, er wolle es sich dort wohl seyn lassen, denn es sey sein altes Vaterland, was ihm bei der Auferstehung am meisten leid gethan habe, es zu verlassen. Ueberhaupt, fuhr die Stimme des Richters fort, wollen wir die edle Ewigkeit nicht länger damit verderben, über solche Creaturen zu urtheilen, die nie da gewesen sind, und um die

ich niemals gewußt habe, laßt alle diese Gesellen dort-hin abtreten, denn sie taugen so wenig für die Hölle wie für den Himmel, wir können die Seligkeit und auch die höllischen Flammen besser brauchen. Wie war ich verwundert, daß die Menge der unzählbaren Schaaren durch dieses einzige Wort so auffallend vermindert wurde; von den Scharrfüßen, die diese Nichtigkeits-Dilettanten vor dem Throne machten, entstand ein solches Geräusch, daß man die himmlische Musik auf lange nicht hören konnte, sie zogen mit Freude und Jubiliren in ihren Aufenthalt, und an vielen wurde ich Manuskripte gewahr, die sie mit hinüber nahmen, um sie dort zu vollenden.

Eine Menge von Weibern war aufgestanden, und die Prüden drängten sich mit Gewalt vor, um zu zeigen, wie schaamhaft sie wären, denn alle waren nackt. Sie gaben mit ihrer ausgesuchten Tugend dem ganzen Himmel einen Anstoß und wollten durchaus unschuldig seyn, indem sie nichts unschuldig fanden; Alles kränkte sie und war im Stande, sie zu verführen; einige davon suchten auch ihre Seele mit den Händen zu verdecken, so außerordentlich schaamhaft waren sie. Die Teufel setzten ihnen mit groben Einfällen sehr zu, und so wie sie vor Schaam roth oder blaß wurden, leuchtete es um sie her, wie es vor einem Gewitter in den Wolken zu thun pflegt. Sie wurden alle ohne Ausnahme verdammt und klagten nur darüber, daß die Teufel, genau genommen, Männer wären, und was man also im Himmel von ihnen Arges denken könnte. Andre sagten, es wäre ihnen lieb, wenigstens mit Flammen zugedeckt zu werden, denn in der Se-

ligkeit würde ihre Keuschheit auf eine zu schlimme Probe gesetzt seyn. Darauf gingen sie mit vieler Decenz fort und mir war wieder frei zu Muthe, weil ich mich bis dahin geschämt hatte, ihre unanständige Schaam mit anzusehn.

Indem ich noch nachdachte, kam Jean Paul herbeigesprungen und sagte: Ist es nicht zu arg, daß da der jüngste Tag plötzlich hereinbricht, ohne ihn nur ein Bischen zu motiviren? denn was wollen denn die paar sechs oder sieben tausend Alphabete sagen? Und seht Euch nur um, wie prosaisch und gewöhnlich es dabei zugeht. Das hätte ich ganz anders beschreiben wollen. Er hörte meine Antwort nicht an, sondern lief in aller Eil den Prüden nach, die schon weit entfernt waren und von denen er nur noch die letzte erhaschte. Edle, reine Seele! rief er aus, liesest Du noch so fleißig die Rolle der Klotilde? Sie verneigte sich und trat anständig zurück, entschuldigte sich, daß sie für diesmal verdammt wäre, aber vielleicht in Zukunft wieder die Ehre haben würde. Er schüttelte voll Verwunderung den Kopf und verlor sich in der Menge.

Jetzt traten viele Hausväter und Hausmütter mit vielen Kindern auf, und jedes hatte etliche Kinderbücher unter dem Arm, in die sie zuweilen sahen, um ihr Betragen zu reguliren, auch wurden sie nicht selten von den verständigen Eltern zum guten Wandel vermahnt. Der Vater, ein sehr achtbarer Mann, schaute mit einem bedeutungsvollen Blicke umher, schien die Anstalten zu mustern und zuckte mit den Achseln. Ei, ei, hub er hierauf an, indem er sich ge-

gen den allmächtigen Richter wandte, hätt' ich doch gedacht, daß einer, der seit Ewigkeit ist, also ein ziemliches Alter hat, mehr Rücksicht auf Kinder und ihren zarten Verstand haben würde! Was sollen sie sich nun wohl hieraus nehmen? Habe ich sie dazu so fleißig unterrichtet, daß sie nun noch, nach ihrem Tode, in einen gefährlichen Aberglauben fallen sollen? Als nun Alles so blieb, wie es war, wandte er sich an einige von den angesehensten Engeln und sagte: Ei Kinder, thut mir doch den Gefallen und schafft mir die Fratzen fort, besonders die Teufel da, die ich gar nicht ausstehn kann; was soll die zarte Kinderphantasie mit dergleichen Mißgeburten der Phantasie? — Als die Teufel über diese Reden sämmtlich zu lachen anfingen, wandte er sich unwillig weg und demonstrirte seinen Kindern, daß sie nur an nichts glauben möchten, was sie dort vor sich sähen, denn es sey zumal nur Phantasterei, und Ueberbleibsel aus dem Mönchszeitalter. Nach einigen Unterredungen mit den Teufeln, begab er sich, nebst allen Kindern, in die Nichtigkeit, wo er viele vernünftige Aufklärung anzutreffen hoffte.

Es war eine kleine Ruhe gewesen, als man plötzlich, mit großem Erstaunen, ein fürchterliches Wühlen und Arbeiten im Erdboden wahrnahm; es warf mit großen Schollen um sich, und die Erde schien sehr von den Geburtsschmerzen zu leiden und wenigstens einige entsetzliche Riesen anzukündigen. Einige riethen auf den Goliath, Andre auf Titanen, aber Beide irrten, denn es kam nichts weiter, als große Ballen Papier hervor, überschrieben: Allgemeine

Literatur-Zeitung. Nun wahrlich, rief ein alter Gelehrter, wem fällt doch hierbei nicht das Horazianische Parturiunt montes ein? Kaum hatten die Teufel das Schauspiel gesehn, als eiligst einige herbeikamen und die Papiere vollends hervorholten, indem einer unter ihnen in einem erschrecklichen Aerger schrie: Nein, wahrlich, die Unverschämtheit geht denn doch zu weit, daß ein Ding, das niemals eine Spur von Leben gezeigt hat, nun bei der allgemeinen Auferstehung auch mit auferstehen will! Ihr denkt wohl, ihr Jahrgänge, daß man auch hier in der Confusion fünfe wird gerade seyn lassen? Ihr meint, wenn ihr euch nur lebendig anstellt, so sey es damit schon genug, wie in jenem Leben. Aber nein, mein Freund, hier lassen wir uns nicht die Katze im Sacke verkaufen. Die Literatur-Zeitung stellte sich hierauf hin und sprach in lateinischen Lettern allerhand von den Zeichen der Zeit und von jungen übermüthigen Menschen, und daß sie schon sechszehn Jahre gedruckt werde, und daß sie viel für's Geld liefre und daß sie freilich lebe, und daß sie, und daß sie, ꝛc. — Der Teufel aber nahm sie ohne Umstände bei den Ohren und riß ihr unvorsichtig das All vom Kopfe herunter, so daß nur noch Gemeine übrig blieb, und so wurde sie vor den Richterstuhl hingestellt. Der Richter sah sie ungnädig an und sagte: Hab' ich in meinen Gesetzen nicht geboten, Du sollst nicht recensiren? Ich habe, rief hierauf mit großem Eifer der Herausgeber, der in den Papieren wohnte, verstanden: Du sollst nicht raisonniren, und das habe ich auch treulich gehalten; aber wo steht übrigens das Gebot? denn die Orientalia sind

nicht mein Fach. In dem Gebote ist es mit begriffen, versetzte der Richter: Du sollst nicht falsch Zeugniß ablegen wider Deinen Nächsten.

Wenn sie nur Verstand gehabt hätte, sagte ein Philosoph, so hätte man ihr die falschen Zeugnisse noch verzeihen können, aber so war keine Spur einer Intelligenz in ihr zu finden. Nun meiner Seel, hörte man den Sekretair von unten rufen, der noch wie die Wurzel in der Erde saß, das sind doch handgreifliche Lügen, denn jedermann weiß, daß wir sogar ein eigenes Intelligenz-Blatt gehalten haben, was überdies noch unentgeltlich ausgegeben wurde. Ueberhaupt, fuhr der Herausgeber fort, kehre sich ein hohes Gericht nur an keine Pasquille gegen die löbliche Anstalt, denn Alles, was man dagegen sagen kann, ist doch nur erstunken und erlogen. Seyd nicht so grob, fuhr ihn ein Teufel an. Warum haben sie uns ein Ohr abgerissen, sprach Jener, es geschieht nur, um im Charakter zu bleiben. Nein, im Gegentheil, allerseits hochzuehrende Unsterbliche, hier treffen wir eine allerliebste Ewigkeit an, da hoff' ich noch manchen Jahrgang zum Druck zu befördern, und da doch gleichsam ein neues Jahrhundert eintritt, so wollen wir auch einen ganz neuen Plan dazu machen und sauber mit der Zeit fortgehn, denn stehn bleiben muß man freilich nicht. Wie wär's, meine sämmtlichen Herren Theilnehmer (die Sie an der Literatur und an meinem Unfalle Theil nehmen), wenn wir hier, wo wir leider so viel Leben, Unsterblichkeit und dergleichen vor uns sehn, womit wir nichts anzufangen wissen, aus unsrer Literatur-Zeitung vermöge des neuen Plans

eine Allgemeine Lethargie-Zeitung einrichteten, so wäre uns trefflich geholfen! Er wollte immer noch weiter sprechen, aber er wurde mit allem Papier in das Reich der Nichtigkeit transportirt, wo er fast unentbehrlich war.

Ich hatte mich an dem letzten Schauspiele sehr ergötzt, als mich ein gewandter Teufel, ehe ich's vermuthen konnte, selber bei'm Kragen ergriff, und mich, alles meines Zappelns ungeachtet, vor den Richterstuhl führte. Ich hörte rings um mich her lachen, und mir fiel unter Seufzen das Sprichwort ein: wer zuletzt lacht, lacht am besten. Der Richter fragte mich sehr ernsthaft, wie ich mich hätte unterfangen können, im Zerbino würdige Schulmänner, die zur Verbesserung der Schulen und der Aufklärung, zur Einführung von gutdenkenden Monatsschriften so vielen Eifer, Mühe, Zeit, fast Verstand aufgewandt hätten, unter dem nichtswürdigen Bilde eines Stallmeisters, eines Hundes vorzustellen? Ich antwortete, er suchte Personalien, ich habe es nicht so schlimm gemeint, hoffe ich doch auch nicht jener Autor zu seyn, der dort geschildert sey.

Aber, fuhr die Stimme fort, Du kannst nicht läugnen, daß Du große und angesehene Männer in demselben Werke heruntergesetzt und verachtet hast, sie zum Theil mit Namen genannt, zum Theil in Wortspielen hämischer Weise versteckt, wie Dir denn fast Niemand recht ist.

Es war so böse nicht gemeint, fiel ich zitternd ein, ich habe gedacht, Du hieltest vom Spaße was.

Das ist Deine ewige Ausrede, war die Antwort,

wenn Du nicht weiter kannst, aber wenn ich Dir auch Alles vergeben wollte, kannst Du es läugnen oder entschuldigen, daß Du schon gegenwärtiges jüngstes Gericht im Voraus geschildert und lächerlich gemacht hast?

Der Vorwurf kam mir unerwartet, ich verstummte, die Angst bemächtigte sich meiner, als ich zu meinem Glücke erwachte.